HELMUT SÜNDERMANN

ALTER FEIND – WAS NUN?

Wiederbegegnung mit England und Engländern







Während der Münchner Konferenz

(v. l. n. r.: Adolf Hitler, Hermann Göring, Dolmetscher, Neville Chamberlain)

HELMUT SÜNDERMANN

ALTER FEIND – WAS NUN?

WIEDERBEGEGNUNG
MIT ENGLAND UND ENGLÄNDERN

DRUFFEL-VERLAG

LEONI AM STARNBERGER SEE

Bilder: dpa Deutsche Presse-Agentur, Hamburg (1), Historisches Bildarchiv Handke, Bad Berneck (1), Keystone Press Agency Ltd., London (1), Paul Popper Ltd., London (1), Ullstein-Bilderdienst, Berlin (2)

1956

 Satz, Druck und Bindearbeiten: Dr. F. P. Datterer & Cie. - Inhaber Sellier - Freising · Printed in Germany

Index

Zur Vorgeschichte und Geschichte des Ersten Weltkrieges:

Zur Geschichte der Pariser Konferenz und des Versailler Diktates:

Zur Vorgeschichte und Geschichte des Zweiten Weltkrieges:

Der Gast aus London

Mit dem höflichen Lächeln um die Lippen, das in seiner Heimat als Zeichen guter Erziehung gilt und mit dem sich auch Ernstes angenehmer sagen läßt als mit der uns gewohnten Denkermiene, sitzt der Gast aus London im weißen Gartenstuhl am See und blinzelt über das sonnenbeschienene Wasser zu den fernen Bergen hin.

Es ist nun schon fast ein Jahrzehnt vergangen, seit sich über dieses schöne Land eine Flut fremder Truppen ergoß und in ihrem Gefolge das bittere Schicksal von Besatzung, Ohnmacht und Aufteilung, das viel langsamer weicht als es kam.

„Glauben Sie ja nicht, daß wir Engländer uns heute als glückliche Sieger fühlen. Diese verrückten beiden Weltkriege waren für Deutschland eine Katastrophe, für England zumindest ein großes Unglück. Vor 1914 war England mächtig und Deutschland groß. Heute ist Amerika – dieses vor fünfzig Jahren noch gar nicht recht ernstgenommene Amerika – die erste Weltmacht und Rußland ist noch größer, noch drohender als es damals schon war. Das ist die Quittung!"

„Die Quittung – für was?"

„Die Quittung für das Paket Wahnvorstellungen, das uns um die Jahrhundertwende von Gott weiß wem aufgepackt wurde und das wir seitdem zu unserem und Euerem Verderben mit uns herumschleppen."

Fragend blicke ich den seltsamen Gast an, dessen Lächeln etwas bitter geworden ist; er wird nun lebhaft:

„Glauben Sie mir, keiner der beiden Kriege wäre gekommen, wenn nicht London gewesen wäre. Ihr Deutschen schreibt Euch die Finger krumm über die Frage, ob etwa Bismarck oder der Kaiser Wilhelm oder Euer Hitler an den Kriegen ‚schuld' waren. Macht doch endlich Eure Augen auf; bemerkt Ihr denn nicht die Ironie im Blick Eurer alten Feinde, wenn Ihr Euch auf Eure Kosten ereifert?! Schaut Euch an, was wirklich geschehen ist und wie es gemacht wurde, dann werdet Ihr keine dreiunddreißig Verbeugungen mehr vor uns machen wollen."

„Dreiunddreißig Verbeugungen?"

„Ich nenne das die ‚dreiunddreißig Verbeugungen' seit eine deutsche Patientin (der Gast ist Londoner Arzt) mich aufforderte, auf meiner Reise ihren Vater zu besuchen – der mache, wie die meisten Deutschen, vor jedem Engländer dreiunddreißig Respektsverbeugungen. Schaut Euch die Engländer doch endlich einmal so an, wie sie wirklich sind: seht nicht das eine Mal nur das ‚perfide Albion' und das nächste Mal nur ‚Gottes auserwähltes Volk'. Wir können gewiß selbstsüchtig und sogar gemein sein, aber auch recht anständig und zäh, wir können klug sein, aber auch sehr töricht. Ich fürchte, wir haben in diesem Jahrhundert mehr dem letzteren Extrem gehuldigt und das Ergebnis ist dementsprechend."

Das Lächeln ist nun endgültig aus seinem Gesicht geschwunden: „Sind Sie sich klar darüber, daß ohne diesen englisch-deutschen Konflikt in unserem Jahrhundert – es war der einzige Zusammenstoß zwischen den Briten und Deutschen in tausend Jahren – die Welt heute ganz anders und vermutlich sehr viel erfreulicher aussehen würde?!"

Zum ersten Mal in diesem Gespräch antworte ich:

„Ich bin mir nicht nur klar darüber, ich glaube auch, daß noch nicht alles verloren ist."

*

Aus dieser merkwürdigen Begegnung entstand der Plan zu diesem Buch: zu den Skizzen über Vergessenes und Unbekanntes, die es einleiten, zu der Reise, von der es berichtet, und zu dem Ausblick, den es entwirft.

Der ‚herrliche Condottiere in der Admiralität‘

Des Winston Spencer Churchill Erster Akt

Dem britischen Kabinett von 1907 gehörte ein damals dreiunddreißigjähriger junger Mann in der Stellung eines Unterstaatssekretärs für Kolonien an. Dieses Amt war nicht unwichtig, denn der Minister, ein Lord Elgin, war Oberhausmitglied und mußte die Vertretung des Kolonialministeriums im Unterhaus seinem Mitarbeiter überlassen, der nicht zuletzt deshalb sich mit diesem bescheidenen Posten abgefunden hatte.

Der Ausdruck „abgefunden“ ist nicht übertrieben gewählt, denn der junge Mann, von dem die Rede ist, hat sich in seinem ganzen Leben nie durch Bescheidenheit ausgezeichnet und außerdem war er schon damals kein Unbekannter mehr; in der Folgezeit ist er sogar ein sehr Bekannter geworden: mit diesem Hinweis versetzen wir uns in das erste schon vom Staub der Historie überdeckte Jahrzehnt einer politischen Laufbahn, die auch heute noch nicht ganz zu Ende ist: die Laufbahn des jetzigen Sir Winston Spencer Churchill, zurückgetretenen Premierministers, Ritters des Hosenbandordens.

*

Schon in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte der junge Winston eine ungewöhnliche Gabe entwickelt, das Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit auf sich zu lenken. Seine amerikanische Mutter war Tochter eines New Yorker Zeitungsverlegers und so war ihm der Spürsinn für Publizistik mit in die Wiege gelegt worden. Von väterlicher Seite - einer seiner Vorfahren war der berühmte Herzog von Marlborough - hatte er dazu recht militaristische Neigungen geerbt. „Wie schön sich vorzustellen“ - das war seine Meinung als Neunzehnjähriger - „man wäre 1793 erst 19 Jahre alt gewesen und hätte noch mehr als zwanzig Jahre Krieg vor sich gehabt.“

Beide Erbströme verdichteten sich in der selbstgewählten Aufgabe des Kriegsberichterstatters, der nur zunächst durch einen bedauerlichen Mangel an kriegerischen Auseinandersetzungen in jener für Churchills Geschmack viel zu friedlichen Zeit enge Grenzen gesetzt waren.

Immerhin gab es da gelegentliche Kämpfe an den Grenzen Indiens und der Kavallerieleutnant Winston Churchill zögerte nicht, das Angenehme wo irgend möglich mit dem Nützlichen zu verbinden, mit und ohne Urlaub seines Regiments an diesen Ereignissen teilzunehmen und in Londoner Zeitungen darüber vielbeachtete Artikel zu veröffentlichen. Auf der Suche nach einem bedeutenderen Krieg reiste er 1895 nach Cuba, wo es nicht nur wie in Indien Strafexpeditionen gegen Eingeborene gab, sondern wo ernstlich zwischen aufständischen und spanischen Truppen gekämpft wurde. Er kam zwar fast zu spät, aber eine Schießerei erlebte er doch noch mit.

Als dann im Jahre 1898 die englische Armee - für Churchills Gefühle: endlich - eine größere Unternehmung, nämlich den Feldzug im Sudan, unternahm, um den Aufstand des Mahdi niederzuschlagen, war es für den jungen Kriegshelden ein leidenschaftliches Bedürfnis, auch hier auffällig mitzuwirken. Die Sache hatte freilich einen Haken - der in Indien stationierte Leutnant Churchill war bereits als Kriegsberichterstatter bekannt geworden und der Oberbefehlshaber Lord Kitchener, der der reaktionären Auffassung war, ein Subalternoffizier solle sich um seinen Dienst und um sonst nichts auf der Welt kümmern, hatte beschlossen, den Mahdi ohne die militärischen Ratschläge und ohne die publizistische Mitwirkung des Winston Churchill zu besiegen. Auch in der britischen Armee neigt man dazu, der Meinungsäußerung eines Feldmarschalls in Leutnantsangelegenheiten eine gewisse abschließende Wirkung beizumessen und so ist der weitere Verlauf dieser kleinen Geschichte recht verblüffend: die ablehnende Nachricht des Oberbefehlshabers im Sudan veranlaßt den jungen Mann keineswegs, sich nunmehr errötend der Vorbereitung des nächsten Schwadronsexerzierens zuzuwenden - im Gegenteil, er packt seine Koffer, reist nach London, bestürmt die Ministerien und sogar den Premierminister, reist schließlich trotz neuerlicher Absage Kitcheners nach Ägypten und nilaufwärts, wo er gerade noch zurechtkommt, um als Schlachtenbummler an der berühmt gewordenen Schlacht von Omdurman teilzunehmen und farbige Berichte darüber zu veröffentlichen, die in einer Zeit, in der Kriege noch ohne Pressehauptquartiere ausgefochten wurden, das ihrem Verfasser erwünschte Aufsehen erregten.

Nach dieser Vorgeschichte überrascht es nicht, daß der leidenschaftliche Winston dann auch im Burenkrieg eine ähnlich selbstgewählte und aufregende Rolle spielte – sie war in Anlage und Durchführung sogar so dramatisch, daß der Londoner „Star“ sich hinsichtlich des Korrespondenten der „Morningpost“ zur ironischen Frage veranlaßt fühlte, „ob eigentlich Feldmarschall Roberts oder Winston Churchill den Sieg über die Buren erfochten hat“. Churchills Leistung war in der Tat zwar nicht strategisch, aber außerordentlich publikumswirksam: er war beim Vorstoß eines Panzerzuges in die Gefangenschaft der Buren geraten, aber aus dem Lager entflohen und – nachdem er längst totgeglaubt war – unter einer Waggonladung Wolle versteckt wohlbehalten in Portugiesisch-Angola eingetroffen: eine Unternehmung, die ausreichte, um ihn in den Augen des britischen Publikums mit heroischem Glanz zu umgeben und ihm den Unterhaussitz von Oldham zu sichern.

Das war der nicht gerade mühelose, aber doch sehr wirkungsvolle Eintritt Churchills in die Politik des 20. Jahrhunderts, das inzwischen knapp angebrochen war.

Die Erwartungen des Sechsundzwanzigjährigen wurden zunächst bitter enttäuscht; er gehörte zwar der Regierungspartei – den Konservativen – an, aber diese dachten nicht daran, dem Zeitungshelden aus dem Burenkrieg ein Regierungsamt anzutragen und so sah er sich auf die hinteren Bänke des Unterhauses verwiesen. Seine wenigen Reden erregten kaum mehr als freundliches Gemurmel, von wirklichem Interesse sind sie erst für den heutigen Leser, der vor Augen hat, was dieser junge Abgeordnete später auf seine Fahnen schrieb.

> „Zu diesem Zeitpunkt“, so vernehmen wir am 13. Mai 1901 aus einer seiner ersten Unterhausreden, „da mächtige Nationen aneinanderdrängen, jede einzelne verbittert und entflammt, zu diesem Zeitpunkt, da die Hilfsmittel von Wissenschaft und Zivilisation alles hinwegfegen, was einen Ausbruch mildern könnte, kann ein europäischer Krieg nur in dem Untergang des Besiegten und in der fatalen Erschöpfung des Eroberers und in der Verwirrung seiner Handelsbeziehungen enden...“

Wäre es nicht wahrscheinlich, daß auch jene Rede – wie so manche spätere – weniger von Einsicht und Überzeugung als

von dem brennenden Wunsche diktiert war, die Aufmerksamkeit auf eine Person, nämlich die eigene, zu lenken, so ließe sich in diese durch die späteren Ereignisse so sehr bestätigten Worte ein tragischer Konflikt zwischen Weisheit der Jugend und Torheit des Alters hineinlesen!

Aufsehenerregend war Churchills Stellungnahme damals freilich nicht, er bekannte sich damit nur zu den Auffassungen, die der seinerzeitige Handelsminister Joseph Chamberlain in einer vielbeachteten Rede vom 30. November 1899 deutlich genug ausgesprochen hatte:

> „Es gibt noch etwas, was meines Erachtens jeder weitsichtige Staatsmann schon lange gewünscht haben muß, nämlich, daß wir nicht ständig auf dem europäischen Kontinent isoliert bleiben sollten. Und ich glaube, daß in dem Augenblick, als dieser Gedanke lebendig wurde, es jedem klar sein mußte, daß *die natürliche Allianz* die zwischen uns und dem großen Deutschen Reiche wäre... *Ich wüßte nichts, was in der nächsten Zukunft unsere und die deutschen Interessen in Gegensatz bringen könnte.*"

Von solchen Auffassungen bis zu Sir Eyre Crowes „Germaniam esse delendam"* war ein weiter Weg und es hat den Anschein, daß auch Churchill ihn zunächst nur zögernd zurückgelegt hat.

Sein Übertritt zu den Liberalen, der ihm 1906, als diese Partei die Regierung bildete, endlich das ersehnte öffentliche Amt - jenes Unterstaatssekretariat im Kolonialministerium, später das Innenministerium - bescherte, hatte ihm offenbar zunächst noch keinen Anlaß geboten, auch seine Auffassungen hinsichtlich Deutschlands zu wechseln. Noch im Jahre 1908 zeigte er sich als Gegner eines britischen Eingreifens auf dem Kontinent und er versicherte damals - wenn wir seiner Biographin glauben dürfen - in Wahlversammlungen, „daß Deutschland nichts hätte, worum man kämpfen könnte, keinen Preis, für den man eine Schlacht schlagen würde und keinen Platz, sie zu schlagen"** und aus 1909 ist uns folgendes Zitat eines an den Vorsitzenden der Liberalen Vereinigung von Dundee gerichteten Briefes über-

---

* Vgl. nächstes Kapitel.

** Virgina Cowles: Winston Churchill, Deutsche Übersetzung, München 1954, Seite 152.

liefert*, in dem das deutsche Problem mit aller wünschenswerten Deutlichkeit erörtert wird:

„Ich habe", so schreibt Churchill damals in seinem zu Wahlzwecken veröffentlichten Brief, „den größten Irrtum bis zuletzt gelassen. Es ist der, daß es einen tiefen Interessensgegensatz zwischen dem deutschen und dem englischen Volk gebe, der nur durch eine äußerste Kraftprobe gelöst werden könne und der uns einem wechselvollen Schicksal unwiderstehlich entgegentreibe. Keine verhängnisvollere Vorstellung könnte das Hirn eines Staatsmannes lähmen. Es gibt keinen natürlichen Gegensatz zwischen den Interessen des englischen und des deutschen Volkes... Es gibt zweifellos eine Rivalität im Handel. Es gibt aber auch eine wirkliche und wachsende Abhängigkeit. Keine kontinentale Nation ist unserem Handel notwendiger als Deutschland. Es ist unser bester Kunde, wie wir es von ihm sind... *Wenn allmählich ein ernsthafter Gegensatz zwischen beiden Völkern hervorgerufen worden ist, so wird dieser nicht zurückzuführen sein auf das Wirken irgendwelcher natürlicher oder unpersönlicher Kräfte, sondern auf die verbrecherische Tätigkeit einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Persönlichkeiten in beiden Ländern und auf sträfliche Leichtgläubigkeit breiter Volksschichten.* Es wird die erste Pflicht einsichtsvoller und führender Männer sein, diesen wie ein Alpdruck auf uns lastenden Stimmungen entgegenzutreten und die gehässigen und täuschenden Annahmen zurückzuweisen."

Diese Zeilen waren die letzte heftige Aufwallung seiner bisherigen Ansichten, denn schon aus dem Jahre darauf liegen uns die ersten Dokumente eines völligen Gesinnungswandels vor – die gleiche stürmische Leidenschaft, mit der er bisher „die verbrecherische Tätigkeit einer kleinen Anzahl von Personen" beschuldigte, verwandte er nun drauf, sich an die Spitze der Gruppe zu setzen, die Deutschland als den Feind Nr. 1 proklamierte und die sich auf die „äußerste Kraftprobe" mit Entschiedenheit vorbereitete.

Wir wissen nichts von den tieferen Gründen, die Churchill damals bewogen haben, die Wandlung von einem Verfechter des

* Nach Dr. Otto Kriegk: Wer treibt England in den Krieg? Berlin 1939, Seite 93.

Ausgleichs zu einem Wortführer des Kampfes gegen Deutschland zu vollziehen, sicher ist nur, daß seine politische Laufbahn damals eine dramatische Wendung nahm. Die anti-deutsche These bot Churchill wie über Nacht alles, wonach sein abenteuerliches Herz begehrte: Aufsehen, Amt und Würden, Krieg und geschichtlichen Lorbeer.

Als es mit den Liberalen abwärts ging, hat er später nochmals seine Partei gewechselt, der Formel „Deutschland ist an allem schuld" ist er treu geblieben, sie hat ihm gehalten, was er sich davon versprach.

*

Am 23. Oktober 1911 zieht Winston Churchill - großartiger Gewinn aus seiner neuen außenpolitischen Gesinnung - im Alter von 37 Jahren als Erster Lord der Admiralität in Londons vornehmstes Ministerium ein; sein Auftrag und leidenschaftlicher Wunsch ist es, die britische Flotte noch schlagkräftiger gegenüber der deutschen zu machen, als sie es sowieso schon ist.

Es muß hier eingeschaltet werden, daß sich des englischen Admirals Fisher Meinung von 1906, mit dem neuen großen Schlachtschifftyp die deutsche Flotte auf lange Sicht geradezu lahmgelegt zu haben, inzwischen als Irrtum erwiesen hatte*. Das Gegenteil war der Fall - die durch den Übergang zum Großkampfschiffbau eingetretene, für Deutschland nicht ungefährliche Lageveränderung gab den deutschen Flottenbauern soviel leidenschaftlichen Auftrieb, daß die Jahre 1908-1911 insoferne ein ernstliches Wettrüsten brachten, als es sich Tirpitz angelegen sein ließ, drei deutsche Schlachtschiffe für je vier britische zu bauen. Von 1912 ab mäßigte sich das deutsche Schiffsbautempo wieder beträchtlich und als Vergleichsformel wurde von beiden Seiten stillschweigend anerkannt, daß auf 16 britische 10 deutsche Neubauten treffen sollten. Tatsächlich war das Stärkeverhältnis für England nie ungünstiger als 16:10, wobei noch zu berücksichtigen war, daß die französische und die russische Flotte mit England verbündet waren, während der Verbündete Deutschlands, Österreich-Ungarn, keine Großkampfschiffe besaß.

---

* Vgl. nächstes Kapitel.

Angesichts dieser Tatsachen liest es sich mehr als erstaunlich, daß Churchill in seinen Erinnerungen aus dem Zweiten Weltkrieg (Band II, Seite 16) rückblickend von einer „furchtbaren Lage zur See" spricht, in der sich England bei Kriegsausbruch 1914 angeblich befunden habe. Man sieht daraus nur, wie sorgfältig der alte Churchill an den Schlagworten festhält, die er in jungen Jahren so erfolgreich zu prägen verstand - und die schon im Jahre 1912 ein britischer Journalist (A. G. Gardiner im damaligen „Daily News") aufschlußreich ironisierte:

> „Sein furchtbares Bild der deutschen Bedrohung: Er glaubt all das, weil sein Geist, wenn er einmal von einer Idee gepackt ist, sie mit erstaunlicher Schnelligkeit dramatisiert, bis schließlich der Himmel von ihr verdüstert wird."

Diese Bemerkung aus der ersten Zeit seines Wirkens in der britischen Admiralität zeichnet messerscharf den vorherrschenden Charakterzug in Churchills Wesen so, wie er sich auch späterhin immer wieder zeigte. Im Gegensatz zu Crowe, den wir als kühlen Juristen finden werden, der stets das englische Sprichwort: „Make a lie and stick to it" (Wenn Du eine Lüge sagst, dann halte daran fest) vor Augen hat und der gewiß nie eine Sekunde lang selbst daran geglaubt hat, daß Deutschland wirklich willens und in der Lage sei, England zu „überfallen" und das Empire zu „zerstückeln" - verfügt Churchill über jene geheimnisvolle Kraft, die der Wissenschaftler „Selbstsuggestion" nennt: er vermag sich in gewisse Vorstellungen mit solcher Heftigkeit hineinzusteigern, daß er schließlich von ihrer Richtigkeit zutiefst überzeugt ist und sie - das ist das Üble daran - mit der Leidenschaft und der Wortgewalt eines Barrikadenkämpfers verbreiten kann. Das Wirken des Sir Eyre Crowe ist den Historikern - und eigentlich nur ihnen - erst sichtbar geworden, als die Schränke mit den Geheimakten sich öffneten, das Wirken Churchills ließ und läßt sich aus den Schlagzeilen der Zeitungen ablesen.

Wenn irgend etwas in der Weltgeschichte als „Glück" oder „Unglück" abgestempelt werden kann, so verdient die letztere Bezeichnung gewiß der Umstand, daß die rege Phantasie des Winston Churchill sich fast vier Jahrzehnte hindurch - mit wenigen Pausen, in denen sich sein lebhafter Geist anderen Gegenständen zuwandte, ohne an ihnen rechte Befriedigung zu

empfinden - mit Deutschland und den Deutschen beschäftigte, wobei er es natürlich vermied in die deutschen Probleme einzudringen; das hätte den Flug seiner Gedanken, den Glanz seiner Reden und die Kühnheit seiner Taten beeinträchtigen müssen.

Der heutige Betrachter jener längstvergangenen - und doch auf unsere Gegenwart noch einwirkenden - Epoche ist geneigt, die Rolle des knapp vierzigjährigen Churchill im Vorstadium des Ersten Weltkrieges seinem damaligen Alter angemessen als nicht allzu bedeutsam und einflußreich zu bewerten.

Immerhin läßt sich nicht übersehen, daß die verantwortlichen Politiker von damals in ihrem zähen Wirken für die Neuorientierung der britischen Politik nun die unschätzbare Hilfe eines feurigen, zu einprägsamen öffentlichen Parolen fähigen und gewillten Streitgenossen erhielten - was an diplomatischem Kurswechsel sich in diesen Jahren in den geheimnisumwitterten Räumen des Foreign Office vollzog, trat nun mit Churchills Hilfe in das volle Licht des Tages und verband sich mit dem patriotischen Glanz der von ihm vertretenen britischen Flotte, die damals noch das Symbol britischer Kraft und Größe war.

„*Mr. Churchill war der Führer der Kriegspartei im Kabinett*" - dieser kraftvolle Satz stammt weder aus einer lobspendenden Biographie noch aus einem boshaften Pamphlet, sondern von einem Manne, der es wissen mußte: Lord Beaverbrook trifft diese bemerkenswerte Feststellung in seinem aufschlußreichen Buch „Politicians and the war 1914-1916" (Band I, Seite 31). Wenn Lord Beaverbrook erklärend hinzufügt, daß Churchills Amt in der Admiralität ihn dazu gebracht habe „Deutschland zu betrachten, wie ein Geschäftsmann seinen Konkurrenten", so verwechselt er Ursache und Wirkung, denn *zuerst* entdeckte Churchill in Deutschland den „Feind Nr. 1" und *dann*, vielleicht auch: *deshalb* wurde er Erster Lord der Admiralität.

*

Beaverbrooks Bemerkung, Churchill sei der Führer der Kriegs*partei* im Kabinett Asquith gewesen, bezeichnet interessant auch die Tatsache, daß die englische Regierung von 1914 und außerdem die sie stützende Liberale Partei keineswegs einhellig den



Churchill im Jahre 1914



Kurs der Kriegsentschlossenen billigten und auch nur eine geringe Ahnung davon hatten, wie sehr sich das britische Außenministerium wenn auch nicht schriftlich so doch moralisch bereits an Frankreich und Rußland gebunden hatte. In den kritischen Tagen gab es im britischen Kabinett beträchtliche Kräfte, die das ganze Gebäude der Bindungen und Verpflichtungen des Foreign Office um Haaresbreite zum Einsturz gebracht hätten. Beaverbrook nennt außer der „Kriegspartei“ im Kabinett und der „Neutralitäts“-Partei noch eine beachtliche Gruppe, die in den entscheidenden Tagen sich dafür aussprach, gewisse Bedingungen zu formulieren, sie in Berlin mitzuteilen und unter der Voraussetzung ihrer Einhaltung neutral zu bleiben. Das wäre eine vom britischen Standpunkt aus sehr vorteilhafte Regelung gewesen – sie hätte der britischen Regierung von vorneherein eine Schiedsrichterstellung für den Friedenschluß gewährt und sie hätte jedenfalls die belgischen Küstengebiete von deutschen Truppen freigehalten.

In den spannungsvollen Juliwochen des Jahres 1914, die diesen Krisentagen unmittelbar vorausgingen, hat Winston Churchill zum ersten Male selbst in das Rad der Weltgeschichte eingegriffen – durch Maßnahmen, die ein so ungewöhnliches Maß von Voraussicht bewiesen, daß nach Nürnberger Recht sie allein genügt hätten, ihren Urheber dem Henker zu überantworten*.

Bereits im Herbst 1913 hat der Erste Lord der Admiralität bei der Besprechung des Marinehaushalts im Unterhaus angeregt, im Sommer 1914 die üblichen Manöver ausfallen zu lassen und statt dessen eine Probemobilmachung der sog. III. Flotte durchzuführen, wobei die dazugehörige Flottenreserve auf Kriegsfuß gebracht und die Reserveoffiziere eingezogen werden sollten. Ohne noch weiter das Parlament zu fragen, erweiterte Churchill den Plan im Frühjahr 1914, indem er die Probemobilmachung auch auf die II. Flotte ausdehnte, so daß auch deren Schiffe wie die der III. Flotte überholt, instandgesetzt und auf Kriegsfuß gebracht wurden.

Erstmalig in der Geschichte der britischen Flotte wurde damit ihr gesamter Mobilmachungsapparat einer großangelegten

* Vgl. dazu die gründliche Darstellung von Kurt Aßmann: Die englische Mobilmachung 1914, Berliner Monatshefte Jahrgang 1936, Seite 677ff.

Übung unterzogen. Über 20000 Reservisten wurden – ohne daß es dafür eine gesetzliche Handhabe gab – auf die Schiffe beordert. Während die technischen Vorarbeiten natürlich viele Monate in Anspruch nahmen, wurden die Einberufungsbefehle am 10. Juli 1914 ausgegeben und die Flotte für den 13. Juli bei Spithead versammelt, wo sie bis zum 19. Juli Übungen abhielt. Am 20. Juli fand die große Parade der nicht weniger als 460 Kriegsschiffe vor dem englischen König statt.

Wollte man die ganze Geschichte dieser erstaunlichen Mobilmachung und ihr zeitliches Zusammentreffen mit der durch die Ermordnung des österreichischen Thronfolgers entstandenen europäischen Krise als Zufall abtun, so versagt diese Erklärung vom Zeitpunkt dieser Parade ab – denn aller Tradition nach hätten nun die Übungen ihr Ende gefunden und die Flotte mußte wieder auf den Friedensstand gebracht werden. Das war aber nicht der Fall; die Flotte blieb zunächst ohne Angabe von Gründen weiter versammelt und am 26. Juli – am Tage nach der Überreichung des österreichischen Ultimatums an Serbien – entschloß sich Churchill, nachdem er zwar den Außenminister Grey, nicht aber das Kabinett befragt hatte, öffentlich mitzuteilen, daß die Flotte nicht demobilisiert werde, sondern auf Kriegsfuß bleibe.

Der Eindruck dieser eigenwilligen Maßnahmen war bedeutend – sowohl in Frankreich wie in Rußland wirkte dieses kühne Voranschreiten Englands in der Mobilisierung wie ein Signal.

*

So handelte die „Kriegspartei“ im britischen Kabinett und so verdiente sich Churchill die Führerrolle. Schließlich gelang es ihm noch, den wichtigsten Mann im Kabinett: den Schatzkanzler Lloyd George für die Kriegserklärung an Deutschland zu gewinnen.

Dieser Walliser Kämpe war zunächst keineswegs geneigt, die serbische Angelegenheit und das russisch-französische Drängen, sie zur europäischen Frage zu erheben, recht ernst zu nehmen und er erkannte nicht einmal in dem erwarteten Durchmarsch deutscher Truppen durch Belgien eine für England bedenkliche Sache.

„Im Laufe seiner Unterhaltungen“, so berichtet Lord Beaverbrook in seinem schon erwähnten Buch aus jenen Tagen (a.a.O. Seite 29), „pflegte Lloyd George seinen Freunden auf der Landkarte zu zeigen, wie gering die Neutralitätsverletzung sei, die mit einer solchen (deutschen) militärischen Bewegung verbunden sei. Er zeigte mit seinem Finger die Richtung, in der er glaubte, daß die Deutschen nach Belgien marschieren würden. ‚Sie sehen‘, pflegte er zu sagen, ‚es ist nur ein kleines bischen, und die Deutschen werden für jeden Schaden bezahlen, den sie anrichten‘.“

(Die in Brüssel am 2. August 1914 überreichte sog. deutsche „Sommation“ sicherte der belgischen Regierung tatsächlich gegen das gewünschte Durchmarschrecht die Garantie des Besitzstandes und der Unabhängigkeit, Räumung nach dem Kriege, Barzahlung aller Bedürfnisse und Vergütung allen Schadens zu.)

Beaverbrook berichtet, daß Lloyd George erst „in elfter Stunde“ zur „richtigen Seite“ überschwenkte – womit der Kampf im Kabinett entschieden war.

Der Lordkanzler Viscount Morley, der sich – wie wir noch sehen werden – bewußt war, was damals auf dem Spiele stand und was vertan wurde, berichtet uns von dieser „elften Stunde“ und davon, wer sie bestimmte:

„Ich hatte“, so schreibt Morley vom entscheidenden 3. August, „den Eindruck, daß er (Lloyd George) seinen Tag mit einem seiner üblichen Morgengespräche mit dem *herrlichen Condottiere in der Admiralität* begonnen hatte... und daß er sich entschlossen hatte, zu einer Politik der Abenteuer umzuschwenken.“ *

Kluge Frauen mit ihrem Gefühl für das Unwägbare und doch Wichtige, vermögen in wenigen Worten oft mehr auszudrücken, als eine ganze Bibliothek von Dokumenten. Deshalb sei diese Skizze über die erste Rolle, die Winston Churchill in der Weltgeschichte unserer Zeit gespielt hat, mit der empfindsamen Schilderung abgeschlossen, die Margot Asquith – die Gattin des damaligen britischen Premierministers – uns in ihrem Tagebuch hinterlassen hat.

---

* John Viscount Morley: Memorandum on Resignation August 1914, London 1927.

Sie berichtet darin* über den Abend des 4. August 1914, wie sie ihn in Downingstreet 10, im Hause des Premierministers, erlebt hat:

„Nach dem Dinner sah ich zu den Kindern, die in ihren Betten schliefen, dann ging ich zu Henry in den Kabinettsraum. Lord Crewe und Edward Grey waren bereits dort und wir saßen schweigend und rauchten Zigaretten; der und jener ging hinaus, andere kamen herein; nichts wurde gesprochen.

Die Uhr am Kaminsims schlug die Stunde und als der letzte Schlag der Mitternacht verklungen war, saß alles schweigend und dämmernd.

Wir waren im Krieg.

Ich stand auf, um zu Bett zu gehen; als ich am Fuße der Treppe einen Augenblick zögerte, *sah ich Winston Churchill mit einem glücklichen Gesicht auf die Doppeltüren des Kabinettsraumes zuschreiten.*"

---

* The autobiography of Margot Asquith, London 1922, Band 2, Seite 196.

Der schlechte Rat und die gute Karriere des Sir Eyre Crowe

„Ein Freund besuchte mich an einem Abend der letzten Woche; er glaubt, es war am Montag, den 3. August. Wir standen an einem Fenster meines Zimmers im Foreign Office. Die Dämmerung brach herein und die Lampen wurden auf der Straße angezündet. Mein Freund erinnert sich, wie ich damals bemerkte: ‚Die Lampen gehen in ganz Europa aus, wir werden sie in unserem Leben nie wieder leuchten sehen...'."

Diese Szene, die der britische Außenminister des Jahres 1914 in seinen Erinnerungen* schildert, hat symbolische Berühmtheit erlangt. Sir Edward Grey – der Vorgesetzte des Mannes, von dem in dieser Skizze die Rede sein wird – hat sich als ein wehmütiger, aber weitblickender Prophet erwiesen.

Eine andere Voraussage – in den gleichen Tagen, in der gleichen Downingstreet, von einem Minister der gleichen britischen Regierung, allerdings von einem bitteren Widersacher des Aussenministers, ausgesprochen – ist weniger bekannt geworden, obwohl sie einen nicht geringeren weltgeschichtlichen Rang einnimmt: John Viscount Morley war damals Präsident des Geheimen Rates; erstmals hatte er im Jahre 1886, dann wieder 1892–95, schließlich ununterbrochen seit 1905 der britischen Regierung angehört und er hat sich – wie man glauben möchte – in dieser langen politischen Tätigkeit, nicht zuletzt während seiner Jahre im Indienministerium einige Gedanken über die britischen Interessen gemacht; in seiner bereits erwähnten, erst nach seinem Tode herausgegebenen Aufzeichnung** schildert er seine beträchtlichen aber vergeblichen Bemühungen, sich im damaligen Kabinett Asquith gegen die „Kriegspartei" durchzusetzen. Viscount Morley berichtet über seine eindringlichen Gespräche mit den Ministerkollegen in den entscheidenden Tagen vor dem Kriegsausbruch:

---

* Sir Edward Grey: Fünfundzwanzig Jahre Politik, Deutsche Ausgabe, München 1926, Band 2, Seite 18.

** Vgl. voriges Kapitel.

„‚Habt Ihr jemals darüber nachgedacht‘, sagte ich zu ihnen, ‚was geschieht, wenn Rußland gewinnt? Wenn Deutschland geschlagen ist und Österreich geschlagen ist, dann werden es nicht England und nicht Frankreich sein, die in Europa die erste Rolle spielen (who will emerge pre-eminent in Europe). Es wird Rußland sein... Und die Leute werden sich die Augen reiben, wenn sie erkennen, daß die Kosaken ihre siegreichen Mitstreiter sind für Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit der Menschen und Heiligkeit der Verträge‘..."

Nachdem diese Warnungen sich als fruchtlos erwiesen hatten, nachdem Grey lieber „die Lichter Europas ausgehen" ließ, als auf die Kriegserklärung an Deutschland zu verzichten, die sein Foreign Office – großenteils hinter dem Rücken der Regierung – in vorhergegangenen Jahren so sorgfältig vorbereitet hatte, zögerte Lord Morley nicht, die persönliche Folgerung zu ziehen:

„Uns an Frankreich zu binden, bedeutet", so schrieb er am 4. August 1914 an Premierminister Asquith, „uns gleichzeitig an Rußland zu binden und an alle Forderungen, die von Rußland oder Frankreich erhoben werden mögen. Wie könnte ich mit dieser grundlegenden Meinungsverschiedenheit zwischen uns in ehrenhafter oder nützlicher Weise Tag für Tag den Kabinettssitzungen beiwohnen ... und eine Politik weitertreiben, die ich für einen Fehler halte?"

So trat Viscount Morley zurück – und mit ihm zwei weitere Minister, die sich seinen Protesten angeschlossen hatten; ihr Schritt, der unter anderen Umständen Weltaufsehen erregt hätte, geriet unverzüglich in Vergessenheit. Der Lärm der Waffen übertönte alle besorgten Stimmen* – und die Lichter Europas blieben gelöscht; es läßt sich behaupten: bis auf den heutigen Tag.

*

Sir Edward Grey, der sich der Größe der Entscheidung, die in jenen Tagen in London getroffen wurde, deutlich bewußt war, hat sie später vor den Lesern seiner Erinnerungen mit zwei Argumenten zu rechtfertigen versucht:

---

* Im Unterhaus erklärte der damalige oppositionelle Abgeordnete und spätere Premierminister Ramsey Macdonald: „Ich glaube, daß die Regierung unrecht hat. Ich glaube, daß die Geschichte ihr unrecht geben wird. Wir werden sehen!"

„Ein Beiseitestehen", so schreibt er in „Fünfundzwanzig Jahre Politik" (Band I, Seite 317), „hätte bedeutet: die Herrschaft Deutschlands, die Unterwerfung Frankreichs und Rußlands, die Isolierung Englands, der Haß derer, die Englands Eingreifen in den Krieg gefürchtet und derer, die es gewünscht hätten und das Schwerwiegendste – Deutschland würde das Szepter über dem ganzen Kontinent schwingen."

Das war das erste Motiv, das sich durch eine beträchtliche Überschätzung der militärischen Möglichkeiten der damaligen sog. Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn auszeichnete. Das zweite lautete nicht minder phantasievoll:

> „Wenn wir im Jahre 1914 nicht in den Krieg gezogen wären, so hätten wir später, und vielleicht gar nicht viel später, ebenso schwer leiden müssen und wären ruhmlos zugrundegegangen" (a.a.O. II, Seite 36).

Es ist eine ziemlich müßige und wahrscheinlich nie ganz aufzuklärende Frage, ob Sir Edward Grey jemals – in den entscheidenden Jahren oder später – ernsthaft so grobe Vorstellungen gehegt hat. Sicher und aktenkundig ist heute freilich die Tatsache, daß die leidenschaftlichen Parolen von einem Deutschland, das „Frankreich und Rußland niederwirft" und einen „ruhmlosen Untergang Englands" im Schilde führt, in den nüchternen Räumen des britischen Auswärtigen Amtes, des „Foreign Office" in den Jahren, während deren Sir Edward Grey dieser Behörde als Minister vorstand, sorgfältig formuliert, im Geheimen häufig ausgesprochen und zur stillschweigenden Grundlage jener Bündnispolitik mit Frankreich und Rußland gemacht wurden, deren verpflichtender Charakter sogar britischen Ministern noch im August 1914 eine Überraschung bedeutete.

*

In dieser Studie, die sich damit begnügt, einige wesentliche Punkte des Geschehens herauszugreifen – solche, die auch heute noch unsere Aufmerksamkeit verdienen – kann auf die Untersuchung der Frage verzichtet werden, ob und inwieweit die Politik des kaiserlichen Deutschland England gegenüber nach Bismarcks Abgang wohlüberlegt, klar oder auch nur geschickt war. Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann behauptet werden, daß man

sich in Berlin damals keines dieser Prädikate verdient hat. Dem heutigen Betrachter fällt es nicht leicht, in dem seltsamen Hin und Her der deutschen Außenpolitik, in ihrem aufgeregten Schwanken zwischen starken Worten und schwächlichem, oft verschrobenem Handeln so irgendetwas wie einen Sinn oder gar ein Zielstreben zu erkennen. Mit den vielerlei und wechselvollen Launen des Herrn von Holstein, der in einem dunklen Zimmer in der Wilhelmstraße die Fäden der deutschen Außenpolitik in der Hand hielt, zu rechnen – das muß auch für wohlwollende britische Staatsmänner Last und Anstrengung bedeutet haben; es läßt sich rein menschlich der Genuß begreifen, den sie empfunden haben mögen, als sie mit dem Abschluß der französisch-englischen Entente im Jahre 1904 vor aller Welt deutlich machten, daß die britische Diplomatie in Europa auch noch andere Anhaltspunkte besaß als den Hof Wilhelms II. Die „Entente cordiale" konnte einen solchen demonstrativen Sinn haben und brauchte – so lästig sie für Deutschland war – noch lange nicht Krieg zu bedeuten.

Daß in den Beziehungen zwischen zwei großen Staaten Perioden der Herzlichkeit mit solchen kühleren Verhaltens abwechseln ist weder neu noch vermeidlich; niemand würde jener Szene heute noch irgendeine Bedeutung beimessen, wenn es bei ihr geblieben wäre.

Ein neuer, über die Entfremdung weit hinausgehender Gedanke wurde in die britische Politik erst hineingetragen, als sie sich nicht damit begnügte, dem kaiserlichen Deutschland einen Wink zu erteilen, sondern sich – nicht ohne erstaunliche Bereitschaft zu beträchtlichen eigenen Opfern – auch noch um ein russisches Bündnis bemühte. Diese weitreichende Wendung, die dem Viscount Morley im August 1914 so ernstes Kopfzerbrechen verursachte, läßt sich nur von einer geradezu krankhaften Vorstellung her begreifen, daß Deutschland wirklich eine Lebensgefahr für England bedeute und daß die Bildung einer für das Reich vernichtenden Koalition deshalb oberstes Gesetz sein müsse, dem alles andere unterzuordnen sei.

In der Tat hat die britische Regierung, die im Winter 1905/06 die Geschäfte übernahm und in der Sir Edward Grey Außenminister wurde, ein ganz neues – bis auf den heutigen Tag nachwirkendes – Motiv in die englische Politik eingeführt: der alte

Gedanke des „Gleichgewichtes" in Europa, mit dem sich die britisch-französische Entente immerhin noch vereinbaren ließ, wurde aufgegeben zugunsten einer lebhaften politischen Tätigkeit, die gemeinhin als „Einkreisung" Deutschlands bekannt geworden ist. Es bedurfte keines mühevollen Abwägens, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß zwischen der Mächtegruppe Frankreich-Rußland-England einerseits und Deutschland-Österreich andererseits *kein* Gleichgewicht mehr gegeben war, sondern daß das Bündnis (ein solches war es zwar nicht vor den Augen der Öffentlichkeit, wohl aber hinter den Kulissen) der größten Landmacht – Rußland – mit der größten Seemacht – England – unter Teilnahme des Deutschland militärisch nahezu gleichwertigen Frankreich einen auf die Dauer vernichtenden Druck gegen die Mittelmächte bedeutete.

Es gehörte *mehr* dazu als das Gefühl lästiger Handelskonkurrenz, *mehr* als der Ärger über den deutschen Flottenbau, der auch in seinen stärksten Zahlen nie England *gefährlich* wurde, um durch das volle Gewicht Großbritanniens diesen Todesring um Deutschland zu vollenden.

*

„*Die Verschwörung der Diplomaten*" nannte der englische Politiker und Publizist Harold Nicolson das Buch, das er aus dem Nachlaß seines 1928 verstorbenen Vaters Sir Arthur Nicolson zusammenstellte und in dem er mancherlei Bemerkenswertes über Ereignisse berichtet, die uns heute so ferne vorkommen, als hätten sie irgendwann im Mittelalter stattgefunden und die doch bis in unsere Gegenwart von Bedeutung geblieben sind.

Es ist nicht nur eine weit zurückliegende, sondern auch etwas umständliche Geschichte, die hier erzählt werden muß. Aber bevor wir uns mit den Kräften und dem Geist beschäftigen, die im Hauptquartier des Foreign Office wirkten, sollten wir sehen, was draußen bei den Vorposten geschah. So werden der Leser und die Leserin gebeten, nicht zu ermüden, wenn hier daran erinnert wird, wie es im Jahre 1904 zur englisch-französischen „Entente" und drei Jahre später zum englisch-russischen Vertrag gekommen ist. Im Jahre 1954 erlebten wir geräuschvolle Erinnerungsfeiern zum ersten dieser beiden Ereignisse – ob es

1957 auch ein festliches Fünfzig-Jahr-Gedenken der englisch-französisch-russischen Triple-Entente geben wird?

Dieser Vater Nicolson war ein mäßig erfolgreicher Diplomat in den Diensten Ihrer Majestät gewesen, als er nach nicht sehr glücklich verlaufenen Verwendungen in Athen, Budapest und Sofia im Jahre 1895 schließlich beauftragt wurde, die nicht allzu bedeutenden britischen Interessen in Tanger und am Hofe der damals noch selbständigen Scherifischen Majestät, des Sultans von Marokko, zu vertreten. Es war – wie sein Sohn ironisch bemerkt – ein „Brackwasser" der internationalen Diplomatie, in das er sich versetzt sah. Wer kümmerte sich damals schon gar um Marokko? Hier gab es ein etwas verrottetes arabisches Staatswesen, aber auch ein Madrider Abkommen von 1880, das als Ergebnis einer internationalen Konferenz die Schutzrechte der europäischen Mächte einschließlich Deutschlands regelte und schlecht und recht funktionierte. Der schwache Sultan stützte seine Stellung auf die sicher erscheinende Grundlage der damals üblichen englisch-französischen Streitigkeiten. Die Franzosen hatten in Tunis und Algier Fuß gefaßt und richteten selbstverständlich interessierte Blicke auf das marokkanische Sultanat, während die britischen Gesandten in Tanger es sich angelegen sein ließen, ihnen so gut wie möglich das Wasser abzugraben.

Auch der Gesandte Nicolson trottete lange Jahre hindurch auf diesen ausgetretenen Pfaden, bis durch den Gang der höheren Diplomatie zu seiner Befriedigung der Strom der internationalen Politik sich unversehens den sonnigen Gestaden Tangers näherte. Mit dem Scharfsinn, den alternde Politiker zu entwickeln pflegen, wenn sie eine Chance wittern, sich allen gegenteiligen Anzeichen zum Trotz doch noch in den Vordergrund zu bringen, entdeckte Nicolson die im Foreign Office um die Jahrhundertwende auftauchende Neigung, zu den Franzosen freundlicher zu werden als bisher – und er entschloß sich, hier in Marokko weitreichende und auffällige Konsequenzen zu ziehen.

Schon kurze Zeit nach dem Tode der alten Königin Victoria bemerkte der Sultan von Marokko beunruhigt, daß der britische Gesandte gegen alle bisherige Gewohnheit anfing, ihm Nachgiebigkeit gegenüber französischen Wünschen anzuempfehlen; die bis dahin ziemlich unbeachtete Rückständigkeit der scheri-

fischen Behördenpraxis begann die Aufmerksamkeit der Londoner Presse zu finden und dementsprechend in der öffentlichen Meinung Englands Entrüstung hervorzurufen. Schließlich ergab sich anläßlich des Besuches des Königs Eduard VII. in Paris im Frühjahr 1903, daß die britischen Ansichten über Marokko sich von den französischen gar nicht so wesentlich unterschieden.

Am 8. April 1904 war es dann schließlich so weit; mit dem Sultan von Marokko wurde auch die Welt durch die Nachricht überrascht und verblüfft, daß die britische und die französische Regierung - ohne sich weiter um die sonstigen Teilnehmer der Madrider Konferenz von 1880 zu kümmern - ein Abkommen über das keinem von ihnen gehörige Marokko geschlossen hatten. Der Handel war verhältnismäßig einfach: die Franzosen anerkannten den alleinigen britischen Einfluß in Ägypten (der sowieso nicht mehr zu bestreiten war) und die Londoner taten ein Gleiches hinsichtlich der französischen Ansprüche in Marokko (die erst durchgesetzt werden mußten). Das war die Geburtsstunde der „Entente cordiale“.

Diese Geschichte wäre heute nicht mehr erzählenswert, erhielte sie nicht ihre pikante Note dadurch, daß der gleiche - auf Grund seiner marokkanischen Verdienste zum Sir erhobene - Arthur Nicolson nunmehr innerhalb kurzer Frist den kleinen Posten unter den sonnenbeschienenen Palmen von Tanger mit der beträchtlich größeren Funktion eines britischen Botschafters in St. Petersburg in der für Engländer bis dahin ungewöhnlich kalten Zone an der Newa vertauscht hätte - es war das eine der ersten großen Ernennungen, die Sir Edward Grey nach seinem Amtsantritt als Außenminister vollzog.

Es wurde sehr bald klar, daß dieser Veränderung ein tieferer Sinn innewohnte: Am 25. Mai 1906 verließ Nicolson London, um seinen neuen Posten anzutreten und schon ein gutes Jahr später war auch hier ein bisher unlösbar scheinendes Problem in der Form eines Vertrages, wenn auch nicht grundsätzlich gelöst, so doch gut zugedeckt. Der am 31. August 1907 unterzeichnete englisch-russische Vertrag über die Abgrenzung der Interessensphären in Persien erscheint - obwohl er wiederum ein Land betrifft, das keinem der Vertragschließenden gehörte - auf den ersten Blick nicht minder vernünftig wie das Marokko-Abkommen. Später allerdings hat sich gezeigt, daß auch hier -

wie bei der Entente mit Frankreich – viel geheimnisvoll Zusätzliches mitbesprochen, miterwogen und mitgedacht worden ist – eben das, was der Sohn Nicolson als die „*Verschwörung der Diplomaten*“ zu begreifen scheint.

Im russischen Falle betraf dieses Geheimnisvolle und Zusätzliche nicht wie bei der französischen Entente die militärischen Besprechungen, sondern die Andeutung eines verlockenden Kriegszieles, wie es für die Russen in Konstantinopel und den Dardanellen seit je gegeben ist. Nicht ohne Überraschung vernehmen wir aus Greys Erinnerungen das für einen britischen Minister ungewöhnliche Zugeständnis:

> „Ich hatte von Anfang an vorausgesehen, daß wir die Politik, Rußland vom Zugang zum Meere abzusperren, würden aufgeben müssen, wenn wir in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm bleiben wollten“ (Grey a.a.O. I, Seite 175).

Daß damit nichts anderes als die Preisgabe der Dardanellen gemeint war, zeigte sich schon in den Vorverhandlungen zum persischen Vertrag. In einem Schreiben an Nicolson ließ Grey schon am 6. November 1906 hinsichtlich des internationalen Dardanellenstatuts durchblicken:

> „Ich denke, daß die eine oder andere Abänderung in dem von Rußland gewünschten Sinne zulässig wäre... Eine Schwierigkeit dabei ist natürlich, daß die Dardanellenfrage auch die anderen europäischen Mächte angeht.“

Diese „Schwierigkeit“ (die hinsichtlich Marokkos auch bestanden hatte, aber damals unbeachtet blieb) war behoben, als der Weltkrieg ausbrach. Die Geschichte des Dardanellen-Geheimnisses entwickelte sich noch unter der Amtszeit Greys zu beachtlichen Höhepunkten bis schließlich am 10. November 1916 – fast auf den Tag zehn Jahre nach den ersten diesbezüglichen Londoner Andeutung – der britische Botschafter dem kaiserlich-russischen Ministerpräsidenten und dem französischen Botschafter Paléologue (der in seinen Tagebüchern von dieser Szene berichtet) ein Telegramm des Foreign Office vorliest, „in dem mitgeteilt wird, daß die britische Regierung bereit sei, das auf Konstantinopel bezügliche Übereinkommen zu veröffentlichen, sobald es die russische Regierung für wünschenswert und zeitgemäß hält“.

Diese Mitteilung erfolgte ein Jahr nach dem Scheitern des britischen Landungsversuches an den Dardanellen (wo es den Tommies erspart blieb, Konstantinopel für die Russen zu erobern) und wenige Monate bevor die russische Revolution ausbrach, die es der britischen Regierung ermöglichte, von diesem seltsamen Geheimnis des Foreign Office weiter zu schweigen.

Die Greyschen Andeutungen und Abmachungen hinsichtlich einer Hingabe Konstantinopels und der Dardanellen an die Russen sind – von welchem Standpunkt aus immer man sie heute beurteilt – nachgerade unerklärlich. Sogar seine gewiß rußlandbegeisterten Nachfolger im Zweiten Weltkrieg haben begriffen, was eine im Mittelmeer operierende russische Flotte für England bedeuten müßte und sie haben sich erfolgreich bemüht, wenigstens *diese* Folge des sowjetischen Sieges zu verhindern.

Welche Vorstellungen müssen den britischen Außenminister zwischen 1906 und 1916 beherrscht haben, wenn er sich bereit zeigte, solche Preise auszusetzen, nur um die Einkreisung Deutschlands zu vollenden?

*

> „Wenn Deutschland glaubt, daß größeres relatives Übergewicht an materieller Kraft, weitere Gebietsausdehnung, unverletzbare Grenzen und die Vorherrschaft zur See die notwendigen und präliminaren Besitztümer sind, ohne die alle auf eine solche Führerschaft gerichteten Bestrebungen scheitern müssen, dann muß England erwarten, *daß Deutschland sicher danach trachten wird, die Macht aller Rivalen zu schwächen, seine eigene Macht durch Gebietserweiterungen zu stärken, das Zusammenwirken anderer Staaten zu verhindern und schließlich das britische Reich zu zerstückeln und zu verdrängen...*"

Dies ist nicht – wie man auf den ersten Blick zu glauben geneigt ist – ein verantwortungsloses Zitat aus einem aufgeregten provinziellen Leitartikel, sondern der Kernsatz eines amtlichen Schriftstückes, der später berühmt gewordenen, aber heute zu Unrecht wieder vergessenen politischen Denkschrift, die Außenminister Grey während der entscheidenden Wochen der neuen Rußlandpolitik mit dem bedeutungsvollen Vermerk versah: „*als Richtschnur für die Politik sehr nützlich*" und in einem

engeren Kreis des britischen Kabinetts (Premierminister, Schatzkanzler, Kriegsminister, Indienminister und Lordsiegelbewahrer) zirkulieren ließ. Es ist das später in den 20er Jahren im Rahmen der britischen Aktenpublikation veröffentlichte und damals als Sensation empfundene sog. „Memorandum Sir Eyre Crowes vom 1. Januar 1907"*.

Die Aufregung, die sich bei der Veröffentlichung dieses Dokumentes der damals zahlreichen wissenschaftlich tätigen Kriegsschuldspezialisten bemächtigte, war berechtigt. Wie „in a nutshell", wie „in einer Nußschale" wird hier die ganze neue Formel der britischen Politik ausgedrückt, von der sich behaupten läßt, daß sie den Weg nicht nur zum Ersten, sondern auch zum Zweiten Weltkrieg zeigt – die britischen Interessen gipfeln seither nicht mehr darin, „to rule the waves", die Meere zu beherrschen, nicht weiterhin darin, in der Welt die erste Rolle zu spielen, ohne sich allzu stark in europäische Verbindlichkeiten zu verwickeln – sondern sie zielen darauf ab, der „deutschen Gefahr" entgegenzutreten, die so groß wie möglich zu zeichnen ein politisches Hauptanliegen geworden ist und zu deren Beseitigung jedes, auch das bitterste Opfer gebracht werden darf.

Das Wort, daß auch „ein Bündnis mit dem Teufel" berechtigt sei, um die Deutschen niederzuwerfen, ist zwar erst 1941 gesprochen worden, aber der ihm zugrunde liegende Gedanke hat schon die britischen Verbeugungen gegenüber der Zarenregierung beeinflußt.

Es bedarf nicht der geringsten Erörterung darüber, daß weder Wilhelm II. noch Adolf Hitler jemals – auch nicht in ihren kühnsten Träumen – daran gedacht haben, das britische Reich „zu zerstückeln und zu verdrängen" (nicht einmal vor dem Nürnberger Tribunal wurde so etwas behauptet); andererseits ist es heute längst sichtbar geworden, daß andere, durch den britischen Kampf gegen die eingebildete deutsche Gefahr auf den Plan gerufene Mächte in Wirklichkeit die Ziele verfolgten und verfolgen, die Sir Eyre Crowe damals so leidenschaftlich der Berliner Regierung unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow zuschrieb.

---

* Die umfangreiche Crowe-Denkschrift ist neuerdings auszugsweise wiedergegeben worden bei Rönnefarth: Konferenzen und Verträge (Vertrags-Plötz), Bielefeld 1953, Teil II, Seite 230ff.

Die politischen, nicht gebietsmäßigen Ausdehnungswünsche der kaiserlichen Regierung richteten sich, wenn überhaupt eine klare Linie festzustellen ist, in den nahen Orient, wo der langsame Verfall des damaligen türkischen Reiches jedenfalls wirtschaftliche Früchte versprach*. Es ist schwer einzusehen, ob in dieser Entwicklungsrichtung überhaupt britische Interessen berührt wurden. Dafür, daß das kaiserliche Deutschland irgendwelche unmittelbare Gebietserweiterungen anstrebte, wie Crowe es kühn behauptete, gibt es nicht den geringsten Anhaltspunkt und daß es eine „Vorherrschaft" auf See in Anspruch nehmen wollte, läßt sich in keines der deutschen Marinebauprogramme hineindichten. Gerade in den Jahren, in denen Crowes Denkschrift „Richtschnur" der britischen Politik wurde, war sich die britische Flottenführung ihrer Überlegenheit so gewiß wie kaum jemals zuvor: das erste englische „Dreadnought"-Schlachtschiff war am 10. Februar 1906 vom Stapel gelaufen und der englische Admiral Fisher glaubte mit dem Bau dieser Riesenschiffe die deutsche Flotte mit einem Schlag auf lange Sicht entwertet zu haben, weil Deutschland zur Verwendung solcher Riesen alle seine Hafenanlagen und insbesondere den Nord-Ostsee-Kanal beträchtlich vertiefen und erweitern mußte. In den Britischen Dokumenten zur Außenpolitik der damaligen Zeit findet sich (Band VI, Seite 175) ein Vermerk Greys, der mehr als deutlich macht, wie wenig sich die britische Regierung gerade damals in ihrer Wendung zu Rußland hin von der deutschen Flottenrüstung bedroht fühlte:

* Über die vermutlichen Fernziele der damaligen deutschen Politik berichtete Sir Harry Johnston nach Rückkehr von einer Deutschlandreise unter Bezugnahme auf viele Gespräche mit einflußreichen deutschen Persönlichkeiten im Dezemberheft 1910 der Zeitschrift „Nineteenth Century and after" (Seite 983ff.) u. a.: „Deutschland, Deutsch-Österreich, Ungarn und auch die slawischen Staaten des österreichischen Kaiserreiches sind entschlossen – ebenso wie wir, wie Frankreich und Rußland –, in der kommenden Geschichte der Alten Welt eine bedeutende Rolle zu spielen. Als den Bereich ihres politischen Einflusses, ihrer wirtschaftlichen Ausdehnung und ihrer landwirtschaftlichen Experimente bringen sie die unentwickelten Länder der Balkan-Halbinsel, Kleinasiens und Mesopotamiens etwa bis hinunter zur Euphratmündung in Vorschlag. Sie würden bereit sein, in Syrien-Palästina auf Grund eines Übereinkommens mit der übrigen Welt eine Art östliches Belgien zu schaffen, vielleicht einen jüdischen Staat... Ein türkisches Sultanat könnte weiterhin in Kleinasien bestehen bleiben, doch würde der deutsche Einfluß in Konstantinopel vorherrschend sein... Die Deutschen sagen uns: ‚Warum sollte Euch das beunruhigen?'"

„Die Deutschen sind weit zurück. Wir werden sieben Dreadnoughts fertig haben, ehe sie einen haben, ohne daß wir weitere auf Stapel legen."

Wenn sich auch Greys damaliger Optimismus nicht ganz als berechtigt erwies, so war doch die Lage im Jahre 1914 so, daß nicht weniger als 42 britische und 17 französische Großkampfschiffe den 26 deutschen Großschiffen entgegenstanden*.

Das war Crowes deutsche „Vorherrschaft zur See" in der Wirklichkeit!

Es *kann* nicht ernsthafte Überzeugung gewesen sein, die der verhängnisvollen Croweschen „Richtschnur für die Politik" zugrunde lag. Wenn wir diesem bedenklichsten der vielen Geheimnisse des Foreign Office nachspüren, dann tritt ein Umstand aus dem persönlichen Bereich zutage, der offenbar Berücksichtigung verdient und der, wenn schon nicht eine völlige Lösung des Rätsels, so doch gewiß einen aufschlußreichen Hinweis bietet:

Dieser Sir Eyre Crowe, der mit seinem „Memorandum" im Januar 1907 zum ersten Male, wenn auch noch völlig verborgen und hinter den Kulissen die Bühne der Weltgeschichte betrat, stand damals in seinem vierundvierzigsten Lebensjahr und hatte bereits eine mehr als zwanzigjährige wenig glanzvolle Beamtenlaufbahn im britischen Auswärtigen Amt hinter sich. Man hatte ihm bis dahin keinerlei nennenswerte Aufgabe, auch keinen diplomatischen Posten im Ausland anvertraut – nur einmal war er einer Sondergesandtschaft zugeteilt, die die nicht allzu schwierig zu lösende Aufgabe hatte, dem Sultan in Konstantinopel die Thronbesteigung König Eduards VII. feierlich anzukündigen.

Die offenkundigen Mängel dieser Berufslaufbahn hatte – wie sich später erweisen sollte – gewiß nicht ihre Ursache in unzureichender Intelligenz oder Energie. Das Handicap des jungen, langsam älter werdenden Diplomaten lag in seiner Abstammung und seinen familiären Verhältnissen begründet. Crowe war nicht nur als Sohn einer deutschen Mutter, sondern auch in Leipzig zur Welt gekommen und – was in England besonders beachtet wird – nicht in britischer Weise erzogen worden, sondern hatte deutsche Gymnasien in Düsseldorf und Berlin besucht. Als er 1885 in die Dienste des Foreign Office trat, war das alles angesichts

* Vgl. Prof. Walther Hubatsch: Die Ära Tirpitz, Göttingen 1955, Seite 19.

der wohlwollenden Beziehungen, die man damals mit Deutschland pflegte, weder als ernster Mangel noch gar als Ausschließungsgrund empfunden worden. Später aber konnte es nicht ausbleiben, daß die allzu auffällige Auslandsverbindung als Behinderung für die Verwendung dieses Beamten im auswärtigen Dienst beurteilt wurde. Crowes Stellung im Amt befestigte sich nicht, als er im Jahre 1903 auch noch eine deutsche Kusine heiratete – Clema von Bonin, geb. Gerhardt, die Witwe eines preußischen Offiziers.

Mit der zunehmenden Abkühlung der englisch-deutschen Beziehungen mußten die Familienverhältnisse unvermeidlich ein immer schwierigeres Problem für den strebsamen Mann werden – auch wohlmeinenden Vorgesetzten war nicht zuzumuten, einem mit einer Deutschen verheirateten Halbdeutschen volles Vertrauen entgegenzubringen, wenn nicht *jeglicher* Verdacht privater Sympathien gerade in diesem Punkt völlig zerstreut wurde.

Man soll die Auswirkungen solcher persönlicher Problemstellungen nicht unterschätzen und die Schwierigkeiten derer nicht übersehen, die ihnen unausweichlich unterworfen sind. Es gibt Naturen, die vor solchen unverschuldeten Schwierigkeiten zurückschrecken und es gibt andere, die ihren Ehrgeiz darein setzen, sich all dem Unvermeidlichen zum Trotz durchzusetzen.

Eyre Crowe gehörte unzweifelhaft zu den letzteren – das Auskunftsmittel das er wählte: gerade als Halbdeutscher der Bannerträger des Deutschenhasses, der Rufer der deutschen Gefahr zu werden, war genial angelegt, es wurde mit zielsicherer Zähigkeit angewandt und löste schließlich sein persönliches Problem in geradezu glanzvoller Weise, denn es führte ihn bis in die Spitzenposition des britischen diplomatischen Dienstes.

Der Nachruf, den die „Times“ ihm nach seinem Tode am 29. April 1925 widmete, stellt in den Mittelpunkt ein aufschlußreiches Zeugnis, das für Crowe noch zu Lebzeiten während des Krieges, als einmal im Unterhaus seine deutsche Familienverbindung kritisiert wurde, von Leo Maxse in der „National Review“ veröffentlicht wurde und das Wirken Crowes in den Jahren vor dem Weltkrieg aufschlußreich und kraftvoll beleuchtet:

> „Er erschöpfte sich in der undankbaren Aufgabe, die britische Politik zu kräftigen und die Minister davon abzuhalten, vor Deutschland Kotau zu machen und er hörte

nicht auf, darzulegen, daß das zum Unglück führe. Des öfteren riskierte er seine Laufbahn, indem er unerbetenen Rat aufdrängte... Wer immer dafür einen Beweis wünscht, der frage jeden unterrichteten französischen Diplomaten, der mit Sir Eyre Crowe in irgendeiner internationalen Krise in Kontakt gekommen ist."

Und die „Times" fügt in ihrem vorsichtigen Stil als eigenen Kommentar hinzu:

„Man ist der Überzeugung, *daß sein erschöpfendes Memorandum* (1907) nicht nur Sir Edward Grey, sondern *auch das Kabinett stark beeinflußt hat* hinsichtlich der Orientierung der britischen Politik während der kritischen Jahre, die dem großen Krieg vorausgingen."

Crowes Memorandum bezeichnet in der Tat den entscheidenden Punkt in der Entwicklung. Hatte sich bis dahin in der britischen Oberschicht und der von ihr beeinflußten Öffentlichkeit – vereinfacht ausgedrückt – die Formel durchgesetzt: „Die Deutschen werden lästig, laßt uns einen Riegel vorschieben", so erweitert sie sich jetzt zu der Behauptung: *„Sie bedrohen uns und sie müssen deshalb niedergeschlagen werden"*.

Dieser Sinn der Crowe-Denkschrift wurde der Hintergrund der britischen Rußlandpolitik und der Ausgangspunkt all des Unverständlichen, was von nun ab zwischen London und Berlin sich ereignete. Hinter allen wichtigen Dokumenten jener Zeit wird immer wieder die Hand dieses seltsamen Mannes im Foreign Office spürbar. Er war und wurde immer mehr die treibende Kraft jener zwielichtigen Politik der Angst vor einer eingebildeten Gefahr, die schließlich Hunderttausende von Tommies in die flandrischen Schützengräben führte – die wenigsten von ihnen haben den Namen des Sir Eyre Crowe wohl jemals auch nur nennen hören. Und doch war er eine Schlüsselfigur ihres bitteren Schicksals!

Aus den seither veröffentlichten Dokumenten geht hervor, daß Crowes Ratschläge – seit er sich durch seine Denkschrift in die Spitzengruppe des Foreign Office vorgearbeitet hatte – stets die gleichen blieben. Durch alle seine Ausarbeitungen und Bemerkungen zieht sich wie ein roter Faden ein anti-deutsches „ceterum censeo", wie es einst Cato im römischen Senat gegen Karthago vorbrachte.

Ob er (wie es im Februar 1908 geschah) die alarmierende Behauptung aufstellte, daß eine deutsche Invasion auf der britischen Insel möglich sei und von den deutschen Militärs für durchführbar gehalten werde* oder ob er zu Äußerungen Kaiser Wilhelms, daß die weiße Rasse noch aus Asien verjagt werde, die Bemerkung notierte: in Wirklichkeit wünsche Deutschland einen Sieg Japans über Amerika; oder ob er 1912 gegen die sog. „Haldane-Mission" (einen vom britischen Kabinett gegen den Widerstand des Foreign Office unternommenen Schritt in Berlin) loszieht – es ist immer das gleiche Lied: *Deutschland, kein anderes Land als Deutschland ist die große Gefahr, die das Britische Reich bedroht.* Er wünscht sie jeder Entscheidung zugrundegelegt, durch keine Überlegung und keine Verständigung vermindert zu sehen. Einer der ersten Vermerke, die sich in den veröffentlichten Akten von Crowes Hand finden, gibt streng die ganze Richtung an (a. a. O. Band III, Seite 358):

> „Es wird klug sein, vor *allen* Vorschlägen zu einem Einvernehmen, die Deutschland . . . machen sollte auf der Hut zu sein."

Dieses „Auf-der-Hut-Sein" vor allen deutschen Vorschlägen ist seither Tradition des britischen Auswärtigen Amtes geworden; die kaiserliche Regierung bekam sie zu spüren, das Weimarer Deutschland sah sich ihr gegenüber und Hitler ist daran gescheitert. Es gibt wenige Beispiele so weitreichender Fortwirkung einer Formel, des Ratschlages eines einzelnen Beamten innerhalb einer großen Staatsbehörde.

*

Es bleibt zu erwähnen, daß Sir Eyre Crowes persönliche Laufbahn nach dem so einflußreichen Memorandum (gegen das der von 1894 bis 1906 an der Spitze des Foreign Office tätige Unterstaatssekretär Sir T. H. Sanderson eine lebhafte aber wirkungslose Gegenschrift ausarbeitete – Sanderson galt als Reliquie aus der victorianischen Zeit, Crowe dagegen als „Deutschlandexperte" und Mann der Stunde) sich nun unverzüglich zum günstigsten wendete: schon im Mai 1907 bemerken wir ihn erstmals

* Vgl. Hermann Lutz: Eyre Crowe – der böse Geist des Foreign Office, Stuttgart 1931.

auf dem internationalen Parkett als Sekretär der Britischen Delegation bei der Zweiten Friedenskonferenz in Den Haag; 1908 wird er britischer Delegierter bei der Internationalen Flottenkonferenz in London, dann arbeitet er wieder in Den Haag, 1911 wird er in den Adelsstand versetzt und im Januar 1912 unter dem aus Petersburg zurückgekehrten und nun als Permanent Secretary wirkenden Nicolson mit der zweithöchsten Beamtenstelle im Auswärtigen Amt („Under-Secretary of State for Foreign Affairs") betraut - einer Stellung, in der er seine Grundsätze im Juli/August 1914 und dann während des ganzen Krieges nachhaltig zu vertreten in der Lage war.

In dem Artikel, den H. S. Wilkinson in der britischen National-Biographie (Band 1922-1930, Oxford University Press 1937) dem Andenken Crowes widmet, wird als besonderer Beweis seiner zu Unrecht angezweifelten Loyalität als britischer Staatsbeamter noch hervorgehoben, Crowe habe bereits geraume Zeit *vor* der Krise „im Hinblick auf die Möglichkeit eines Krieges" einen Plan ausgearbeitet, um die in britischen Häfen liegenden deutschen Schiffe überraschend zu beschlagnahmen und es sei ihm Anfang August 1914 - „wenn auch nicht leicht" - gelungen, die Britische Regierung zur Durchführung dieses so rechtzeitig vorbereiteten Planes zu überreden!

Die eifrigen und heftigen Aufzeichnungen, mit denen Crowe in jenen Tagen seinem Minister Grey die Stichworte lieferte, bieten nur insoferne ein neues Moment, als er im Zusammenhang mit der serbischen Frage am 25. Juli 1914 erklärt, die Auseinandersetzung gehe in Wirklichkeit nicht um Serbien, sondern es sei *ein Kampf zwischen Deutschland, „das eine politische Diktatur in Europa verlangt und den Mächten, die individuelle Freiheit zu erhalten wünschen"* - womit wiederum einige uns seither sehr geläufige Schlagworte in Kurs gesetzt wurden.

Die weitere Geschichte des Sir Eyre Crowe hat nun, nachdem das Drama in Gang gesetzt war, nur noch zweitrangige Bedeutung und ist rasch erzählt: im Jahre 1919 gehörte er - wie er es weiß Gott verdient hatte - als „bevollmächtigter Minister" der britischen Delegation in Versailles an und im November 1920 wurde ihm nicht länger mehr die Spitzenstellung der britischen Diplomatie vorenthalten: er wurde Permanent Undersecretary of State for Foreign Affairs (nach deutschen Verhältnissen: der

berufliche Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten). In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode, nun nicht mehr für die Niederschlagung, dafür aber für die Niederhaltung des Landes seiner Mutter. Seine letzte Leistung war der Plan einer gegen die Weimarer Republik gerichteten englisch-französischen Militärkonvention, die aber dann doch nicht mehr zustande kam, als Sir Eyre Crowe während eines Urlaubs Ende April 1925 überraschend starb - auch mit ihm ging ein Lotse vom Schiff.

Als der damalige britische Premierminister Baldwin die Nachricht von Crowes Tod erhielt, erklärte er spontan: „Wir haben den fähigsten Diener des Königs verloren“ und Sir Edward Grey widmet ihm in seinen Erinnerungen den Nachruf: „Das Land hat durch den Tod Sir Eyre Crowes einen unersetzlichen Verlust erlitten.“

Die Römer sagten: „de mortuis nil nisi bene“ (über Tote nichts als Gutes) - und doch wird nicht nur der Deutsche, sondern auch der Engländer von heute hinter *diese* Nachrufe Fragezeichen setzen.

Wenn jemand persönlich entscheidend daran beteiligt war, die „Lichter Europas“ auszulöschen, dann war es sicher Sir Eyre Crowe und wenn jemandes Parolen daran mitgewirkt haben, daß wir sie „nie wieder leuchten“ sahen, dann sind es die verworrenen und verwirrenden Vorstellungen, die dieser erfolgreiche Beamte seiner Behörde als verhängnisvolle Erbschaft hinterließ.

Versailles: ‚Wer verliert, bezahlt'

Die „Politik der Abenteuer", zu der sich David L. Lloyd George in den Augusttagen 1914 überreden ließ, hat sich zunächst für ihn nicht schlecht bewährt – er wurde Englands großer Kriegspremier und knapp viereinhalb Jahre nach der ersten Entscheidung stand er vor einer zweiten: das Schicksal des zusammengebrochenen Deutschland, des auseinandergefallenen Österreich-Ungarn mit zu bestimmen.

Als ein Mann von gesundem Menschenverstand ersparte sich Lloyd George die Philosophie, um die sich Crowe zehn Jahre vorher bemüht hatte, er entwickelte eine schlichte kaufmännische Formel: „Wer verliert, bezahlt" (Rede in Bristol am 12. Dezember 1918). Mit dieser Weisheit ausgestattet, betrat er in Paris die Arena der damaligen „großen Vier" (USA, Frankreich, England, Italien).

Was darunter zu verstehen sei, wurde ihm in den langen Wochen des Raufens mit Wilson und Clemenceau von zwei Leuten klar gemacht: von Sir Eyre Crowe, der das Foreign Office in Paris vertrat*, und vom pressegewaltigen Lord Northcliffe, der eigentlich selbst Delegierter bei der Friedenskonferenz sein wollte, aber vom Premierminister zurückgewiesen wurde und nun von London aus jeden Schritt Lloyd Georges kritisch und bitterböse überwachte**.

---

* Harold Nicolson – Sohn des im vorigen Kapitel erwähnten Botschafters und Unterstaatssekretärs Sir Nicolson und selbst junger Mitarbeiter der britischen Friedensdelegation – berichtet in seinem bemerkenswerten Buch „Friedensmacher 1919", Deutsche Ausgabe Berlin 1933 (Seite 109) über die Arbeitsweise der britischen Abordnung zur Pariser Konferenz: „Lloyd George verließ sich... auf Sir Maurice Hankey, Balfour (damals Außenminister) verließ sich auf Sir Eyre Crowe. Es war nur natürlich, daß dieser sich diejenigen Mitglieder des Auswärtigen Amtes zu Mitarbeitern wählte, mit denen er während des Krieges in engster Beziehung gestanden hatte... Die Folge war, daß die Abteilung des Auswärtigen Amtes von vornherein vielleicht über Gebühr in den Vordergrund trat."

** Darüber schreibt Nicolson (a. a. O. Seite 62): „Der Schatten von Lord Northcliffe lag wie ein drückender Schwaden über der Konferenz. Die ‚Lusitania' und selbst Miß Edith Cavell wurden in jeden Leitartikel hineingezerrt, in der Hoffnung, Lloyd George daran zu hindern, einige spärliche Elemente der Klugheit und Mäßigung in die Friedensbedingungen einzufügen."

Mit der umständlichen aber aufschlußreichen Geschichte dieser Pariser Konferenz müssen wir uns unvermeidlich beschäftigen, auch sie gehört zu den sehr zu Unrecht vergessenen Szenen der Weltgeschichte, denn auch ihr Erbe schleppen wir noch mit uns herum.

*

Die berühmten „14 Punkte“ des amerikanischen Präsidenten Wilson werden oft zitiert und selten gelesen*. Von dem Schicksal ausgehend, das sie erlitten haben, stellt man sie gerne auf eine Stufe mit der sog. „Atlantik-Charta“, die Roosevelt und Churchill im August 1941 nach dem Gesang des Liedes „Vorwärts christliche Soldaten“ zu Nutz und Frommen einfältiger Gemüter verkündeten und die niemand anderer – am

---

* Die am 8. Januar 1918 als „Programm des Weltfriedens“ vom amerikanischen Präsidenten Wilson verkündeten 14 Punkte sahen – zusammengefaßt – folgende Regelungen vor:

1. Öffentliche Verträge, Abschaffung von Geheimverträgen und der Geheimdiplomatie;
2. Absolute Freiheit der Schiffahrt auf hoher See sowohl im Frieden wie im Krieg;
3. Aufhebung möglichst sämtlicher wirtschaftlicher Schranken, Festsetzung gleichmäßiger Handelsbedingungen zwischen den Nationen;
4. Herabsetzung der nationalen Rüstungen auf den niedrigsten, mit der inneren Sicherheit zu vereinbarenden Stand;
5. Freimütige, weitherzige und völlig unparteiische Regelung der Kolonialansprüche unter Berücksichtigung der Interessen der betroffenen Bevölkerungen;
6. Räumung des gesamten russischen Gebietes und Gewährleistung eigener innenpolitischer Entwicklung in Rußland;
7. Räumung und Wiederherstellung Belgiens;
8. Räumung des französischen Gebietes und Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich;
9. Berichtigung der Grenzen Italiens entsprechend den Nationalitätsverhältnissen;
10. Autonomie für die Völker Österreich-Ungarns;
    (Dieser Punkt wurde später dahin abgeändert, daß an Stelle von Autonomie der Völker Österreich-Ungarns deren Selbständigkeit treten sollte, was aber nicht bedeutete, daß die Deutschen Österreichs sich dem Reich anschließen durften.)
11. Räumung und Wiederherstellung der Gebiete Rumäniens, Serbiens und Montenegros; Schaffung eines freien Zugangs zum Meer für Serbien;
12. Gesicherte Souveränität für die türkischen Teile des Ottomanischen Reiches, Autonomie für die übrigen Völkerschaften; freie Durchfahrt durch die Dardanellen unter internationaler Garantie;
13. Errichtung eines polnischen Staates mit freiem Zugang zum Meer;
14. Gründung eines Völkerbundes.

allerwenigsten ihr Verfasser – auch nur eine Minute lang ernst nahm.

Bei Wilsons 14 Punkten handelte es sich immerhin um eine bedeutendere Angelegenheit: daß ihr Verkünder daran glaubte und mit ihnen die Welt gründlich verbessern wollte, steht ebensowenig in Zweifel wie der Umstand, daß sie Gegenstand wohlabgewogener und langhingezogener Verhandlungen zwischen den kriegführenden Parteien gewesen sind und schließlich zur verbindlichen Grundlage des Waffenstillstandes gemacht wurden. Das geschah im Zuge eines historischen Notenwechsels zwischen der kaiserlich deutschen Regierung und dem amerikanischen Außenministerium, das sich vor seinen Stellungnahmen in umständlicher Weise der Zustimmung seiner Verbündeten versicherte.

In dem empörenden Mißverhältnis zwischen den von Anfang Oktober 1918 an fünf Wochen lang ausgehandelten, für Deutschland zwar bitteren aber immerhin erträglichen Vorbedingungen, unter denen das kaiserliche Deutschland sich zum Waffenstillstand bereit erklärte und den schamlosen und wahnwitzigen Bedingungen, die sieben Monate später der Weimarer Republik diktiert wurden, liegt – so läßt sich nicht nur behaupten, sondern auch beweisen – das Geheimnis alles dessen beschlossen, was in Deutschland und in Europa zwischen 1919 und 1945 geschah und auch noch manches, was seither passierte.

Als Deutsche kommen wir dabei um eine bittere Feststellung nicht herum: Noch in den ersten Novembertagen 1918, als es in Paris um die Formulierung der Waffenstillstandsbedingungen ging, neigten die Clemenceau, Lloyd George, Sonnino (italienischer Außenminister) und Oberst House (Vertreter Wilsons) dazu, einen möglichen weiteren deutschen Widerstand in Betracht zu ziehen und dementsprechend ihre Temperamente zu zügeln. So zeigt sich aus den damaligen Protokollen, daß der alliierte Oberbefehlshaber Foch den Waffenstillstand selbst lebhaft herbeiwünschte und in einer Debatte mit dem britischen Admiral Sir Wemyss hinsichtlich der Einbeziehung eines deutschen Kriegsschiffes in die Liste der auszuliefernden Schiffe den bezeichnenden Ausspruch tat*: „Wollen Sie denn eine deutsche

* Zitiert aus Ziegler: Versailles, Berlin 1933 nach Wickham Steed: Thirty years, Seite 252.



Wilson und Lloyd George in Versailles



Ablehnung des Waffenstillstandes um irgend eines alten Kreuzers willen riskieren?" Und Lloyd George trat in der Sitzung vom 3. November 1918 dem belgischen Außenminister Hymans heftig entgegen: „Ich glaube, es würde ein Fehler sein, etwas in die Waffenstillstandsbedingungen hineinzusetzen, was Deutschland zu der Vermutung führen würde, daß wir eine Kriegsentschädigung verlangen" – nur einen Monat später schleuderte er in der bereits zitierten Rede in Bristol den berühmt gewordenen Satz in die Versammlung: „Sie müssen bis zum letzten Groschen bezahlen, und wir werden ihre Taschen danach durchsuchen."

Wir kommen nicht an der Tatsache vorbei, daß an diesem so gründlichen Wandel der Lloyd George'schen Auffassung auch der politische Umsturz, der sich in Deutschland in den Tagen vom 7. bis 9. November 1918 in tumultuarischen Formen vollzog, seinen Anteil hatte. Der trotz aller Niederlagen noch festgefügte Staat, mit dem in den vorangegangenen Wochen der amerikanische Staatssekretär Lansing seine Noten gewechselt hatte, war über Nacht zu einem strudelnden Chaos geworden, das keinerlei politische Rücksichtnahme mehr erforderte – es steckt schon ein wahrer Kern in dem Wort vom „Dolchstoß", das damals aufkam. Die Männer, die damals in Deutschland die Ereignisse in die Hand nahmen, mögen Treibende oder Getriebene gewesen sein, sicher ist, daß mit der zeitweilig fast völligen Auflösung des deutschen Staatswesens in den Wintermonaten 1918/19 sich die bis dahin unbestrittene Auffassung, die 14 Punkte Wilsons seien die Grundlage des künftigen Friedens, in einen Betrachtungsgegenstand für Völkerrechtsprofessoren verwandelte – was bedeutet, daß kein Politiker sich noch einen Pfifferling darum kümmerte.

In einem kurzen Anfall von Erinnerungsvermögen hatte Oberst House im November 1918 noch daran gedacht, die Friedensverhandlungen unter deutscher Beteiligung abzuhalten und er billigte „den Vertretern Deutschlands auf dem bevorstehenden Kongreß feierlich fünf Sitze zu"* – später war nie mehr die Rede davon.

*

* Vgl. Nicolson a. a. O. Seite 98.

Vier Anliegen waren es, die die britische Delegation bei den Pariser Verhandlungen als ihre Ziele verfocht und es läßt sich behaupten, daß Lloyd George der einzige der streitenden Partner war, der alles durchsetzte, was seine Delegation wünschte:

1. die Wegnahme der deutschen Kolonien,
2. die Vernichtung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte,
3. die Auflösung der deutschen Wehrmacht,
4. die wirtschaftliche Niederhaltung Deutschlands durch die „Reparationen".

Von diesen Forderungen mögen die beiden ersten sich für britische Augen auch heute noch nicht unvernünftig lesen. Daß England die günstige Gelegenheit benützte, die deutschen Kolonien zu nehmen und die deutschen Kriegsschiffe zu kapern, war zwar unter das Kapitel der rauhen Sitten einzuordnen und paßte nicht ganz zu den frommen Idealen sittenstrenger Weltverbesserung - aber es war immerhin denkbar, daß ein solcher harter Friede trotzdem ein dauerhafter werden könnte. Um die gebotene Chance nicht wahrzunehmen und etwa die künftige europäische Lage für bedeutungsvoller zu halten als den Besitz von Deutsch-Ostafrika, hätte es eines ungewöhnlichen Aufwandes von Weitsicht seitens der britischen Regierung bedurft - jener Weitsicht, die etwa Bismarck aufbrachte, als er seinem König 1866 einen gewinnlosen Frieden mit Österreich abtrotzte. Es wäre kleinlich, der damaligen britischen Regierung den Mangel einer solchen seltenen Tugend vorzuwerfen.

Anders steht es hinsichtlich der erstaunlichen Leidenschaft, mit der sich die britische Delegation in Paris der Entwaffnung des deutschen Landheeres und den sogenannten „Reparationen" widmete.

Es mag einleuchten, daß die französische Regierung in ihrer aufgeregten Denkweise die deutsche Armee zu begrenzen wünschte. Die Amerikaner waren an dieser Frage zwar nicht interessiert, wohl aber propagandistisch vorbelastet. (Grey berichtet in seinen Erinnerungen – a. a. O. Band 2, Seite 110 – von seinem ersten Zusammentreffen mit Oberst House im Winter 1915/16, dieser habe ihn „vom ersten Augenblick nicht im Zweifel" gelassen, „daß er den deutschen Militarismus für den Krieg verantwortlich hielt".) Wie immer solche Vorstellungen die Gehirne oberflächlicher Beobachter vernebelt haben mögen: die

Lloyd George und Balfour wußten in der Sache besser Bescheid und es ist schlechterdings unbegreiflich, wie sie übersehen konnten, daß die nahezu völlige Entwaffnung Deutschlands die politische Lage sowohl in Mitteleuropa (wo nun Frankreich die beherrschende Militärmacht wurde) wie vor allem in Osteuropa (wo sich Rußland ohne jeglichen besorgten Blick nach Westen in aller Ruhe wieder kräftigen konnte) eine politische Entscheidung von weitesttragender und unvermeidlich verhängnisvoller Bedeutung sein mußte.

In dieser wichtigen Angelegenheit war die Pariser Szene geradezu grotesk – es zeigte sich nämlich in überraschender Weise, daß die Franzosen gar keinen so unvernünftigen Vorschlag machten. Ihr Wortführer, der Marschall Foch, hielt es für ausreichend, das stehende deutsche Heer unter Beibehaltung einer verkürzten allgemeinen Wehrpflicht auf 200000 Mann festzusetzen. Das war eine Armee, die zwar Frankreich nicht gefährlich werden konnte, aber doch verhinderte, daß im deutschen Raum militärisches Niemandsland entstand.

Es wird immer zu den großen Rätseln der Pariser Konferenz gehören, wer und was Lloyd George veranlaßt hat, mit einer Leidenschaft, als ginge es um Sein oder Nichtsein des Britischen Reiches, ausgerechnet gegen diesen französischen Vorschlag aufzutreten. Er verlangte kategorisch die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht (durch die Deutschland eine Reservearmee erhalten hätte, wie alle seine Nachbarstaaten sie unterhielten) und er steigerte seine Leidenschaft in der Ratssitzung vom 6. März zu der brüsken Erklärung, er würde niemals einen Friedensvertrag unterzeichnen, der Deutschland die allgemeine Wehrpflicht zubillige*. Wenige Tage später wurde dann schließlich die seltsame Lösung des auf 100000 Mann begrenzten Freiwilligenheeres mit nicht weniger als 12jähriger Dienstzeit getroffen.

Die Angelegenheit hatte noch ein in der Sache komisches, aber als Kennzeichnung der britischen Leidenschaft in diesem Punkt bemerkenswertes Nachspiel: Der amerikanische Präsident Wilson hatte sich während des Tauziehens um die deutsche „Reichswehr" in den USA, befunden; als er zurückkehrte und von den getroffenen Beschlüssen erfuhr, warf er sich energisch

* Vgl. Ziegler: Versailles, Berlin 1933, Seite 90ff.

in die Brust und meldete den offiziellen amerikanischen Einspruch gegen die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland an. Lloyd George nahm es auf sich, den Zwischenfall beizulegen und die Beschlüsse auch Wilson gegenüber durchzusetzen. Der englische Generalstabschef nahm an dieser denkwürdigen Besprechung teil und berichtet darüber in seinen Tagebüchern*. Der Präsident versteifte sich sehr energisch darauf, daß er den in seiner Abwesenheit getroffenen Urteilsspruch über die deutsche Armee nicht hinnehmen werde - aber Lloyd George ließ sich nicht einschüchtern, drohte mit Widerstand gegen Wilsons Lieblingskind, den Völkerbund, und erreichte, daß noch am gleichen Nachmittag die 56 Artikel, mit denen Deutschland als europäische Macht ausgelöscht wurde, im Schnellzugstempo auch von den Amerikanern angenommen wurden!

Auf diese Weise erhielt Hitler als erste und dringendste Aufgabe zugewiesen: die deutsche Armee wieder aufzubauen, wobei er nicht behindert wurde von irgendwelchen überalterten Ansichten und Materialbeständen, die den Franzosen späterhin in ihrer Armee so sehr im Wege standen und die sie - obwohl sie einige Millionen Reservisten mehr ausgebildet hatten - schwächer machten als die junge, von frischem Geist beseelte und mit modernen Waffen ausgerüstete deutsche Wehrmacht.

Es spricht entschieden *für* die Engländer, daß die erste profunde und vernichtende Kritik des Versailler Diktates schon 1920 von dem Cambridger Professor J. M. Keynes veröffentlicht wurde und lebhaftes Aufsehen erregte. Er beschäftigte sich nur mit den wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages und kam schon damals zu einer entschiedenen Ablehnung. In einer anschließenden Schrift „Der Friedensvertrag von Versailles" (Deutsche Ausgabe Berlin 1921) erhob er als Volkswirtschaftler, der es wissen mußte und der es auch zu sagen wagte, im eigenen britischen Interesse schärfste Anklage gegen den Vertrag, von dem er erklärte: „Indem er die Zerstörung des wirtschaftlichen Lebens Deutschlands anstrebt, bedroht er das Wohl und die Wohlfahrt der Alliierten selbst"; Keynes scheute nicht davor zurück, schon damals das Ganze als den *„Betrug von Paris"* zu bezeichnen (a.a.O. Seite 17), *der „als das erkannt werden wird, was er ist"*.

* Die Tagebücher des Feldmarschalls Sir Henry Wilson, Deutsche Übersetzung, Stuttgart 1930, Band 2, Seite 174.

Es spricht andererseits ganz entschieden *gegen* die Engländer, daß genau und ausgerechnet *sie* es waren, die das Element der absichtlichen „Zerstörung des wirtschaftlichen Lebens Deutschlands“ in das Versailler Diktat hineinpraktiziert und damit das Kernstück zum „Betrug von Paris“ beigetragen haben.

Beim Waffenstillstand im November 1918 wurde unter „Reparationen“ noch begriffen: Wiederherstellung zerstörter Gebiete und Entschädigung für die Zivilbevölkerung. Diesem Gedanken hatte die deutsche Regierung zugestimmt, seine Verwirklichung war zum großen Teil durch Sachlieferungen denkbar, eine ernste Störung des internationalen Wirtschaftslebens war vermeidbar.

Weder England noch die Vereinigten Staaten waren an der Frage unmittelbar beteiligt: eine Entschädigung der Zivilbevölkerung durch deutsche Leistungen konnte eigentlich nur in Belgien und Frankreich in Betracht kommen. Die USA haben denn auch fernerhin keinen diesbezüglichen Anspruch erhoben, aber schon im Dezember 1918 wurde in den Parolen des britischen Wahlkampfes deutlich genug verkündet, daß auch die britische Regierung deutsche Zahlungen erwartete – damit zeichnete sich der neue Wind an, der schließlich die „Reparationsfrage“ zu der giftigen Wolke aufblähte, die mehr als ein Jahrzehnt verdüstert hat: die ursprüngliche Idee klar abgegrenzter Entschädigungen an die Zivilbevölkerung verschwand aus den Akten und die Wahnvorstellung der generationenlang zu zahlenden deutschen Milliardensummen trat auf den Plan. Diese Neuigkeit in die Pariser Verhandlungen und in das Versailler Diktat eingeführt zu haben, war unbestritten und unbestreitbar die Leistung der britischen Delegation!

Die Väter *dieses* Reparationsgedankens wurden weder damals noch später irgendwie beunruhigt durch die kritischen Einwände, daß das, was sie verlangten, von Deutschland nie und nimmer geleistet werden könne und überhaupt volkswirtschaftlichen Unsinn vorstelle: es ging ihnen ja gar nicht darum, wirtschaftlich sinnvoll zu handeln und es ist höchst zweifelhaft, ob Sir Eyre Crowe – oder wer immer hinter der mysteriösen Geschichte steckte – jemals damit rechnete, diese Milliarden-Zahlungen auf längere Sicht wirklich zu bekommen; wenn es ihnen nur gelang, die deutsche Wirtschaft zu ruinieren und ein Dauer-

druckmittel gegen den Weimarer Staat in die Hand zu bekommen, dann glaubten sie ein nützliches Werk getan zu haben.

Diese Denkweise der britischen Delegation in Paris sollte in den Folgejahren deutlich in dem Unterschied zwischen der französischen und der Londoner Reparationspolitik sichtbar werden: den Franzosen ging es stets darum, unmittelbar Werte zu erhalten – und wenn sie sich das Gewünschte selbst im Ruhrgebiet holten – für die Engländer war das ein zweitrangiger Gedanke gegenüber dem Wunsch, in Deutschland einen Zustand der Unruhe, Besorgnis und Unterwürfigkeit aufrechtzuerhalten; *dafür* haben sich die überdimensionalen Reparationsforderungen und das stetige Verlangen, die Berliner Regierung habe sich jegliches Entgegenkommen auf politischem Gebiet durch „Leistungswillen" in der Reparationsfrage zu verdienen, als ganz vorzügliche Mittel erwiesen.

Das schließliche Ergebnis dieser Schlauheiten ist zu bekannt, als daß es noch erörtert zu werden brauchte.

*

Aus dem Verhalten Lloyd Georges auf der Pariser Konferenz klug zu werden, ist schwierig, denn zwischen all den düsteren Tatsachen, die sich aus dem Verhalten der britischen Delegation ergaben, leuchtet wie ein Diamant im Schlamm die Niederschrift hervor, die der britische Premierminister während eines ruhigen Wochenendes in den letzten Märztagen 1919 im Park von Fontainebleau niederschrieb. Er nannte sein umfangreiches Exposé (das er unverzüglich an Wilson und Clemenceau schickte, die darüber teils erstaunt, teils empört waren) „*Einige Betrachtungen für die Friedenskonferenz vor dem endgültigen Entwurf ihrer Bedingungen*". Dieses Dokument zu lesen mit seiner klaren Entwicklung der Schwerpunkte des Problems und den weiten Perspektiven, die es ausspricht, ist auch heute noch, ja gerade heute, ein Genuß. Man kann nicht treffender über Versailles urteilen, als es Lloyd George damals schon tat, indem er in den Einleitungssätzen seiner Denkschrift schrieb:*

> „Es ist verhältnismäßig leicht, einen Frieden zusammenzuflicken, der dreißig Jahre dauern wird. Schwierig ist es jedoch, einen Frieden aufzusetzen, der keinen neuen Streit

* Vgl. Ziegler a. a. O., Seite 136ff.

hervorrufen wird... Man mag Deutschland seine Kolonien rauben, seine bewaffnete Macht zu einer reinen Polizeimacht und seine Flotte auf den Stand einer Macht fünften Ranges herabsetzen, letzten Endes ist das alles gleichgültig. Wenn Deutschland fühlt, daß es im Frieden von 1919 ungerecht behandelt worden ist, wird es Mittel finden, an seinen Eroberern Vergeltung zu üben... Unsere Bedingungen können schwer, sie können hart, ja sogar erbarmungslos sein, doch zugleich können sie so gerecht sein, daß das Land, dem sie auferlegt werden, in seinem Herzen fühlt, daß es kein Recht hat, sich zu beklagen. Doch Ungerechtigkeit, Anmaßung in der Stunde des Triumphes zur Schau gestellt, wird nie vergessen, noch vergeben werden."

Lloyd George entwickelt eine Reihe von einzelnen Gesichtspunkten. Er ist „scharf dagegen, mehr Deutsche der Herrschaft von irgendwelchen anderen Nationen zu übertragen, als unbedingt notwendig ist". Der Vorschlag, zwei Millionen Deutsche in polnische Herrschaft zu überführen, müsse „über kurz oder lang zu einem neuen Kriege im Osten Europas führen". Das gleiche gelte auch für die Ungarn. In der Reparationsfrage, in der er sich in den Wochen vorher so stark gemacht hatte, spricht er sich etwas vorsichtiger aus, aber er meint immerhin, „daß die Dauer der Reparationszahlung wenn möglich mit der Generation, die den Krieg veranlaßt hat (!), endigen sollte". Eine Sekunde lang denkt er an die Folgen der Reparationsforderung: „Ich würde an die Spitze des Friedens stellen, daß, wenn Deutschland einmal unsere Bedingungen, besonders die Reparationen, annimmt, *wir ihm die Rohmaterialien und Weltmärkte zu gleichen Bedingungen wie uns selbst öffnen und alles, was möglich ist, tun werden, um es dem deutschen Volke zu ermöglichen, wieder auf eigenen Füßen zu stehen.* Beides können wir nicht erreichen: Deutschland verkrüppeln und erwarten, daß es zahle." Eine dauernde Beschränkung der Rüstungen könne Deutschland nur auferlegt werden, wenn die Siegermächte sich zu einer entsprechenden Abrüstung und freiwilligen Rüstungsbegrenzung bereitfänden. „*Falls dies nicht erreicht wird*" – so lautet hier seine Prophezeihung – „*wird der Völkerbund ein Betrug und ein Gespött sein.*"

Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, einen Zusammenhang zu finden zwischen dem, was Lloyd George damals – offen-

bar in einer Wochenendanwandlung altbritischer Staatsklugheit – niederschrieb und all dem, was er in den Wochen vorher und nachher in den überhitzten Pariser Beratungszimmern gesagt, getan und gutgeheißen hat.

Diese merkwürdige Friedenskonferenz, die sich in einer wilden Steigerung von Leidenschaften erschöpfte, gibt uns viele Rätsel auf. Eines der undurchsichtigsten ist das Schicksal der Denkschrift von Lloyd George. Die Antwort Clemenceaus war ausweichend, sie beschränkte sich auf höfliche aber verletzende Bemerkungen, in denen angedeutet wurde, daß Lloyd Georges Kritik zu einem Zeitpunkt vorgebracht wurde, in dem die britischen Anliegen im wesentlichen alle erfüllt seien und sich vor allem auf Punkte richte, die die französischen Interessen berührten.

Diesen Angriff auf seine Thesen hätte der britische Premierminister sicher abwehren und dem Vertrag trotzdem die beabsichtigte neue Wendung geben können, wenn er nicht die schärfste und schließlich entscheidende Ablehnung im eigenen, englischen Lager erfahren hätte.

Lloyd Georges Denkschrift scheint vor allem in der britischen Delegation wie ein Alarm gewirkt und bei ihr eine Reihe von Maßnahmen ausgelöst zu haben. Jedenfalls zeigte sich – diese Hinweise entstammen der erst kürzlich erschienenen offiziellen Biographie „David Lloyd George“ von Thomsen (London, Hutchinson, Seite 306) – das Unterhaus „sofort wachsend beunruhigt durch Berichte, daß Lloyd George den Deutschen gegenüber zu milde sei“ und bereits zehn Tage nachdem er seine Denkschrift vertraulich an Clemenceau und Wilson gesandt hatte, empfing er (am 8. April 1919) eine von nicht weniger als 370 Unterhausabgeordneten unterzeichnete warnende Adresse, die sich zwar äußerlich auf die Reparationsfrage beschränkt, aber zwischen den Zeilen deutlich macht, daß es um die ganze „Richtung“ geht:

> „*Größte Besorgnis*“, so heißt es in dieser aufgeregten Botschaft, „erfüllt das ganze Land im Hinblick auf die ständigen Berichte aus Paris, daß die britischen Delegierten, anstatt die ganze finanzielle Forderung des Empires zu präsentieren, nur daran denken, welcher Betrag vom Feinde herauszuholen wäre. Unsere Wählerschaft hat immer er-

wartet – und erwartet noch –, daß die erste Handlung der Friedensdelegation die sei – wie Sie wiederholt in Ihren Wahlversprechen erklärten –, die volle Rechnung zu präsentieren, zu erwirken, daß die Deutschen ihre Schuld anerkennen und dann erst Mittel und Wege zu erörtern, wie Zahlung zu erlangen sei. Obwohl wir vollstes Vertrauen in Ihre Absicht haben, Ihre Versprechungen an das Land zu halten, hätten wir, da wir ungezählten Anfragen unserer Wähler zu begegnen haben, gerne *Ihre erneute Zusicherung, daß Sie in keiner Weise von Ihrer ursprünglichen Absicht abgewichen sind.*"

Diese von der Mehrheit des Unterhauses an den Premierminister gerichtete auffällige Botschaft konnte von ihm nur als Drohung aufgefaßt werden und sie hat ihren Zweck auch erfüllt. Von Lloyd Georges Denkschrift war erst in den Geschichtsbüchern wieder die Rede. In Versailles blieb das Diktat, wie es war.

Die letzte Chance für einen vernünftigen Frieden war vorübergegangen wie der flüchtige Strahl eines Scheinwerfers, der versehentlich aufgeblendet und eilig wieder gelöscht wurde...

Vansittart – Wahn und Wirklichkeit

Der freundlich interessierte Leser, die geneigte Leserin bedürfen einer Warnung: dies ist ein sehr unbefriedigendes und beunruhigendes Kapitel, denn es berichtet von Verwirrungen geistiger Art, deren Untersuchung der ärztlichen Wissenschaft überlassen bleiben könnte, würden sie nicht die merkwürdige Brücke zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg bilden.

Schon der Beginn der Geschichte ist seltsam genug:

> „Im Jahre 1907 fuhr ich mit einem deutschen Schiff über das Schwarze Meer. Es war Frühling und die Takelage war voll von leuchtend bunten Vögeln. Mir fiel einer unter ihnen besonders auf, der scharf gezeichnet war und einen stärkeren Schnabel hatte. Es war ein Würger und er tötete mit der Zeit alle seine Gefährten. Ich bin nun ein Vogelliebhaber und ich konnte das nicht ertragen. Ich hatte nur einen Revolver zur Hand und ich brauchte den ganzen Tag, um diesen Raubvogel zu kriegen. Und während ich das tat, schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der mich seitdem nicht mehr verlassen hat: *der Raubvogel auf jenem deutschen Schiff benahm sich genau wie die Deutschen . . .*“

Der diese ungewöhnliche Geschichte und diesen giftigen Vergleich niederschrieb (die Sache liest sich wie die erste Seite der Krankheitsgeschichte des Mannes, der glaubte, er sei der Kaiser von China) und sie veröffentlichte (erstmals in einer Rundfunksendung nach Amerika zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, später in einem Buch „Black Record“) war – und das ist der Umstand, der sie wichtig macht – nicht irgendein leidenschaftlicher Reporter oder ein politischer Poet, sondern niemand anderer als der Mann, der vom 13. November 1929 bis zum 22. Mai 1941 in der Stellung, die bis 1925 Sir Eyre Crowe innegehabt hatte, als Permanent Undersecretary of State for Foreign Affairs die Geschäfte des britischen Auswärtigen Amtes leitete: der damalige Sir, spätere Lord Robert Gilbert Vansittart!

Im Gegensatz zum Secretary of State for Foreign Affairs, dem britischen Außenminister, der von einer Parlamentspartei gestellt wird und natürlich mit jeder Regierungsveränderung wech-

selt, ist der „Permanent Undersecretary“ nicht Parteipolitiker, sondern Berufsbeamter und er verbleibt auf seinem Posten, auch wenn die Minister wechseln. Allein schon durch diese ununterbrochene Kenntnis all der vielen Vorgänge, mit denen sich eine so bedeutende Behörde zu befassen hat, ist der „Permanent Undersecretary“ der ungekrönte König des Auswärtigen Amtes. Er ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht.

Sir Eyre Crowe leitete das Foreign Office unter den Regierungen Lloyd Georges, Bonar Laws, Stanley Baldwins, Macdonalds und nochmals Baldwins. Und Vansittart hatte die Stellung des Permanent Undersecretary unter den Außenministern Arthur Henderson, Lord Reading, Sir John Simon, Sir Samuel Hoare, Anthony Eden und Lord Halifax inne – die Minister kamen und gingen, Vansittart blieb! Er blieb von den Tagen, in denen Stresemann gerade gestorben war, bis mitten hinein in den Zweiten Weltkrieg und über die Art und Weise, wie er sein so einflußreiches Amt ausübte, sprach er sich nicht nur indirekt in jener Geschichte aus dem Jahre 1907 (schon diese Jahreszahl bedeutet einen Hinweis: es war das Jahr der britischen Wendung zur russischen Entente) und mit der Erwähnung der Pistole aus, mit deren Hilfe er damals das Problem des „Würgers“ löste – er hat es einige Zeit nach seinem Ausscheiden aus dem Foreign Office und seinem Einzug ins Oberhaus klipp und klar in einer nach Moskau gerichteten Botschaft (November 1943) gesagt, worauf es ihm ankam:

> „Ich sah und sagte den gegenwärtigen Kampf voraus, *sogar bevor die Nazis an die Macht gekommen waren* und ich wußte, daß England und die Sowjetunion einmal gemeinsam den Deutschen gegenüberstehen würden.“

Schon einige Monate vor diesem Bekenntnis einer schönen Seele hatte Vansittart – seit seinem Rücktritt von der Schweigepflicht des Beamten entbunden – ein Buch veröffentlicht, dem er den anspruchsvollen Titel gab: „*Lessons of my Life*“ (Lehren meines Lebens). Es gab ahnungslose Bücherfreunde, die sich interessante Memoiren eines Mannes erwarteten, der seit 1903 im diplomatischen Dienst stand, zunächst in Paris, Teheran und Kairo verwendet wurde und dann von 1920 bis 1941 ununterbrochen im Foreign Office tätig war. Die Erwartung einer literarischen Delikatesse dieser Art wurde gründlich getäuscht. Die

Lehren, die Vansittart in seiner langen und ereignisreichen Laufbahn gesammelt hatte, bezogen sich ausschließlich auf Deutschland, wo er nie tätig war und auf die Deutschen, von denen er seit jener Schiffsreise auf dem Schwarzen Meer wußte, daß sie das einzig mörderische unter lauter friedlichen Völkern sind.

So kamen denn im Jahre 1943 vor allem diejenigen Leser der „Lessons of my Life" auf ihre Kosten, die in diesem Stadium des Krieges bereits nach Schlagworten suchten, um eine Zerstückelung und Ausplünderung Deutschlands historisch und moralisch zu drapieren.

Hier sind die wichtigsten Stellen dieses in der Folgezeit zur Programmschrift des „Vansittartismus" und der auf ihr beruhenden britischen Besatzungspolitik in Deutschland gewordenen Buches zusammengestellt. Sie seien besonders jenen Überschlauen zur Lektüre empfohlen, die sich einbilden, der Zweite Weltkrieg sei nur gegen Hitler und die „Nazis" geführt worden und sie könnten durch treuherzige Versicherungen über das „andere Deutschland" und durch Appelle an Vernunft und Gerechtigkeit das Herz Vansittarts erweichen:

> „Jehova wollte Sodom und Gomorrah schonen, wenn zehn Gerechte darin gefunden werden könnten, aber die Städte wurden vertilgt. Die Schlußfolgerung daraus ist klar; aber sie kann falsch sein. Vielleicht *gab* es zehn Gerechte in Sodom und Gomorrah, aber sie waren alle Handelsreisende und unterwegs. Das ist meine Erfahrung mit dem ‚anderen Deutschland'. Es mag Gerechte in Deutschland geben, aber wenn man sie braucht, sind sie nicht da" (a.a.O. Seite 18).
>
> „Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß die deutsche Einigkeit heute (1943) größer ist, als sie es nach der gleichen Dauer der Kriegserfahrung unter dem Kaiser war. Ich hege beträchtliche Zweifel, ob die alte deutsche Armee zwei Winterfeldzüge in Rußland so lange ausgehalten hätte, wie die neue deutsche Armee. Dies ist der einzige Unterschied zwischen den beiden Armeen: beide sind die deutsche Nation, das deutsche Volk, so, wie sie 200 Jahre Militarismus und 150 Jahre Mißerziehung geformt haben. Wir haben ihnen einmal vertraut, höchst unkluger Weise. Es nochmals zu tun, käme einem Verbrechen gegen die Menschlichkeit gleich" (a.a.O. Seite 31).

„Weit davon entfernt, gesagt zu haben – wie es von Pan-Germanen und ihren englischen Düpierten oder Komplizen behauptet worden ist – *alle* Deutschen seien schlecht, habe ich den Prozentsatz guter Deutscher auf 25 angesetzt. Ich bin darauf vorbereitet, bei diesem großmütigen Ansatz zu verharren. Es handelt sich hier nicht darum, zu feilschen. Es ist unwesentlich, ob wir die Minderheit mit 25, 20 oder 10 Prozent ansetzen, weil diese Minderheit immer äußerst unwirksam gewesen ist und es immer sein wird. 75 Prozent Deutsche sind seit 75 Jahren – die Zahlen sind leicht zu merken – darauf aus gewesen, ihre Nachbarn anzugreifen" (a.a.O. Seite 32).

„Eine Nation steht da, überführt durch die Worte ihres Mundes und die Taten ihrer Hände. Die ganze Nation? Ach, alles hat auf das Volk eingewirkt. Junker? Natürlich. Schwerindustrielle? Selbstverständlich. Soldaten, Marine? Sie marschieren wortlos – eine Salve von Kugelköpfen. Aber die Deutsche Volkspartei? Alle Achtung und Stresemann*. Aber die Liberalen? Sie haben wenig bedeutet und zählen noch weniger. Aber die Demokraten? Reib Dir die Augen! Aber die Sozialdemokraten? Reib sie stärker! Es gibt viele Augen in unserm Land, die gerieben werden müßten, und einige Nasen dazu. Die Welt steht im Krieg mit der deutschen Nation. Denk an nichts anderes, oder Du mußt dafür büßen" (a.a.O. Seite 214).

„Genug ist gesagt worden, um zu belegen, daß die deutsche Nation angeklagt nicht nur werden kann, sondern werden muß. In der Tat, die Welt klagte sie mit vollem Recht an, beim Ende des letzten Krieges. Wir sprachen im Versailler Vertrag von der ‚Aggression durch Deutschland'. Wir

* Zur Ehre des im Oktober 1929 verstorbenen Reichsaußenministers Stresemann muß festgestellt werden, daß die notorischen Deutschlandhasser sich durchwegs gegen ihn aussprechen. So berichtet Duff Cooper in seinen Erinnerungen (S. 188), Stresemann habe während der Haager Konferenz im August 1929 dem italienischen Botschafter Graf Grandi mit ungewohntem Ernst gesagt: *„Ich bin ein alter Mann und werde bald sterben, aber Sie sind jung und werden den zweiten Punischen Krieg noch erleben"*. Cooper bemerkt dazu bissig: „Dies wurde mir (von Grandi) schon lang vor der Entstehung der Achse oder Hitlers Machtübernahme erzählt und sollte jenen zu denken geben, die geneigt sind, alle Verbrechen Deutschlands nur den Nazis in die Schuhe zu schieben". Coopers Geschichtskenntnisse zeigen sich nicht in günstigem Licht; er hätte bemerken müssen, daß in Stresemanns prophetischem Vergleich Deutschland zweifellos nicht die Rolle Roms, sondern die Karthagos einnimmt.

sprachen nicht von der Aggression des Kaisers oder der Junker. Wie leicht würden wir es gehabt haben, wenn sie allein verantwortlich gewesen wären! Aber die Schrecken des Krieges dauerten viereinhalb Jahre, weil die Deutsche *Nation* bis an den Hals darin stak; und nicht einer war töricht genug, etwas anderes anzunehmen. Die Deutschen machten ständige Anstrengungen, die Kriegsschuldklausel zu beseitigen; und ich opponierte ihnen dauernd, weil ich wußte, daß ihre Beseitigung ihnen ‚carte blanche' für den nächsten Krieg geben würde, den sie bereits planten.... Deutschland ist über 70 und ist ein Gewohnheitsverbrecher geworden" (a.a.O. Seite 235).

„Deutschland muß gänzlich enteignet (de-looted) und entwaffnet werden. Diese Operation ist weder unmöglich, noch ungebührlich schmerzhaft.... Deutschland muß auch entindustrialisiert werden. Großes Geschrei wird sich erheben. Dem muß man ins Gesicht schauen" (a.a.O. Seite 132).

„Es ist absolut unmöglich, für Europa zu sein, ohne gegen Deutschland zu sein" (a.a.O. Seite 236).

Leider ist es nicht so, daß wir über diese – mit Schaum vor dem Munde niedergeschriebenen – zusammengeballten Bannflüche nur lächeln könnten. Der sie niederschrieb, war in zwölf entscheidungsreichen Jahren ein Mann von höchstem politischen Einfluß in London und die Ausbrüche, die er hier schwarz auf weiß auf den Tisch legt, *haben dem Verhalten der britischen Regierung vor 1939 und nach 1945 die Richtung gewiesen.*

Außer mit den „Lessons of my Life" hat Vansittart die politische Literatur unseres Jahrhunderts mit einem Buch bereichert, das er „*Black record*" (schwer übersetzbar: „Dunkler Bericht") nannte und in dem er sich vor allem mit der deutschen Vergangenheit beschäftigt. Die so einprägsame Formel „75 Prozent der Deutschen" seien „seit 75 Jahren" darauf erpicht gewesen, über ihre Nachbarn herzufallen, wird hier im Sinne der Raubvogel-Theorie noch beträchtlich erweitert. Hier geht Vansittart bis auf die Zeiten der alten Römer zurück, um darzutun, daß die Deutschen – und sie allein – das unfriedliche Element in Europa bedeuten.

Dieses Geistesprodukt ist sogar den damals in London lebenden deutschen Emigranten auf die Nerven gegangen und einer

von ihnen hat eine verdienstliche Gegenschrift dazu geschrieben*, in der zu Vansittarts historischen Ergüssen ironisch vermerkt wird:

„Sicherlich weiß er so gut wie jeder seiner Kritiker, daß der ‚Beinahe-Krieg des Würgervogels' im Jahre 1905 in Wirklichkeit eine Geste gegen die französischen Aspirationen in Marokko war, daß im Jahre 1911 die Franzosen nach Fez marschierten, daß England Friedrichs des Großen Schlesienraub finanzierte, daß in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die USA und Großbritannien den Wiederaufbau des deutschen Imperialismus nicht nur aus Wohltätigkeit und um des alten Hindenburgs Schnurrbart willen begünstigten; daß die Behauptung, daß ‚deutsche Barbarei als erstes die lateinische Zivilisation im Jahre 378 in der Schlacht von Adrianopel zertrat' einen einigermaßen unzureichenden Bericht über den Niedergang des Römischen Weltreiches darstellt, daß Tacitus den alten Germanen mehr Lob als Tadel spendete – ganz zu schweigen von der Tatsache, daß die heutigen Engländer mindestens zu 50 Prozent von diesen alten Cimbern und Teutonen abstammen, über deren kriegerischen Geist und deren unerfreuliche Sitten Tacitus rechtzeitig berichtete, um nun für Sir Roberts Urteil über den ‚black record' der Deutschen im Laufe der Jahrhunderte als Beweis zu dienen."

Soviel über Vansittarts ehrenwerte Bemühung, den Gang der Weltgeschichte vereinfacht zu erklären – als eine häufige Wiederholung des Märchens vom Wolf und den sieben Geißlein.

*

„*Even now*" heißt eine dritte und ebenfalls bemerkenswerte Schrift des Lord Vansittart; sie führt freilich weit voraus – denn sie ist erst 1949 erschienen, also zu einem Zeitpunkt, in dem völlig klar war, daß das Problem unseres Jahrhunderts nicht in Berlin, sondern in Moskau zu suchen war – und zu einem Zeitpunkt, in dem Churchill das ordinäre Wort zugeschrieben wurde, man habe „das falsche Schwein geschlachtet" – als ob die Welt eine Viehhalle und England der Metzger sei.

---

* Fraenkel: Vansittarts Gift for Goebbels, Fabian Society Tract No. 254.

Für den Verfasser der „Lessons of my Life“ war es im Jahre 1949 eine unvermeidliche Notwendigkeit geworden, seinen Anhängern plausible Erklärungen abzugeben. Jahrzehntelang - zuerst hinter den schalldichten Türen des Foreign Office, dann in Büchern, Artikeln und Rundfunksendungen - hatte er gepredigt, Deutschland und Deutschland allein sei der Friedensstörer und Aggressor; jetzt lag Deutschland am Boden und nun stand auf einmal Rußland in drohender Haltung an der Elbe. Das gleiche Rußland, dessen Waffenbrüderschaft Vansittart - wie er in jenem Telegramm von 1943 versicherte - schon vorausgesehen hatte „bevor die Nazis an die Macht gekommen waren“.

„Even now“ ist - weil es eben der Verteidigung dient - das literarisch schwächste der drei Vansittart-Bücher. Der Lord baut sich eine Eselsbrücke und beschreitet sie zaghaft. Nun tut er so, als habe er nie die Feindschaft gegen das deutsche Volk und nie die Freundschaft mit der Sowjetunion gepredigt. Jetzt findet er auf einmal das ideologische Moment ausschlaggebend und entdeckt, daß Rußland „totalitär“ regiert werde und daß eigentlich gar kein Unterschied bestehe zwischen „Nazismus“ und Kommunismus. Um wenigstens einige von seinen früheren Schlagworten zu retten, entwickelt er die Formel vom „Kommunazismus“, mit deren Hilfe er wiederum glänzende Erzählungen zustande bringt, die jedem Romanschriftsteller Ehre machen würden.

So weiß er zu berichten, daß schon bald nach dem Ersten Weltkrieg eine geheime Ehe zwischen dem Kommunismus und dem deutschen Nationalismus geschlossen worden sei. Der deutsch-russische Vertrag von Rapallo (1922) muß dafür als Beweis herhalten. Daß dieser Vertrag von einer Zentrums-SPD-Regierung und vom damaligen Außenminister Rathenau geschlossen wurde, weiß Vansittart natürlich, er sagt es seinen Lesern aber nicht, sonst wäre das schöne Schlagwort zerstört. Wenn er meint, die deutschen Kommunisten seien damals „glühende Nationalisten“ gewesen, so rechnet er ebenfalls mit sehr unorientierten Lesern, die nichts von den damaligen Räterepubliken auf deutschem Boden, nichts von den Kurt Eisners, den Leviens, den Tollers und Max Hölz, nichts von den bitteren Kämpfen in Mitteldeutschland und im Ruhrgebiet wissen, nichts auch von den blutigen Saal- und Straßenkämpfen, die die inne-



Lord Vansittart



ren Auseinandersetzungen zwischen rechts und links während der Weimarer Zeit kennzeichneten. Nach Vansittart dürfe man sich über die Gemeinsamkeit Bolschewismus-Nationalsozialismus durch nichts hinwegtäuschen lassen – „weder durch Hitlers antikommunistische Reden *noch durch seinen Krieg gegen die Sowjetunion!*" Immerhin waren das seltsame Freundschaftsbezeugungen – aber was gelten Tatbestände, wenn Vansittart etwas wahrhaben will. Im Eifer seines „Identitäts-Beweises" entfährt ihm freilich ein Satz, der in anderer Richtung aufschlußreich ist. Er behauptet, ihn schon im Jahre 1933 niedergeschrieben zu haben:

> „Wenn Hitler fehlschlägt, wird sein Nachfolger der Bolschewismus sein; wenn er Erfolg hat, wird er innerhalb von fünf Jahren einen europäischen Krieg bekommen (if he succeeds he will have a European war in five years)" (Even now, Seite 69).

Nehmen wir an, Vansittart hätte – wie er behauptet – wirklich im Jahre 1933 die Einsicht gehabt, ein innenpolitischer Fehlschlag Hitlers würde zu einem Sieg des Bolschewismus in Deutschland führen, so ergibt sich der beunruhigende Schluß, schon damals habe die Deutschlandpolitik des Foreign Office *die Bolschewisierung des Reiches als eine in Kauf zu nehmende Folgeerscheinung mit in Rechnung gestellt!* Ganz unwahrscheinlich ist diese Annahme nicht, wenn wir Vansittarts grundsätzliche Denkweise berücksichtigen: unter dem Begriff Bolschewisierung verstand man Anfang der dreißiger Jahre gemeinhin noch Chaos und machtpolitische Schwächung, also einen Zustand, den Vansittart als den wünschenswertesten im deutschen Raume hielt und hält. Als Hitler sich dann doch durchsetzte, wurde für den Permanent Undersecretary das *zweite* Auskunftsmittel fällig: der europäische Krieg.

Noch einige kleinere Bemerkungen sind in „Even now" von Interesse:

In einer Aufzeichnung, die er auf das Jahr 1931 datiert, nennt Vansittart das vorangegangene – also 1930 – ein *enttäuschendes* Jahr. Grund: „Je mehr wir Deutschland nachgeben, um so weiter öffnet es seinen Mund" (a.a.O. Seite 55) – vermutlich wird der damalige deutsche Reichskanzler *Brüning* etwas erstaunt sein, seine mühselige, inmitten einer Weltwirtschafts-

krise hoffnungslos auf die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen ausgerichtete Politik so apostrophiert zu sehen.

An anderer Stelle (angebliche Aufzeichnung aus dem Jahre 1937):

> „Die Reichswehr drückt andauernd auf die Reichsregierung, die antisowjetische Kampagne einzustellen und zu militärischen und wirtschaftlichen Abmachungen mit Rußland zu kommen zwecks schneller Erreichung der Weltherrschaft (for quick obtainment of world power)" (a.a.O. Seite 93).

Würde auch nur ein Komma in dieser Bemerkung mit den Tatsachen übereinstimmen, so ergäbe sich ein überraschend neues Bild: die deutschen Generale, die einen zögernden Hitler vor sich herstoßen, um die Welt zu erobern!

Dazwischen ein merkwürdiges Zugeständnis, das auch nicht recht in die heute üblichen Darstellungen der damaligen Ereignisse paßt: Ribbentrop – so gibt Vansittart für 1935 zu – habe den Versuch einer deutsch-britischen Verständigung unternommen, aber „under supervision, for the Gestapo is established in Carlton House Terrace like the OGPU in all Sovjet Embassies" (a.a.O. Seite 83) – „unter Überwachung, denn die Gestapo ist in Carlton House Terrace (deutsches Botschaftsgebäude in London) ebenso eingerichtet, wie die OGPU in allen Sowjetbotschaften." Ribbentrop unter Gestapo-Kontrolle – eine neue originelle Nuance zu dem gewohnten Zerrbild des damaligen Reichsaußenministers.

Wer solche Zitate und wer das ganze Buch liest, ist einigermaßen verblüfft, auch hier, wo der in der Nachkriegszeit entstandenen Lage entsprechend zum Widerstand gegen die Sowjets aufgerufen werden soll, vor allem das Thema Deutschland abgehandelt zu finden. Aber: was immer Vansittart bespricht, letzten Endes muß das deutsche Exempel gefunden werden, sonst ist für ihn die Sache nicht getan. Der Umstand, daß weder Lenin noch Trotzki Deutsche waren, steht ihm lästig im Wege; von Stalin ließ sich immerhin ein Vergleich mit Hitler konstruieren: „*Es gibt keinen Unterschied zwischen Hitler und Stalin, außer dem, daß der eine* (Hitler) *tot ist*" (a.a.O. Seite 50) – hätte Vansittart diese seine Auffassung von 1949 nicht viel nützlicher schon im Jahre 1941 aussprechen sollen?

In einer *einzigen* Zeile des ganzen Buches deutet Vansittart an, was schließlich das Ergebnis seiner Deutschlandpolitik gewesen ist: er behauptet, England sei immer des Kommunismus Feind Nr. 1 gewesen (was wir uns zu bezweifeln gestatten) „until replaced by the Americans. Now we are 1 a" (a.a.O. Seite 82) ... „bis die Amerikaner an unsere Stelle traten. Nun sind wir Nummer 1 a".

Diese Zahl ist ein neuer Ausdruck für den zweiten Platz, auf den sich das britische Weltreich heute verwiesen sieht, wenn auch kaum in der Moskauer Skala, wohl aber im weltpolitischen Feld - es sei denn, man denkt genauer nach und findet, daß der *dritte* Platz, nach den USA und nach Rußland, die treffendere Einordnung Englands in die heutige Mächtegruppierung bezeichnet.

The Right Honorable Lord Vansittart, P. C., G. C. B., G. C. M. G., D. Litt., Ll. D. - wie er sich unter Anführung aller seiner Titel und Orden auf dem Titelblatt seiner Bücher bezeichnen läßt - ficht das wenig an; er hat sich sein ganzes Leben lang nur für Deutschland und die Deutschen interessiert und es wäre unkorrekt, zu leugnen, daß seinen Bemühungen ein voller Erfolg beschieden wurde.

*

Dieses düstere Vansittart-Kapitel konnte dem Leser nicht erspart werden - *ohne die Erinnerung daran, daß das Spiel des Sir Eyre Crowe in Vansittarts Wirken seine Fortsetzung und Vollendung erfuhr, würde die Szene unseres Jahrhunderts nur halb beleuchtet bleiben.*

Es lohnt sich, die Argumente dieser beiden Wortführer der britischen Deutschlandpolitik knapp miteinander zu vergleichen. Sie stimmen beide überein in einer Art von Spielerleidenschaft, mit der sie - was immer auch geschieht - jedes internationale Vorkommnis der Gegenwart oder der Vergangenheit mit dem Kriterium ihres „Systems" beurteilen. Crowe freilich, der sich in seiner „Denkschrift" 1907 ebenfalls schon historischer Argumente bediente (wobei er allerdings nicht schon bei Tacitus, sondern erst bei Friedrich dem Großen begann), kam es mehr auf das Motiv der unmittelbaren *Gefahren* an, die dem britischen Weltreich durch die angebliche deutsche Tendenz erwüchsen,

von Stufe zu Stufe mehr zu fordern, zuerst die Hegemonie in Europa und schließlich die Herrschaft über die ganze Welt für sich in Anspruch zu nehmen. Vansittart hingegen, dessen Wirken *nach* Versailles und unter Umständen einsetzte, die das Gefahr-Motiv lächerlich erscheinen lassen mußten, legt mehr Gewicht auf die moralische Seite der von ihm behaupteten deutschen Räubereigenschaft und schreibt sie - noch doktrinärer als Crowe - dem ganzen deutschen Volk zu.

Beiden gemeinsam ist neben dem kühnen Beiseiteschieben jeglicher Tatsachen, die ihren Thesen widersprechen, eine völlige Nichtbeachtung aller Umstände, die das Existenzproblem der Deutschen im Mittelpunkt Europas zwischen den jahrhundertelangen romanischen und slawischen Volksvorstößen bezeichnen; so gelingt es ihnen, für einen Zeitbereich, für den sich schon aus jeder historischen Landkarte eine stetige Einengung des deutschen Volksraumes in Ost und West ablesen läßt, die Fabel vom „deutschen Weltherrschaftsstreben durch Gewalt" zu erfinden.

Wir wissen, daß diese Geschichte ein sorgfältig erwogenes Phantasieprodukt ist, auch haben manche englische Historiker inzwischen längst herausgebracht, daß weder Kaiser Wilhelm II. noch Adolf Hitler Plänen nachjagten, wie sie ihnen hier unterschoben wurden - vom deutschen Volk ganz zu schweigen, das in beiden Kriegen um nichts anderes als um seine Existenz kämpfte.

An einer Leitstelle der weltpolitischen Entwicklung, im britischen Auswärtigen Amt, aber galten jahrzehntelang die Parolen der Crowe und Vansittart als folgenschwere Meinungstradition. Und es ist nicht sicher, ob dort nicht auch heute noch Vansittarts „Lessons of my Life" herumgeistern, ob nicht heute noch aus dieser Überlieferung heraus Notwendiges verhindert, Richtiges unterlassen und Falsches getan wird.

In dem furchtbaren Widerspruch zwischen den unverfälschten Tatsachen, wie sie die deutsche Wirklichkeit in Vergangenheit und Gegenwart bietet, und dem wahnerfüllten Gebäude giftiger Erfindungen, das Crowe begann und Vansittart vollendete, liegt die Tragik einer Epoche begründet.

‚Der kommende Krieg – für mich eine Gewißheit'

Winston Churchill – Zweiter Akt

Auch wenn sie in historischen Untersuchungen normalerweise keinen Platz haben, so sollten wir doch die Aufschlüsse nicht unterschätzen, die uns oft kleine Anekdoten aus dem Streubereich der Weltgeschichte andeuten.

Jedenfalls finde ich, daß in dem kurzen rednerischen Zusammenstoß, der sich am 23. April 1934 an der Universität Oxford zwischen dem damals schon alternden Churchill und einem jungen deutschen Studenten ereignete, ein gewisses nicht uninteressantes Streiflicht auf die Probleme geworfen worden ist, mit denen es dann ein paar Jahre später wieder Millionen deutsche und englische Soldaten zu tun bekamen.

Die in der „Conservative Association" der Universität Oxford zusammengeschlossenen Studenten hatten in jenem Winter beschlossen, einen ihrer Diskussionsabende dadurch besonders anziehend zu gestalten, daß sie sich der Teilnahme des nicht mehr mit einem Regierungsamt betrauten, aber immerhin weltbekannten Unterhausabgeordneten Churchill versicherten. Der ehemalige Minister nahm die Einladung an*, er wünschte aber keinen Vortrag zu halten, sondern wollte nur zur Beantwortung von Fragen zur Verfügung stehen. Die Organisatoren nahmen die Sache in die Hand und wählten aus einer sehr großen Zahl von eingesandten Fragen zwölf aus, die sie als die wichtigsten erachteten und sowohl dem Gast wie allen Teilnehmern des Abends mitteilten. Unter diesen 12 ausgewählten Fragen befand sich auch die eines deutschen Studenten namens Schlepegrell, der nicht nur in Oxford studierte, sondern auch als Mitglied der Conservative Association besonders eingeladen worden war, mit einer Frage zum Gelingen des Abends beizutragen. Im Vordergrund der internationalen Diskussion stand damals die Saarfrage – manche einflußreichen Leute sprachen sich dafür aus, gar nicht erst die für den 15. Januar 1935 vorgesehene Volks-

---

* Vgl. dazu die beiden Berichte der „Berliner Monatshefte" Jahrgang 1934 über den geschilderten Vorgang.

abstimmung abzuwarten, sondern angesichts des wahrscheinlich für Deutschland günstigen Abstimmungsergebnisses das Saargebiet ohne weiteres Zuwarten dem Reich zurückzugeben – als einen demonstrativen Akt der freiwilligen und gemeinsamen Überwindung der Versailler Sinnwidrigkeiten. Student Schlepegrell erinnerte sich daran, daß Churchill früher einmal die Versailler Konferenz ein „aufgeregtes Aufeinanderplatzen ratloser Demagogen" genannt hatte; er glaubte, er würde dem Redner in taktvoller Weise ein erwünschtes Stichwort zu versöhnlichen Ausführungen darbieten, indem er hinsichtlich Versailles die am wenigsten zweifelhafte Frage anschnitt und sie folgendermaßen formulierte: *„Glaubt Mr. Churchill, daß die sofortige Rückgabe des Saargebietes an Deutschland im Interesse des Friedens ist?"*

Schlepegrells Pech war es, daß er in Oxford studierte und nicht in den politischen Kreisen Londons verkehrte, in denen man wußte, daß Churchill längst nicht mehr die Kritik, sondern die entschlossene Verteidigung des Versailler Diktates predigte. „Es ist allgemein bekannt, daß Winston eine Phase alarmierender Geisteshaltung durchmacht und ständig auf die nahe Möglichkeit eines Krieges und die Notwendigkeit der Rüstungen verweist" – so wußte bereits in der Zeit jenes Oxforder Abends der tschechische Gesandte Masaryk aus London nach Prag zu berichten (15. März 1934). *So* allgemein bekannt, daß es auch die Oxforder Studenten wußten, war diese Churchillsche Geisteshaltung freilich wieder nicht und so kam es, daß die Schlepegrellsche Frage, in der vom Saargebiet und vom Frieden die Rede war, dem hohen Gast wirklich vorgelegt und von ihm heftig beantwortet wurde: Er hielte es nicht nur für falsch, das Saargebiet vor dem festgesetzten Datum zurückzugeben, er finde auch, daß Deutschland seit dem Kriege außerordentlich milde behandelt worden sei und daß man ihm zahlreiche Konzessionen gemacht habe. Das Gerede von der schlechten Behandlung Deutschlands sei Unsinn, der Versailler Vertrag sei gerecht, schließlich sei Deutschland doch am Kriege schuld.

Der Student Schlepegrell war von dieser Antwort nicht weniger überrascht wie die übrigen Zuhörer; die Fülle der Einwände, die sich gegen diese allzu schlichten Formeln vorbringen ließ, gab ihm den Mut zu einer „Zusatzfrage", in der er sagte, es erstaunte ihn von der guten Behandlung Deutschlands zu hören. Ihm sei

an Konzessionen nur die vorzeitige Räumung des Rheinlandes bekannt. Oder wollte Mr. Churchill etwa die folgenden Dinge als Konzessionen bezeichnen: die Behandlung der deutschen Delegation in Versailles, die Fortsetzung der Hungerblockade nach dem Waffenstillstand, die Besetzung des Ruhrgebietes mit schwarzen Truppen, die langjährige Nichtzulassung Deutschlands zum Völkerbund, die Reparationen und das Verbot des Anschlusses Österreichs an das Reich. Unter ungewöhnlich starkem Beifall schloß der wackere Student mit der Bemerkung, es scheine ihm, daß Churchill mit seinen Ansichten eine sehr einsame Stellung einnehme.

Sicher war diese Zusatzfrage nicht allzu höflich – im Munde eines jungen Mannes gegenüber einem ehemaligen Minister; dieser machte jetzt aus seinem Herzen keine Mördergrube mehr, er griff sich nur die Angelegenheit des Anschlußverbotes heraus und erklärte entschieden, dieses habe sich als sehr nützlich erwiesen, denn sonst gäbe es jetzt 75 statt 60 Millionen Deutsche (!) in Mitteleuropa. Im Übrigen seien die Deutschen nicht nur am Kriege, sondern auch am darauffolgenden Chaos schuld und es sei ein Glück, daß sie nicht gesiegt hätten.

Auch wer Erregung als Entschuldigung gelten läßt, wird finden, daß diese Argumentation, einem jungen Deutschen ins Gesicht gesagt, weder überzeugend noch liebenswürdig war. Schlepegrell kann kein Vorwurf gemacht werden dafür, daß er nun den Kern der Sache aufgriff, sich nochmals erhob und die mit Ja oder Nein beantwortbare Frage stellte: „Glaubt Mr. Churchill, daß die deutsche *Nation*, das deutsche *Volk* für den Weltkrieg verantwortlich ist?“. Unter dem atemlosen Schweigen der studentischen Versammlung erhob sich Churchill langsam, blickte den mutigen jungen Deutschen scharf an und sagte nach einer kurzen Pause gelassen: „*Yes*“.

Auf diese Antwort hin erhob sich großer Lärm, Getrampel und „shame“-Rufe, der Student Schlepegrell verließ den Raum und Churchill wandte sich eilig einer anderen Frage zu – es war sein Glück, daß die Margot Asquith und der Lloyd George und der Geist des Viscount Morley und alle die anderen Zeugen von Churchills eigener Mittäterschaft am Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht in diesem Saale versammelt waren: wie hätte er *ihnen* Rede und Antwort stehen können?!

Freund Vansittart dagegen war gewiß des Lobes voll über dieses „Ja“, das ein Programm bedeutete.

*

Der Erste Weltkrieg war – das muß hier eingeschaltet werden – für den jungen zunächst so hoffnungsvollen Marineminister Churchill enttäuschend verlaufen. Seine Abenteuer im Burenkrieg waren vom Glück begünstigt gewesen und hatten ihm öffentliche Anerkennung eingetragen. Der Erste Weltkrieg versagte ihm beides, so leidenschaftlich er auch danach trachtete. Schon im Oktober 1914 klagte er dem damaligen Premierminister Asquith (der das seinem Tagebuch anvertraute), „daß die Marineseite dieses Krieges praktisch schon erledigt und dort keine Lorbeeren mehr zu ernten seien... Er erklärte, daß eine politische Karriere für ihn nichts bedeute im Vergleich zu militärischem Ruhm“.

Die Suche nach solchem Ruhm verwickelte ihn in verschiedene unglückliche Angelegenheiten: er fuhr ins belagerte Antwerpen, konnte aber den Fall dieser Festung nicht aufhalten, er organisierte den britischen Angriff auf die Dardanellen, der nach schweren Verlusten im Feuer der türkischen Abwehr liegen blieb und aufgegeben werden mußte; das Ende vom Lied war, daß Churchill 1915 sein Ministeramt verlor. Man möchte meinen, daß er – der früher aktive Offizier – nun befreit von den amtlichen Bürden sich freudig in das große Heer der in Flandern kämpfenden Tommies eingereiht hätte. Es stellte sich aber – was seinen Biographen peinlich ist – heraus, daß das an der Front übliche stille Heldentum nicht den Churchillschen Auffassungen von militärischem Ruhm entsprach. Seine kurze und gescheiterte Laufbahn als Frontoffizier begann damit, daß er versuchte, das Kommando einer Brigade übertragen zu erhalten. In den Kreisen der Heeresleitung überwog freilich die Auffassung, daß ein zuletzt als Leutnant verwendeter Offizier sich auch nicht auf dem Wege über parlamentarische Praxis zu einem General entwickle und so übertrug man ihm die Führung eines Bataillons; diese Stellung hatte den Nachteil, daß sie so gut wie gar keine Chance bot, entscheidend in das Rad der Weltgeschichte einzugreifen – was zu tun seit eh und je und auch fernerhin Churchills

Hauptanliegen war. So geschah etwas in jener Zeit sehr Außergewöhnliches: daß der Oberstleutnant Churchill im Mai 1916 aus seinem französischen Quartier ein Ersuchen an den britischen Kriegsminister richtete, ihn trotz Fortdauer der Kampfhandlungen aus der Armee nach Hause zu entlassen. Es ist unbekannt, ob der britische Kriegsminister in jener Zeit solche Gesuche von Seiten dienstverwendungsfähiger Offiziere öfters erhielt und wie er sich dazu auszusprechen pflegte. In diesem Falle entschloß sich Lord Kitchener immerhin (der gleiche, der sich 1898 so hartnäckig und erfolglos geweigert hatte, den Leutnant Churchill zur Schlacht von Omdurman zuzulassen) dem seltsamen Antrag stattzugeben - freilich nicht ohne die ironische Bedingung daran zu knüpfen, er bitte sich aus, daß der Oberstleutnant Churchill fürderhin nie wieder ein militärisches Kommando beantragen werde!

Nach dieser ruhmlosen Rückkehr aus Frankreich „lungerte" der unbeschäftigte Abgeordnete ein ganzes langes Jahr hindurch „in Westminster herum und versuchte, seine launische Mätresse, die Macht, wiederzugewinnen, wie ein sich verzehrender Liebhaber". Diese respektlosen Bemerkungen vermag eine sonst ganz auf Lobeshymne eingestellte Biographin* nicht zu unterdrücken. Erst im Juli 1917 erbarmte sich Lloyd George (der im Dezember 1916 Premierminister geworden war) und übertrug dem arbeitslos gewordenen einstigen „Kondottiere in der Admiralität" das Munitionsministerium, in dem zwar viel Verwaltungsarbeit zu leisten, aber wiederum kein Lorbeer zu ernten war. Und als ob Lloyd George sich einen sarkastischen Scherz erlauben wollte gegenüber dem jungen Freund, dem „eine politische Karriere nichts bedeutete im Vergleich zu militärischem Ruhm" ernannte er ihn zum Kriegsminister - aber erst am 10. Januar 1919, genau zwei Monate nachdem die Kampfhandlungen beendet waren!

*

Aus dem dann folgenden Jahrzehnt Churchillscher Tätigkeit ist nichts von Wichtigkeit zu berichten - er bekleidete verschiedene Ämter, zuletzt mehrere Jahre hindurch sogar den nüchter-

* Virgina Cowles: a. a. O. Seite 245.

nen Posten des britischen Finanzministers bis man gemeinhin fand, daß seine Laufbahn sich dem Ende zuneige und ihn 1929 bei einer Kabinettsumbildung nicht mehr berücksichtigte.

Bemerkenswert aus dieser Zwischenzeit sind eigentlich nur zwei Episoden – und diese mehr um des Kontrastes willen zu dem, was später geschah.

Erste Szene: Kaum war Churchill nach dem Ende des für ihn so enttäuschenden Ersten Weltkrieges Kriegsminister geworden, als er – gewiß nicht allein, aber natürlich leidenschaftlicher als andere – die bolschewistische Gefahr entdeckte; er scheute vor dem Gedanken nicht zurück, auf eigene Faust mit der Sowjetunion Krieg zu führen, indem er die Armeen der sog. „weißen" Generale nachhaltig mit Waffen, Versprechungen und gewiß auch mit strategischen Ratschlägen versorgte. Er befaßte sich mit solcher Inbrunst mit dieser Angelegenheit, daß er entdeckte, nur Deutschland könne ein zuverlässiges Bollwerk gegen die Gefahr aus dem Osten bilden. Es bewährte sich wieder einmal seine Fähigkeit, alle Dinge durch *eine* Brille zu sehen und so forderte er den Premierminister mitten in der Zeit, in der die „Alliierten" nur daran dachten, die Weimarer Republik „wie eine Zitrone auszupressen" dazu auf, die Franzosen zu einem Militärbündnis mit Deutschland zu veranlassen, was freilich, wie er richtig erfaßte, nur dann einen Sinn habe, wenn Frankreich die „Behandlung Deutschlands vollständig ändert und eine britische Politik der Hilfe für und der Freundschaft mit Deutschland loyal unterstützt"*. Wäre diese – im Jahre 1920 ausgesprochene – Forderung nicht wieder einmal nur eine flüchtige Eingebung gewesen, hätte Churchill an ihr festgehalten und sie weiter verfolgt, dann sähe nicht nur die Welt heute anders aus, dann wäre vielleicht Churchill auch *ohne* neuerlichen englisch-deutschen Krieg Premierminister geworden. . .

So aber verblieb das alles im Bereich der Anekdote, zu dem auch die zweite Szene gehört, an die es sich lohnt, heute noch zu erinnern:

Es war im Januar 1927, als der damalige britische Schatzkanzler Churchill eine private Reise nach Ägypten und Griechenland unternahm. Auf der Rückreise verfehlte er nicht, in Rom Aufenthalt zu nehmen und dem italienischen Regierungschef

* Zitiert nach Cowles a. a. O. Seite 267.

Mussolini einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Das wäre weiter nicht auffällig und ungewöhnlich gewesen, hätte er nicht dem Ereignis eine besondere Note durch Erklärungen verliehen, die er vor der italienischen Presse abgab und die nach dem Bericht der „Times" vom 27. Januar 1927 folgendermaßen lauteten:

> „Ich möchte noch ein Wort über den *internationalen Aspekt des Faschismus* sagen. Nach außen hin *hat Ihre Bewegung der ganzen Welt einen Dienst geleistet*.... Italien hat gezeigt, daß es einen Weg gibt, die subversiven Kräfte zu bekämpfen und daß man auf diesem Weg die Masse dazu bringen kann, die Ehre und Stabilität der zivilisierten Gesellschaft zu schützen und zu verteidigen."

Ganz besonders hatte es ihm damals der Duce angetan:

> „Ich bin wie viele andere nicht im Stande gewesen, mich *dem Charme Signor Mussolinis* zu entziehen, seiner gütigen und einfachen Haltung und seiner ruhigen abgeklärten Einstellung trotz so vieler Bürden und Gefahren."

In einer Skizze, die nur einiges Wesentliche aus der Fülle des Stoffes herausgreift, ist es erlaubt, gelegentlich den Ereignissen vorauszueilen. Sicherlich gehört die nachstehende Schilderung aus den Apriltagen 1945 – niedergeschrieben von Churchills persönlichem Begleiter – hierher, nicht nur, weil sie sich ebenfalls mit Mussolini beschäftigt, sondern auch, weil sie das menschliche Niveau des Mannes beleuchtet, mit dem wir es hier zu tun haben:

> „Die letzten Kriegstage in Europa" – so berichtet W. H. Thompson in seinem Buch ‚Churchill und sein Schatten' (Deutsche Ausgabe, Frankfurt/Main 1952 Seite 222) – „trugen eine freudige und überschwengliche Note. Eines Abends kam Mr. Churchill in Chequers an, stürzte in das Haus und verkündete seinen Gästen: ‚*Ah, das Biest ist tot*!' So erfuhren wir von Mussolinis Ende."

*

Zurück zu 1930! Die bereits erwähnte neueste, im Stile der andächtigen Bewunderung geschriebene Churchill-Biographie der Virgina Cowles äußert sich über jene Zeit nach dem unfreiwilligen Ausscheiden ihres Helden aus der Regierung:

„Die meisten Politiker hielten seine (Churchills) Karriere für beendet. Seine unabhängige und rücksichtslose Natur hatte zwischen ihm und seinen letzten verbliebenen Kollegen heftige Unstimmigkeit hervorgerufen. Mit jeder der Parteien war er in Streit gelegen.... Wo also lag seine Zukunft?"

Diese Frage stellte sich ihm in der Tat und eine ganze Weile fand auch seine so lebhafte Phantasie keine befriedigende Antwort - er schrieb ein umfangreiches Buch über seinen Vorfahren, den Herzog von Marlborough, und hielt Ausschau nach Möglichkeiten, wieder ernstlich ins öffentliche Gespräch zu kommen. Endlich - im Frühjahr und Sommer 1932 - bot sie sich ihm im Zusammenhang mit dem neuesten Entwicklungsstadium der Abrüstungsfrage.

Im Februar 1932 war - fast dreizehn Jahre nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages - endlich die sog. Internationale Abrüstungskonferenz zusammengetreten um die Angelegenheit zu regeln, von der Lloyd George schon 1919 gesagt hatte, daß sich an ihr beweisen werde, ob der Völkerbund „Betrug und Gespött" sei.

Der amtliche britische Standpunkt war in dieser Frage wohlwollend gegenüber der von der deutschen Regierung des Reichskanzlers Brüning aufgestellten Forderung: entweder Abrüstung aller anderen Mächte oder Wiederaufrüstung der deutschen Armee. Nicht nur der Sinn, sondern auch der Wortlaut des Versailler Vertrages unterstützte diese deutsche Auffassung, die nach Brünings Sturz von der Regierung Papen vertreten wurde. Lloyd George - er war längst nicht mehr im Amt, aber er hatte als einer der seinerzeitigen „Großen Vier" ein Wort mitzureden - nahm ganz entschieden Partei:

> „Ich nehme keinen Anstoß", so schrieb er in einem Zeitungsaufsatz im September 1932 (zitiert nach Ziegler: Versailles, Seite 266), *„mir die deutsche Auffassung zu eigen zu machen*, die dahin geht, daß die Siegernationen schamlos die Treue in der Rüstungsfrage gebrochen haben."

Es ging freilich im Jahre 1932 nicht mehr nur um sittliche Gesichtspunkte, sondern um einen Tatbestand, der die europäische Lage gegenüber den Tagen von Versailles von Grund auf geändert hatte: *Rußland* - im Jahre 1919 ein Chaos - *war in-*

zwischen wieder zum Range einer militanten Großmacht aufgestiegen. Schon seit dem Herbst 1928 lief in der Sowjetunion der sog. „Fünfjahresplan", der durch eine entschlossene Industrialisierung den modernen Neuaufbau der russischen Armee ermöglichte und dessen machtpolitische Auswirkungen der britischen Regierung nicht unbekannt blieben. Unter diesen Umständen wurde die Fortdauer des militärisch leeren Raumes auf deutschem Boden ein nicht minder ernstes Problem wie das Anwachsen der kommunistischen Welle in Deutschland, der nur der ebenfalls emporsteigende Nationalsozialismus Widerstand bot.

Wäre Churchill in jener Zeit Minister gewesen, so hätte er sich zweifellos seiner lebhaften Polemiken aus früheren Jahren, vielleicht auch seiner Erkenntnisse über die historische Rolle des Faschismus in Italien erinnert und er wäre vielleicht der wortgewaltigste Verfechter der deutschen Wiederaufrüstung und eines Einwirkens auf Frankreich geworden, „die Behandlung Deutschlands vollständig zu ändern".

Seine persönliche Lage freilich verwies Churchill auf den entgegengesetzten Weg: da die britische Regierung geneigt war, die deutschen Vorstellungen wohlwollend zu prüfen und dem französischen Kabinett eine Berücksichtigung der Gesamtlage zu empfehlen, konnte der Außenseiter nur durch eine andersartige Betrachtungsweise öffentliches Interesse erwecken. Da die Regierung der russischen Machtentwicklung einige Bedeutung beimaß, machte Churchill es umgekehrt, er legte das Argument der bolschewistischen Drohung völlig beiseite, und nahm sich statt dessen der französischen Wünsche an, die darin gipfelten, weder das französische Millionenheer um auch nur einen Soldaten zu verringern, noch das deutsche 100 000-Mann-Heer um auch nur einen Soldaten zu vermehren. Was immer er selbst vordem Entgegenstehendes gedacht und gesagt hatte – es wurde ausgelöscht und statt dessen das alte Plakat neu hervorgeholt:

> „Lassen Sie die Regierung Seiner Majestät nicht glauben, daß die Deutschen nur Gleichberechtigung fordern ... das ist es nicht, was Deutschland sucht. Alle diese Trupps stämmiger teutonischer Jünglinge, die durch die Straßen und Gassen Deutschlands marschieren, im Auge das Licht des Begehrens, fürs Vaterland zu leiden, interessieren sich nicht

für einen ‚Status'. Sie halten nach Waffen Ausschau und wenn sie Waffen haben, dann, glauben Sie mir, werden sie die Rückgabe ihrer verlorenen Gebiete und Kolonien fordern...."*

Diesmal ist zwar nicht davon die Rede, daß Deutschland das britische Weltreich „zerstückeln" wolle, aber sie ist wieder da – *die wohlbekannte deutsche Gefahr, und Churchill ist die Kassandra, die sie aller Welt vor Augen stellt.* Es kann nicht übersehen werden, daß das schon im Sommer und Herbst 1932 geschieht. Die oben zitierte Rede wurde im November 1932, gerade in den Tagen gehalten, als alle Welt auf Grund des Stimmenrückganges der NSDAP in den Wahlen vom 6. November 1932 glaubte, Hitler habe einen entscheidenden Rückschlag erlitten und werde wohl nie Reichskanzler werden. Churchill selbst betont in seinen Erinnerungen (Band II, Seite 26) die *sieben* Jahre, während deren er vor 1939 „immer den Unglückspropheten gespielt" habe.

Es ist aufschlußreich, diese Zeitbestimmung sorgfältig im Auge zu behalten: es war nicht die Person Hitlers (über die sich Churchill fernerhin noch oft mit Ausdrücken der Bewunderung, allerdings stets einer zweideutigen Bewunderung äußern sollte**), es war auch nicht der Nationalsozialismus (mit dem er – hätte es in seine Karriere gepaßt – sich wohl nicht minder abgefunden hätte wie vorher mit dem Faschismus Mussolinis oder später mit der Weltanschauung seines „Onkel Joe"), sondern es war ganz einfach der Wiederaufbau deutscher Stärke, dem sich entgegenzustellen Churchill beschlossen hatte – in der zuversichtlichen Hoffnung, dadurch wieder „an die Macht" zu kommen.

*

---

* Zitiert nach Cowles a.a.O. Seite 332.

** Ein Beispiel (W. S. Churchill: „The truth about Hitler" in The Strand Magazin, November 1935): „Während all diese schrecklichen Veränderungen in Europa sich ereigneten, *kämpfte der Gefreite Hitler seine lange, ermüdende Schlacht um das deutsche Herz.* Die Geschichte dieses Kampfes kann nicht gelesen werden *ohne Bewunderung für den Mut, die Aufrichtigkeit und die Kraft der Persönlichkeit,* die ihn dazu befähigten, herauszufordern, zu trotzen, zu überwältigen oder zu versöhnen – jedenfalls sich durchzusetzen gegenüber allen Autoritäten und Widerständen, die seinen Weg versperrten. Er und die immer wachsenden Scharen derer, die sich ihm anschlossen, zeigten in ihrem patriotischen Feuer und ihrer Vaterlandsliebe, daß es nichts gab, was sie nicht zu tun oder zu wagen bereit wären, kein Opfer von Leben, Gesundheit, Freiheit, das sie nicht selbst bringen oder ihren Gegnern auferlegen würden."

Gewiß nicht mit Unrecht hebt Churchill in seinen Erinnerungen hervor, daß Hitlers Buch „Mein Kampf" (das in den Jahren 1925 und 1926 erschienen war) „eingehendstes Studium durch die politisch oder militärisch führenden Männer der alliierten Mächte verdient hätte. Es stand alles darin"*. Er selbst scheint sich jedenfalls dieser Lektüre unterzogen zu haben, denn er berichtet, wenn auch in etwas groben Umrissen, so doch im Kern *richtig* über Hitlers außenpolitisches Programm:

> „Über Deutschlands Außenpolitik", so lautet Churchills Referat über die einschlägigen Ausführungen in ‚Mein Kampf', „darf keine Sentimentalität herrschen. Es wäre töricht, Frankreich aus bloßen Gefühlsgründen anzugreifen. Was Deutschland braucht, ist die Expansion seines Gebietes in Europa. Die deutsche Kolonialpolitik vor dem Kriege war ein Fehler und sollte aufgegeben werden. Deutschland muß seine Ausdehnung bei Rußland und besonders bei den baltischen Staaten suchen. Kein Bündnis mit Rußland ist zulässig. Gemeinsam mit Rußland einen Krieg gegen den Westen zu beginnen wäre verbrecherisch, denn das Ziel der Sowjets ist der Triumph des internationalen Judentums. Das war der ‚eiserne Bestand' seiner Politik."

In der Tat weichen nur wenige Ereignisse der deutschen Außenpolitik der Jahre 1933 bis 1945 von der hier gezeigten Linie ab und das Erstaunliche an dieser so klaren Erkenntnis der Hitler-Politik ist es vor allem, daß Churchill sich nach 1945 offen dazu bekennt, sie *so* schon damals erfaßt zu haben. Denn, mag man über die Richtigkeit oder Nützlichkeit oder Erwünschtheit dieser Hitlerlinie wie immer urteilen, für den britischen Beurteiler wurde doch eindeutig klar,

> daß *jegliches Angriffsdenken in westlicher Richtung abgelehnt* und aus den Beziehungen zu England sogar der koloniale Konfliktsstoff bewußt ausgeschaltet wurde,
>
> und daß zweitens die von Hitler betriebene militärische Wiedererstarkung des Reiches *sich betont und ausschließlich gegen Osten richtete* und von hier aus auch ihren Maßstab erhielt.

Weder vom damaligen noch vom heutigen Standpunkt aus läßt sich erkennen, daß ein tiefgreifender oder gar lebenswich-

* Vgl. Churchill: Der Zweite Weltkrieg, Deutsche Übersetzung, Band 1, Seite 78ff.

tiger Widerspruch zwischen diesem Hitler-Programm und den Interessen des Britischen Weltreiches bestand. Die letzteren wurden in jener Zeit noch gemeinhin darin erblickt, das Commonwealth zusammen- und die Herrschaft über Indien aufrechtzuerhalten. (Den Punkt „Indien“ hat niemand stärker betont als Churchill, wenigstens solange, bis er wieder seine Rolle des Kriegspropheten gegen Deutschland zu spielen begann. Noch im Dezember 1930 wandte er sich leidenschaftlich dagegen, daß „dieses wahrhaft leuchtende Juwel der Königskrone, das mehr als alle unsere anderen Dominions und abhängigen Gebiete den Ruhm und die Kraft des britischen Empire ausmacht“ aufgegeben werde. *Indien zu verlieren bezeichnete er als eine Katastrophe, „von der es keine Erholung geben“ könne.* Vgl. Cowles a. a. O. Seite 317).

Was konnte es im Lichte solcher Überlegungen Verlockenderes geben, als die Kraft Rußlands im Westen, die Kraft Deutschlands im Osten gebunden zu wissen?!

In all seinen unzähligen Redetexten, den Zeitungsartikeln und bändereichen Erinnerungen gibt uns Churchill auch nicht *eine* Andeutung dafür, warum er trotz seiner Erkenntnisse über Hitlers wahre politischen Ziele *immer mit der Lüge operierte, daß England und Frankreich von einem deutschen Angriff bedroht würden und warum er die Idee, Deutschlands Drang nach dem Osten durch Krieg im Westen entgegenzutreten, zu seinem politischen Evangelium erhob.*

*

Wie schon vor 1914, so nahm auch diesmal wieder Churchills Voraussicht erstaunliche Ausmaße an. Bereits aus dem Jahre 1936 – dem Jahre, in dem sich alle Welt zum friedlichen Ereignis der Olympia in Berlin versammelte – berichtet er in seinen Erinnerungen (Band 1, Seite 279) von dem Gespräch mit einem Freund „der eine hohe Vertrauensstellung in der Regierung einnahm“ (ob es wohl Vansittart war?): „Wir sprachen ausschließlich vom kommenden Krieg, *der für mich eine Gewißheit war*“.

‚Nie wieder München'

Nur drei von den zahlreichen internationalen Konferenzen unseres Jahrhunderts haben das europäische Schicksal entscheidend beeinflußt: Versailles, München und Jalta.

Über Versailles gibt es eine ganze Literatur, über Jalta sind inzwischen aufschlußreiche Dokumente veröffentlicht worden – was aber wissen wir von der Szene von München anderes als die üblich gewordene Formel, sie sei der Inbegriff von Drohung und Kapitulation gewesen?!

*

Deutlich entsinne ich mich der nächtlichen Stunde im Münchner „Führerbau" – einen langen Nachmittag und Abend hatten hinter verschlossener Tür die „großen Vier" von damals: Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain die Frage der Eingliederung der deutschbesiedelten Sudetengebiete in das Reichsgebiet besprochen. Zunächst hatte nicht einmal Göring Zutritt in den Beratungsraum gehabt, sondern stapfte mit uns kleineren Randfiguren des großen Ereignisses stundenlang die lange Marmorgalerie auf und ab; schließlich waren die letzten Entscheidungen getroffen, eine Pause wurde eingelegt, die Protokolle wurden vorbereitet und man traf sich wieder zu den Schlußarbeiten. Der Posten an der Tür zu Hitlers Arbeitszimmer wurde zurückgezogen und wir Wartenden bekamen Gelegenheit, der Unterzeichnung beizuwohnen.

Während in den Büros die Schreibmaschinen klapperten und von eilenden Beamten dieses und jenes Blatt zur Prüfung hereingereicht wurde, unterhielten sich die Hauptakteure des großen Schauspiels mit ihren hinzugekommenen Mitarbeitern: der französische Ministerpräsident temperamentvoll und offenbar überzeugt, einen wohlgelungenen Arbeitstag hinter sich gebracht zu haben, Mussolini – als der an der tschechoslowakischen Frage am wenigsten, am Zustandekommen der Konferenz aber am stärksten Beteiligte – mit verschränkten Armen, stolz zurückgeworfenem Kopf und überlegenem Lächeln; Hitler etwas

nervös und um die Fertigstellung der Abschriften und Ausfertigungen besorgt – dazwischen die lange Gestalt des britischen Premierministers: als einziger spricht er mit niemand, er blickt nachdenklich in die Ferne, als wäre der stimmenerfüllte Raum um ihn eine menschenleere Landschaft; wortlos prüft und unterzeichnet er, wenn ihm ein Blatt gereicht wird. Aus seinem Gesicht läßt sich nicht enträtseln, welche Gedanken ihn bewegen, aber ernster Art sind sie gewiß.

Dieser Zug der nachdenklichen Überlegung, der die Lippen des britischen Premierministers umspielt und der sich nur kurz löst, wenn eine Frage eine knappe Antwort erheischt, erschien mir damals das eindringlichste Erlebnis jener frühen Morgenstunde des 29. September 1938.

Gegen Mittag des gleichen Tages fährt Chamberlain jenseits der Isar am Prinzregentenplatz vor, steigt die zwei Treppen eines Mietshauses zu Hitlers Privatwohnung empor und läßt sich dort die seltsame, berühmt gewordene Erklärung „Peace in our time" unterschreiben*, von der sich bis heute noch nicht herausgestellt hat, welche Art von Staatspapier sie eigentlich darstellt. Es handelt sich gewiß nicht nur um einen Austausch von

---

* In sein Tagebuch notierte Chamberlain über dieses Gespräch (zitiert nach Feiling: The Life of Neville Chamberlain, London 1946, Seite 376): „Ich hatte eine sehr freundschaftliche und angenehme Unterhaltung: über Spanien (wo er niemals territoriale Ambitionen gehabt habe, wie er u.a. sagte), über wirtschaftliche Beziehungen zu Südosteuropa und über Abrüstung. Kolonien erwähnten weder er noch ich. Zum Schluß zog ich die Erklärung heraus, die ich vorher vorbereitet hatte und fragte ihn, ob er sie unterzeichnen würde. Während der Dolmetscher den Text ins Deutsche übersetzte, rief Hitler wiederholt aus: ‚Ja, ja' und schließlich sagte er: ‚Ja, das will ich sicherlich unterschreiben; wann sollen wir es tun?' Ich sagte: ‚Jetzt' und wir gingen sofort zum Schreibtisch und setzten unsere Unterschriften unter die zwei Kopien, die ich mitgebracht hatte."

Der Text der Erklärung lautete (abgedruckt bei Berber: Deutschland – England 1933–1939, Die Dokumente des deutschen Friedenswillens, Essen 1940, Seite 157):

„Wir haben heute eine weitere Besprechung gehabt und sind uns in der Erkenntnis einig, daß die Frage der deutsch-englischen Beziehungen von allererster Bedeutung für beide Länder und für Europa ist. Wir sehen das gestern abend unterzeichnete Abkommen und das deutsch-englische Flottenabkommen als symbolisch für den Wunsch unserer beiden Völker an, niemals wieder gegeneinander Krieg zu führen. Wir sind entschlossen, auch andere Fragen, die unsere beiden Länder angehen, nach der Methode der Konsultation zu behandeln und uns weiter zu bemühen, etwaige Ursachen von Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen, um auf diese Weise zur Sicherung des Friedens Europas beizutragen."

Höflichkeiten, aber ein Vertrag ist es auch nicht, jedenfalls fühlt sich das britische Kabinett in den kommenden Monaten keineswegs verpflichtet, in „anderen Fragen“ die deutsche Regierung zu konsultieren oder gar „*Ursachen*“ von Meinungsverschiedenheiten (wie sie jedenfalls hinsichtlich der immer noch von England verwalteten deutschen Kolonien gegeben waren) „aus dem Wege zu räumen“.

*

Durch alle Nebel, die gerade über dieses Ereignis ausgebreitet worden sind, kommt die Frage auf uns zu: *was eigentlich ist in München wirklich geschehen?*

Neben der Reparations- und Abrüstungsfrage hatte sich die Pariser Siegerkonferenz im Frühjahr 1919 mit mehreren wichtigen Gebietsfragen zu beschäftigen. Wären die 14 Punkte Wilsons wirklich maßgebend gewesen, so wären hierfür kaum politische Erwägungen, sondern vor allem bevölkerungsstatistische Erhebungen, in Zweifelfällen einige Volksbefragungen nötig gewesen. Hinsichtlich des Elsaß waren allerdings auch schon die 14 Punkte von dem Grundsatz der „Selbstbestimmung“ abgewichen. Als Wilson sein Programm verkündete, war Deutschland nahe daran, den Krieg zu verlieren und Frankreich, ihn zu gewinnen und so war es für den amerikanischen Präsidenten klar, daß keine noch so wohltätige Formel die Einverleibung des Elsaß in das französische Staatsgebiet beeinträchtigen dürfe.

Befragung der Bevölkerung und Autonomie war aber nur in diesem Falle ausgeschlossen, für alle anderen Gebiete, deren künftige staatliche Zugehörigkeit strittig war, konnte die sog. Friedenskonferenz rechtens nicht umhin, die zwingenden Vorschriften der als Grundlage des Waffenstillstandes anerkannten 14 Punkte zu beachten.

Abgesehen von dieser rechtlichen Lage war zu bemerken, daß *nur* die *italienischen* Gebietsforderungen - soweit sie über Wilsons Grundsätze hinausgingen - eine politische Problematik in sich trugen, weil Italien alliierte Siegermacht war. (Ein Verlangen, einer der „großen Vier“ von Versailles sollte aus sittlichen Gründen auf einen Vorteil verzichten, konnte nicht dem Bereich der nüchternen Wirklichkeit angehören, nachdem sich dort jeder gierig nahm, was immer er erlangen konnte.)

Eine etwas *andere* Lage bestand in Versailles hinsichtlich der neugebildeten Staaten, insbesondere Polens und der Tschechoslowakei. Beide konnten nicht als mitbestimmende Alliierte, sondern nur als Bittsteller, die am Kriege gar nicht teilgenommen hatten, ihre Forderungen vorbringen und es ist schwer einzusehen, warum nicht wenigstens hier nach dem Wilsonschen Rezept verfahren wurde.

Es kann da nur der Gedanke bestimmend gewesen sein, die deutsche Republik so schwach wie möglich zu halten und ihr gleich einige handfeste Konfliktstoffe mit in die Wiege zu legen. Da war die polnische Forderung auf das unzweifelhaft deutsche Danzig und auf einen „Korridor“ zum Meer, in den umfangreiche deutschbesiedelte Gebiete einbezogen wurden und da war das Problem der neuzubildenden „Tschecho-Slowakei“, die – wie ihr Name besagte – ein slawischer Staat der Tschechen und Slowaken sein wollte. Hätte es nicht nahegelegen, im Sinne der Wilsonschen Grundsätze die festumrissenen deutschen Siedlungsgebiete im Sudetengebiet, im Egerland und im Böhmerwald von vorneherein von diesem slawischen Staat getrennt zu halten und diesem damit ein festes inneres Gefüge zu geben, was mit einem deutschen Bevölkerungsanteil von mehr als dreieinhalb Millionen Menschen nachgerade unmöglich war?!

Aber – so fragten sich die Versailler Diktatoren – war denn dann noch ein ernster Gegensatz zwischen Berlin und Prag gegeben? Bestand dann nicht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß zwischen der Weimarer Republik und dem neuen tschechoslowakischen Staat eine enge wirtschaftliche und politische Verbindung zustandekam und daß dadurch das tschechische Bedürfnis nach französischem Schutz beträchtlich vermindert wurde?

Und durfte es denn zugelassen werden, daß die Deutschen in Versailles einen, wenn auch bescheidenen Gebietszuwachs erfuhren – das hätte doch dem Friedensvertrag den Charakter der Strafmaßnahme wenn auch nicht ganz genommen, so ihn doch verwischt?! Nein, das alles konnte den Versailler Leuten nicht wünschenswert erscheinen*, also mußten die dreieinhalb Millio-

* Vgl. dazu die Erklärung des bekannten britischen Politikers Lord Lothian (der als Philip Kerr an der Versailler Konferenz teilgenommen hatte) in seiner Rede in Chatham House am 29. Juni 1937: „Wenn nun der Grund-

nen Sudetendeutschen tschechische Staatsbürger werden. Gefragt wurden sie nicht.

*

Die merkwürdigen Regelungen an der deutschen Ostgrenze waren einleuchtend nur vom Standpunkt der traditionellen, auf Zersplitterung und doppelseitige Bedrohung des deutschen Raumes ausgerichteten *französischen* Politik. Als daher Hitler die Forderung nach einer Revision der Versailler Bestimmungen hinsichtlich des Sudetenlandes mit dem Nachdruck der wiedererlangten deutschen Großmachtstellung erhob, konnte der britische Ministerpräsident Chamberlain sich als Vermittler anbieten in dem beruhigenden Bewußtsein, daß in dieser Angelegenheit keinerlei unmittelbaren *britischen* Interessen auf dem Spiele standen. So flog er denn im September 1938 zuerst nach Berchtesgaden und dann nach Godesberg. Seine selbstgewählte Mission erreichte ihren kritischen Punkt, als sich an Hand der Volkstumskarte (die nun – zwanzig Jahre zu spät – zu Rate gezogen wurde) ergab, daß die Tschechen ihre umfangreichen, dem System der Maginotlinie angepaßten Befestigungen vor allem in die von den Deutschen bewohnten Gebiete gebaut hatten. Sie erlaubten sich nun den ironischen Scherz, der Abtretung der deutschbesiedelten Gebiete, nicht aber der Abtretung der Befestigungen zuzustimmen: diese besaßen zwar für Hitler – da sie gegen Deutschland gerichtet waren – nicht den mindesten Wert, aber sie konnten natürlich auch nicht abtransportiert werden. Fast alle diese Bunker lagen unmittelbar an der Grenze und so gab es keinerlei Raum für einen Kompromiß zwischen der deutschen, von den Tschechen im Prinzip anerkannten Forderung nach einer Eingliederung der deutschen Siedlungsgebiete in das Reich und der Prager Weigerung, auf die teueren Zementblöcke zu verzichten. Das ganze Problem der „Krise“, die zur Münchner Konferenz führte, lag darin, die Tatsache anzuerken-

---

satz der Selbstbestimmung *zugunsten* Deutschlands in der gleichen Weise zur Anwendung käme, wie er *gegen* Deutschland angewandt wurde, so würde das bedeuten: den Wiedereintritt Österreichs in das Deutsche Reich, die Vereinigung der Sudetendeutschen, Danzigs und möglicherweise Memels mit Deutschland, sowie gewisse Bereinigungen mit Polen in Schlesien und im Korridor.“

nen, daß der tschechische Generalstab besser daran getan hätte, seine Verteidigungslinie nicht ausgerechnet im vordersten Grenzbereich einzurichten. Hätten diese Leute weniger an eine zusammen mit der französischen Armee in Süddeutschland zu schlagende Schlacht, sondern an die Geographie ihres Landes gedacht und hauptsächlich die Karpathen befestigt, dann wäre kein „München" nötig gewesen, sondern Chamberlain hätte seine Vermittlerrolle in Godesberg erfolgreich zu Ende führen können.

*

Das tiefere mit der Sudetenfrage aufgerollte Problem lag freilich nicht in den tschechischen Bunkern, sondern in der Frage, ob es in Europa ein Forum gab, *vor* dem und *von* dem territoriale Bestimmungen des Versailler Diktates auf dem Verhandlungswege revidiert werden konnten. *Das* war die Frage von München und sie ist damals bejaht worden. In München wurde festgestellt – und das gibt dem Ereignis seinen dauernden historischen Rang – *daß Deutschland, England, Frankreich und Italien ohne eine andere Macht befragen zu müssen durch gemeinsamen Beschluß Versailles außer Kraft setzen und die europäischen Verhältnisse neu ordnen konnten!*

Das Bedeutsame an jenen Stunden im Münchner Führerbau war einerseits, daß Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain an einem runden Tisch am Kamin beisammensaßen und andererseits, *daß weder Stalin noch der amerikanische Präsident an ihrer Besprechung und an ihren Beschlüssen teilnahmen!*

Auch das ist ein Punkt – und vielleicht sogar der wichtigste – in dem sich die Konferenz von München von den Konferenzen in Versailles und Jalta unterscheidet.

Es war eine der wenigen rein europäischen Entscheidungen, die in diesem Jahrhundert getroffen wurden.

*

„Das Problem war nicht durch die jubelnden Volksmengen zu lösen, die Chamberlain bei der Rückkehr vom Flugplatz willkommen hießen und die Downingstreet und ihre Nebenstraßen füllten ..."

– diese Bemerkung Churchills in seinen Kriegserinnerungen (Band I, Seite 394) trifft die Situation, der sich der britische Premierminister nach seiner Rückkehr gegenübersah: die Leute auf der Straße waren begeistert und zufrieden, die „politischen Kreise“ aber erfaßten das Problem von ganz anderer Seite und es wurde ihnen – zu allererst aus den Vereinigten Staaten – unverzüglich mitgeteilt, wie das Geschehene zu beurteilen sei.

Der amerikanische Präsident, der sich bereits seit längerer Zeit darin gefiel, die internationale Szene mit saftigen Reden gegen Hitler zu beleben und der während der Septemberwochen 1938 zahlreiche Telegramme nach London, Paris, Berlin und Moskau gesandt hatte, war natürlich keineswegs davon erbaut, daß die Angelegenheit der tschechischen Bunker so ohne jegliche Beteiligung amerikanischer Staatsweisheit innerhalb eines Nachmittags aus dem Wege geräumt worden war.

Kaum hatte sich die allererste Überraschung gelegt, als schon die Newyorker Zeitungen einfallsreich die Stichworte ausgaben: „München“ – das war nicht die staatsmännische Tat einer Überwindung von Versailles oder der Besinnung auf Wilsons Grundsätze, sondern es war eine „feige Kapitulation“, ein „Zurückweichen vor Hitler“, ja ein „Verrat an der Tschechoslowakei“, wobei die Frage offen blieb, was – um Gottes Willen – England an der Tschechoslowakei zu verraten hatte.

Roosevelt selbst vermied einen direkten Kommentar zu München, aber er beeilte sich, einen sehr deutlichen indirekten zu erteilen, indem er am 11. Oktober Neubauten für die amerikanische Kriegsflotte für über 150 Millionen Dollar ankündigte und mitteilte, daß damit die zusätzlichen Ausgaben für die Landesverteidigung im nächsten Haushaltsjahr noch keineswegs erschöpft seien.

Unter dem Hinweis, daß er den Präsidenten in Rüstungsfragen berate, verbreitete sich US-Senator Baruch am gleichen Tage auf einer Pressekonferenz über die Wahrscheinlichkeit, daß Deutschland einen Überfall auf die lateinamerikanischen Staaten plane und da diese verhältnismäßig wehrlos seien, könnten nur die USA ihre Eroberung verhindern.

In Rußland wurden zwar keine so phantasievollen Reden gehalten, aber in der Sache war die dortige Antwort auf München die gleiche wie im Lande Roosevelts. Jedenfalls berichtete

später der damalige amerikanische Botschafter in Moskau Joseph Davies (vgl. Readers Digest, Juniheft 1942) kurz und bündig:

> „Seit den Münchner Besprechungen 1938 hat die sowjetische Industrie hundertprozentig nur noch für den Krieg gearbeitet.“

So haben die beiden Großmächte, die bei der Münchner Entscheidung ungefragt blieben und sich ausgeschlossen fanden, unverzüglich ihre Sorge vor einer Wiederholung dieses zu ihrem Ärger gelungenen Experiments kundgetan. Konnten nicht die Vier von München Gefallen daran finden, ihre überraschend erwiesene Autorität weiter anzuwenden, um auch noch andere Probleme der Zeit zu prüfen und zu lösen, ohne Moskauer Wünsche und Washingtoner Interessen dabei zu berücksichtigen? Sprach nicht aus der Chamberlain-Hitler-Erklärung eine ähnliche Absicht? Weitblickende Männer hier und dort sahen eine neue Heilige Allianz europäischer Großmächte emporsteigen...

Vielleicht hätte ein Pitt, ein Castelreigh solchen Möglichkeiten ins Auge geblickt und sich allen Gegenwirkungen verschlossen. Chamberlain war in die neue Lage – wie sich bald herausstellen sollte – mehr durch Zufall als durch Überzeugung hineingeraten und rief schleunigst „pater peccavi“, als sich der Zorn der in München Ausgeschlossenen über seinem Haupte entlud.

> „Wir haben eine totale, durch nichts gemilderte Niederlage erlitten ... Wir stehen einem Unglück (disaster) von erster Bedeutung gegenüber, das England und Frankreich befallen hat ... Das System der Bündnisse, auf das Frankreich seine Sicherheit gründete, ist hinweggeschwemmt worden ... Niemals kann es zwischen der britischen Demokratie und der Nazimacht Freundschaft geben, dieser Macht, die die christliche Ethik mit den Füßen weggestoßen hat, die barbarisches Heidentum verkörpert ...“

Knapp eine Woche, nachdem Chamberlain den Text „Peace in our time“ Hitler zur Unterschrift vorgelegt hatte, gibt Churchill in der Unterhaussitzung vom 5. Oktober 1938 den Ereignissen diese erstaunliche Deutung.

Kurze Zeit vor den Münchner Ereignissen hatte er noch den Besuch des Sowjetbotschafters Maisky empfangen, dessen An-

regungen an das Foreign Office weitergeleitet, schließlich noch selbst mit Chamberlain gesprochen und darauf gedrängt, daß *Rußland* in die tschechische Angelegenheit einbezogen werde – eine ironische Anmerkung ist unvermeidlich: das hat er wohl sicher alles nur getan um der christlichen Ethik willen und zur Bekämpfung des Heidentums!

Die hemmungslose Churchillrede wurde zwar an jenem 5. Oktober von den Unterhausabgeordneten in ihren Hintergründen noch nicht begriffen und deshalb mit Verwunderung aufgenommen, aber sie erwies sich als ein Schneeball, der innerhalb kürzester Frist zur Lawine wurde nicht zuletzt deshalb, weil Chamberlain unverzüglich die seltsame Formel von der angeblichen „Kapitulation" in München dadurch annahm, daß er durchblicken ließ, seine Politik im September sei vor allem vom Fehlen einer ausreichenden Luftverteidigung auf der britischen Insel bestimmt worden.

Sollte das bedeuten, daß er bei Vorhandensein einer ausreichenden Anzahl von Flakgeschützen einen Krieg für angemessen und im britischen Interesse gelegen erachtete, nur um die in Versailles befohlene Gestalt und militärpolitische Rolle der Tschechoslowakei aufrechtzuerhalten? Chamberlains Biograph Keith Feiling deutet das in seinem Buch „The Life of Neville Chamberlain" (London 1946) mit der vielsagenden Bemerkung an:

> „Viele haben es ausgesprochen und geschrieben, daß Chamberlains erster Grund nach München zu gehen gewesen ist, für einen unvermeidlichen Krieg Zeit zu gewinnen! Er wäre in der Tat ein ungeeigneter Premier gewesen, wenn er das nicht im Sinn gehabt hätte" (a.a.O. Seite 359).

Diese Deutung würde freilich den Biedermanns-Besuch am Münchner Prinzregentenplatz und die feierliche Szene der gemeinsamen Hitler-Chamberlain-Erklärung in die Kategorie des reinen Humbugs und der Roßtäuschermanier verweisen und wir wollen zu des verstorbenen britischen Premierministers Ehre annehmen, daß sein Biograph in dieser Hinsicht geirrt hat.

Immerhin folgten die Ereignisse jetzt Schlag auf Schlag:

Am 5. Oktober hatte Churchill seinen großen Angriff im Unterhaus gestartet.

Am 10. Oktober kündigt der britische Kriegsminister Hoare-Belisha die Neuaufstellung von 16 Heeresdivisionen und zahlreicher Spezialtruppenkörper an.

Am 13. Oktober spricht der Schatzkanzler Sir John Simon über die bevorstehende Einführung einer nationalen Dienstpflicht.

Und schon am Abend des 16. Oktober – elf Tage nach seinem Trompetensignal – kann Churchill in einer Rundfunkrede, die über alle amerikanischen Sender verbreitet wird, dem Präsidenten Roosevelt von seinem Erfolg berichten:

> „Wir werden zweifellos aufrüsten. Britannien wird, indem es jahrhundertelange Gewohnheiten über Bord wirft, für seine Bürger die nationale Dienstpflicht einführen. Das britische Volk wird erhobenen Hauptes dastehen und allem entgegensehen, was immer auch kommen mag.... Ich glaube, daß wir jetzt endlich der Barbarei den Rang soweit abgelaufen haben, um sie überwachen und vermeiden zu können. Notwendig ist lediglich, daß wir uns darüber klar sind, was im Gange ist und daß wir rechtzeitig unsere Entschlüsse fassen. Selbstverständlich werden wir das schließlich einmal tun und wir werden es zweifellos tun!“

Gewiß stand es uns damals und steht es uns heute nicht an, einen Einwand zu erheben, wenn das britische Kabinett die Rüstung des Heeres oder der Luftwaffe als ungenügend erachtete und sie zu verstärken beschloß; das Überraschende an diesen Geschehnissen war nur ihre dramatische Betonung sowie der Umstand, daß sie ausgerechnet mit der Konferenz von München begründet wurden und daß sie sich unmittelbar an die von Chamberlain vorgebrachte englisch-deutsche Friedenserklärung anschlossen.

Noch selten hat sich eine internationale Lage so schnell und so gründlich gewandelt wie die Szene von München: wenige Wochen später war in London das Wort „appeasement“ (Befriedung) zum Schimpfwort und die Parole „Nie wieder München“ zum politischen Glaubensartikel geworden.

Kein Mensch dachte mehr daran, was eigentlich der Gegenstand des Münchner Abkommens war und daß sich gegen die dort getroffene Regelung nichts Vernünftiges einwenden ließ – *jedermann in England und in der ganzen Welt war nun plötzlich*

von der Vorstellung besessen, Englands Ehre und Zukunft hinge davon ab, die Restbestände des Versailler Vertrages zu retten.

Man mag Hitlers politische Ziele verurteilen und seine Praktiken verwerfen – bei diesem hastigen und folgenschweren Londoner Szenenwechsel war auch er nur erstaunter, enttäuschter und schließlich verbitterter Zuschauer.

*

Ihre letzte und entscheidende Auswirkung hat die Churchillsche Propagandaformel zehn Monate später gefunden: um Haaresbreite wäre es – was gerne verschwiegen wird, weil diese bedeutsame Einzelheit nicht zum gewohnten Hitler-Bild paßt – in den ersten Septembertagen 1939 nochmals zu einer europäischen Konferenz gekommen.

Bekanntlich hatte Hitler am 31. August mittags den zweiten – endgültigen – Angriffsbefehl zum Vormarsch der deutschen Truppen über die polnische Grenze erteilt (nachdem – ebenfalls ein vergessener Umstand – bereits am 30. August abends 18 Uhr statt des erwarteten polnischen Bevollmächtigten die Nachricht von der polnischen Generalmobilmachung eingetroffen war). Am 1. September sprach Hitler im Reichstag, wobei er, was allgemein verstanden wurde, das Wort „Krieg" vermied und nur vom „Zurückschießen" sprach.

Unterdes setzte sich Mussolini mit der französischen, englischen und offenbar auch mit der polnischen Regierung in Verbindung.

Am 2. September morgens läßt er durch den italienischen Botschafter in Berlin eine Information überbringen (vgl. Deutsches Weißbuch Nr. 2, Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges Nr. 474), wonach er mit der Möglichkeit rechne, „von Frankreich, England und Polen eine Konferenz auf folgenden Grundlagen annehmen zu lassen: 1. Waffenstillstand, der die Armeen läßt, wo sie jetzt sind, 2. Einberufung der Konferenz in zwei bis drei Tagen, 3. Lösung des polnisch-deutschen Streits". Mussolini bemerkt dazu, daß sich für diesen Gedanken „besonders Frankreich" einsetze.

Tatsächlich verlagert sich für ein paar flüchtige Stunden dieses 2. September 1939 das Schwergewicht der Entscheidungen

nach Paris. Das französische Gelbbuch, das kurz nach Kriegsbeginn erschien, verschweigt nicht, daß die französische Regierung bereits um 14.50 Uhr dieses Tages im Besitze einer amtlichen italienischen Mitteilung war, *daß Hitler dem italienischen Waffenstillstands- und Konferenzvorschlag zustimmte.* Daraufhin entschloß sich die französische Regierung, den Mussolini-Vorschlag durch eine Havas-Meldung der Welt mitzuteilen:

> „Die Französische Regierung ist gestern wie mehrere andere Regierungen mit einem italienischen Vorschlag zur Regelung der europäischen Schwierigkeiten befaßt worden. Nach Beratung über diesen Vorschlag hat die Französische Regierung eine *positive* Antwort gegeben."

Ich erinnere mich sehr genau des Augenblickes, an dem am Spätnachmittag des 2. September diese Havas-Meldung vom Deutschen Nachrichtenbüro telefonisch durchgesagt wurde.

Wir Presseleute waren an diesem ereignisreichen Tag zu dritt in der Reichskanzlei; als ich die Meldung sah, sagte ich in jugendlichem Optimismus sofort: „Nun ist alles entschieden", verabschiedete mich und fuhr in der Meinung nach Hause, daß die polnische Krise ihren Höhepunkt überschritten habe. So leichtfertig, wie es sich heute liest, war mein damaliges Urteil nicht: *mußte nicht, wenn Frankreich, gewissermaßen Polens Taufpate in Versailles und seither sein Hauptverbündeter, zu Konferenz und gütlicher Beilegung des Danzig- und Korridorproblems bereit war, ein zweites München in der Tat als gesichert gelten?*

Am nächsten Morgen stellte ich gerade meine Koffer bereit, um für eine längere Reise gerüstet zu sein (es war davon gesprochen worden, daß die Konferenz in einem der Orte der oberitalienischen Riviera stattfinden sollte), als das Telefon läutete. Der Reichspressechef war am Apparat: „Kommen Sie unverzüglich, die Engländer haben uns soeben Krieg erklärt."

Was war geschehen?

Während die Havas-Meldung die Redaktionen der Weltpresse aufhorchen ließ, tagte das britische Kabinett – und beschloß nicht die Konferenz, sondern den Krieg. Aus dem französischen Gelbbuch, das dieses wichtigste Ereignis der entscheidenden Tage zwar in die Anlage III („Telefongespräche des Herrn Außenministers Georges Bonnet") verweist, aber das Geschehene wenigstens nicht verschweigt, wissen wir sogar die

Minute, in der der Zweite Weltkrieg unvermeidlich wurde: Genau um 17 Uhr 20 des 2. September 1939 teilte der britische Außenminister Lord Halifax seinem französischen Kollegen mit, daß England den Konferenzvorschlag Mussolinis ablehne. Die Ablehnungsformel war zwar etwas verklausuliert, aber so eindeutig, daß nun die französische Regierung nicht mehr anders konnte, als sich im Sinne ihrer Bündnisse mit England und Polen ebenfalls zur Kriegserklärung an Deutschland zu entschließen. Die Havasmeldung wurde nicht mehr erwähnt, sie verschwand in der Versenkung.

Eine zarte Andeutung der vorhergegangenen Meinungsverschiedenheit drückte sich nur darin aus, daß die am Vormittag in Berlin überreichte britische Kriegserklärungsnote den Beginn des Kriegszustandes auf den 3. September vormittags 11 Uhr, die französische aber erst auf nachmittags 17 Uhr festsetzte.

Mit ziemlicher Offenheit schildert Churchill in seinen Erinnerungen, wie beunruhigt er während des entscheidenden 2. September gewesen ist; der Leser fühlt den Seufzer der Erleichterung, mit dem der Memoirenschreiber berichtet: „*Alle in letzter Minute unternommenen Versuche Mussolinis, seine Rolle von München zu wiederholen, wurden abgelehnt.*"

Etwas korrekter wäre es gewesen, wenn Churchill geschrieben hätte: ...wurden zwar in *Berlin* und *Paris* angenommen, aber in *London* zurückgewiesen. Damit wäre genauer ausgedrückt worden, wo die Parole „Nie wieder München" geprägt und wo sie in entscheidender Stunde durchgesetzt wurde.

Obwohl die Erklärung, die der polnische General Sosnkowski am 31. August 1943 aus Anlaß des vierten Jahrestages des polnischen Kriegseintrittes vor alliierten Pressevertretern abgab, nichts mit dem Mussolini-Vorschlag und nur indirekt mit England etwas zu tun hat, sei sie hier zitiert – in ihren stolzen Worten beleuchtet sie treffend den Hintergrund all dessen, was nach München geschah:

> „Der Entschluß Polens vom 30. August 1939, der dem Befehl zur allgemeinen Mobilmachung zugrunde lag, kennzeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte Europas. *Hitler wurde damit vor die Notwendigkeit gestellt, Krieg zu führen zu einem Zeitpunkt, da er weitere unblutige Siege zu erringen hoffte ...*"

Roosevelt, ‚stop Hitler‘ und die Polengarantie

Nochmals eine persönliche Erinnerung:

Am späten Nachmittag des 24. August 1939 kam Hitler im Flugzeug am Berliner Flugplatz Tempelhof an. Er hatte seinen Aufenthalt am Obersalzberg abgebrochen, um in Berlin zunächst den Reichsaußenminister zu treffen, der soeben aus Moskau zurückgekommen war, und um nun rasche Folgerungen aus dem Überraschungserfolg des Paktes mit der Sowjetunion zu ziehen.

Offenbar war er überzeugt, die Polen nun ausreichend isoliert zu haben und, ohne das Eingreifen anderer Mächte befürchten zu müssen, das Danzig-Korridor-Problem so lösen zu können, wie es Alexander der Große mit dem gordischen Knoten getan hatte.

Es gehörte nicht zu Hitlers Methode, den Leuten seiner Umgebung vorherzusagen, was er zu tun beabsichtige und so war der Reichspressechef Dr. Dietrich auf den Einfall gekommen, sich in Berchtesgaden von der Begleitung Hitlers abzusondern und eine private Autopartie nach Baden-Baden zu unternehmen, wo zum Wochenende die großen Pferderennen von Iffezheim angesagt waren. Ihnen beizuwohnen fand der Reichspressechef, der die schöneren Seiten des Lebens zu schätzen wußte, viel angenehmer, als im heißen Berlin in der Reichskanzlei herumzusitzen und abzuwarten, bis Hitler seine Besprechungen mit Ribbentrop beendet habe. Immerhin schwante dem Dr. Dietrich, als er durchs schöne bayerische Oberland gen Westen fuhr, während sein Führer und Reichskanzler nach Norden flog, daß in Berlin vielleicht doch noch einiges Wichtigere passieren könne; er rief mich von unterwegs in meinem Büro in der Wilhelmstraße an und beauftragte mich, zum Flugplatz Tempelhof zu fahren und vom Augenblick der Landung der Führermaschine an „Anschluß zu halten“, dann in der Reichskanzlei bereit zu sein und jedenfalls „Augen und Ohren offen zu halten“.

Am Abend des 24. gab es freilich wenig zu hören oder zu sehen. Ribbentrop war angekommen und Hitler zog sich mit ihm in den sog. „Wintergarten“ zurück. Es war spät abends, als ich

ohne Neuigkeit nach Hause fuhr. Am nächsten Morgen fand ich den Betrieb in der Führerwohnung, die sich im Erdgeschoß der Bismarckschen alten Reichskanzlei befand, schon beträchtlich lebhafter. Die Wachtposten im Hof hatten zu tun, um mit dem Präsentieren des Gewehrs nachzukommen, ein lebhaftes Kommen und Gehen bekannter und unbekannter Offiziere zeigte an, daß Ungewöhnliches im Gange war.

Gegen Mittag meldet sich der Staatssekretär des Reichsinnenministeriums bei Hitler: er sei soeben von einer Juristentagung aus Danzig kommend mit dem Flugzeug eingetroffen, seine Maschine sei kurz nach dem Start von polnischer Flak beschossen worden und habe sich nur durch Flucht auf das Meer retten können. Hitler zeigt sich an dem erstaunlichen Vorfall lebhaft interessiert und ich erhalte den Auftrag, sofort ein Interview mit dem Staatssekretär auszuarbeiten und für entsprechende Veröffentlichung zu sorgen.

Während ich mit Dr. Stuckart in einer Ecke dessen Erlebnisse notiere, vermehrt sich die Unruhe in den Salons der Führerwohnung. Jetzt ist es der italienische Botschafter, dessen Besuch Aufregung verursacht. Es wird erzählt, daß Mussolini neutral zu bleiben beabsichtige, falls es wegen der Danzig-Polen-Sache zu einem Konflikt kommen sollte. Ich habe den Eindruck, daß Hitler, der zwischendurch auf dem Weg vom Wintergarten zum Musikzimmer (in beiden Räumen finden Besprechungen statt) an uns vorübergeht, diese italienische „Absage" ziemlich ernst nimmt. Zwar konnte in seinem Plan, die polnische Frage isoliert zu erledigen, auf eine militärische Mitwirkung Italiens verzichtet werden, aber er äußert sofort den Verdacht (und die späteren Ereignisse gaben ihm mehr recht, als damals geahnt werden konnte), daß in Rom Mussolini-feindliche Elemente am Werk seien und daß die Nachricht von Italiens Beiseitestehen gewiß auch bereits in London bekannt sei – das ist es, was ihn unruhig macht.

Unter allgemeinem Schweigen verläuft das kurze Mittagessen; es ist noch nicht ganz beendet, als der Diener das Eintreffen des britischen Botschafters meldet, den Hitler zum Besuch aufgefordert hatte und der nun in der Neuen Reichskanzlei wartet. Hitler steht sofort auf und begibt sich zu der denkwürdigen Unterredung, in der er Englands Beiseitestehen dadurch zu

erreichen hofft, daß er Großbritannien die deutsche Waffenhilfe zur Sicherung und Erhaltung des britischen Empire anbietet „ganz gleich wo immer eine derartige Hilfe erforderlich sein sollte" (vgl. Deutsches Weißbuch Nr. 2, Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges Seite 294).

Keiner von den vielen Leuten, die in den Salons herumsitzen, in Aufzeichnungen wühlen, aufgeregte Telefongespräche mit ihren Dienststellen führen, spricht es aus und doch deutet vieles daraufhin, daß wichtige Entscheidungen bereits gefallen sind – sie waren es in der Tat: Hitler hatte bereits am Vormittag den Befehl unterzeichnet, der den deutschen Vormarsch nach Danzig und ins Korridorgebiet für den 26. August morgens festsetzte.

Die Besprechung mit dem britischen Botschafter war schon seit geraumer Zeit beendet und Hitler in die Führerwohnung zurückgekehrt, als ein Ereignis eintritt, das alles wieder verändert:

Es gehört zu meinen Aufgaben, die in der Zentrale des „Deutschen Nachrichtenbüros" eingehenden und in Abschriften zur Führerwohnung übermittelten Pressenachrichten durchzusehen und an Hitler weiterzuleiten. Meist sind es noch ausländische Zeitungskommentare zum Moskau-Pakt, die heute eingehen und es genügt, sie dem Diener in die Hand zu drücken, der sie für Hitler bereithält, falls er danach verlangt.

Gerade ist wieder ein umfangreicher Umschlag vom DNB eingetroffen und ich beginne die einzelnen Blätter auf einem Tisch zu sortieren, als Hitler neben mich tritt: so kann ich ihm selbst die Nachricht übergeben, die obenauf liegt und schon von der DNB-Redaktion als die wichtigste erkannt worden ist; es ist eine Meldung des britischen Reuter-Büros. Sie berichtet, daß heute – am 25. August 1939 vormittags, einige Stunden vor Hitlers Gespräch mit dem Botschafter Henderson – der Britisch-Polnische Vertrag über gegenseitigen Beistand in London unterzeichnet und so formuliert worden ist, daß England zum Eingreifen auch dann verpflichtet wird, wenn Hitler nicht *angreift*, sondern Polen nur „unmittelbar oder mittelbar" *bedroht* und dieses es „für lebenswichtig hielte", mit bewaffneter Macht Widerstand zu leisten.

Als sog. „Polengarantie" ist dieser Vertrag zwar schon seit Anfang April vorbereitet, aber erst jetzt werden diese weit-

gehenden Formulierungen bekannt. Die aufsehenerregende Ratifizierung ausgerechnet am heutigen Tag zeigt, daß die britische Regierung auch nach der sensationellen deutsch-russischen Einigung an ihrer Polen-Politik festhält.

Hitler nimmt mir das inhaltsschwere Blatt sofort aus der Hand und eilt augenblicklich zurück in den Wintergarten. Wenige Minuten später – er muß schon unterwegs gewesen sein – kommt der Reichsaußenminister eiligen Schrittes und verlangt sofort den Führer zu sprechen: auch er hat ein Blatt Papier in der Hand, mit der gleichen Nachricht.

Der Generaloberst Keitel wird gerufen, erneut erhebt sich lebhaftes, aufgeregtes Hin und Her; von manchem, der bisher im Bewußtsein seiner Wichtigkeit und Schweigepflicht jegliche Andeutung über Sinn und Zweck seiner Anwesenheit geheimnisvoll vermieden hat, kann nun die Information vernommen werden: „Alles abgeblasen".

*

Das alles spielte sich genau eine Woche vor dem 1. September 1939 ab, an dem schließlich endgültig der deutsch-polnische Konflikt kriegerische Form annahm. Wer ergründen will, wieso es dazu doch noch kam, obwohl Hitler an jenem 25. August vor dem Risiko eines Zusammenstoßes mit England zurückscheute, der kommt nicht umhin, in den Ereignissen beträchtlich zurückzugreifen:

Churchill berichtet in seinen Erinnerungen (Band I, Seite 312) von einem bedeutungsvollen Besuch, den der damalige amerikanische Unterstaatssekretär Sumner Welles dem britischen Botschafter in Washington am 11. Januar 1938 abstattete – also noch *vor* dem Beginn der territorialen Revisionen, die das Merkmal des Jahres 1938 ausmachen. Welles überbrachte dem Botschafter eine „geheime und vertrauliche Botschaft von Präsident Roosevelt an Chamberlain". Der Präsident – das war der Inhalt der Botschaft – sei angesichts der „Verschlimmerung der internationalen Lage tief besorgt" und wünsche die Unterstützung der britischen Regierung zur Einberufung einer internationalen Konferenz in Washington; obwohl sich am damaligen politischen Horizont keine irgendwie neuen Probleme

abzeichneten, wünschte der Präsident die Angelegenheit sehr dringlich behandelt zu sehen und setzte dem britischen Premierminister den 17. Januar als Termin für die Antwort. Außenminister Eden befand sich in diesen Tagen auf Urlaub in Frankreich; Chamberlain sandte eine höfliche aber ausweichende Antwort nach Washington. Churchill schreibt über diesen, damals der Öffentlichkeit völlig unbekannt gebliebenen Vorgang recht aufschlußreich:

> „Präsident Roosevelts Vorschlag, den Einfluß Amerikas dafür zu verwenden, daß die führenden europäischen Mächte zusammenträten und die Möglichkeiten einer umfassenden Regelung besprächen, *wobei natürlich die gewaltige Macht der Vereinigten Staaten auf irgendeine Weise ins europäische Spannungsfeld einbezogen worden wäre*, dieser Vorschlag wurde von Chamberlain abgelehnt."

Eden war aus dem Foreign Office alarmiert worden, aber er kam zu spät nach London zurück, um noch einzugreifen. Es ergab sich aus *diesem* Punkt (*nicht* aus einer Meinungsverschiedenheit über Italien, wie der Öffentlichkeit gegenüber vorgegeben wurde) der Konflikt des Außenministers mit dem Premierminister, der am 20. Februar 1938 zum Rücktritt Edens führte.

Es hat den Anschein, daß sich Chamberlain in jener Zeit wenig Vorteil davon versprach, in das Schlepptau eines amerikanischen Präsidenten zu geraten, der sich einige Monate vorher in seiner berühmt gewordenen Chicago-Rede* aus undurchsichtigen Motiven heraus zu einer Politik des Eingreifens in die

* In einer am 5. Oktober 1937 in Chicago gehaltenen Rede erklärte Präsident Roosevelt, „die Herrschaft des Terrors und der internationalen Rechtlosigkeit" habe einen Grad erreicht, der die zivilisierten Staaten bedrohe. Friede und Freiheit von 90 Prozent der Weltbevölkerung werde von den übrigen 10 Prozent gefährdet. Obwohl er einzelne Länder nicht ausdrücklich nannte, machte der Präsident schon durch diesen Zahlenvergleich deutlich, daß er zwar Japan, Italien und Deutschland, nicht aber die Sowjetunion als diejenigen Staaten verstand, gegen die er ein „gemeinsames Vorgehen" und vieldeutig eine Art „Quarantäne" verlangte. Es verdient angemerkt zu werden, daß diese Drohrede zu einem Zeitpunkt gehalten wurde, als noch keine territoriale Revision von deutscher Seite gefordert war und daß die früheste vertrauliche Besprechung, in der Hitler die Möglichkeit eines kriegerischen Konfliktes bei der Verfolgung seiner Ostraum-Pläne erwähnte (und sie für die Jahre 1943–45 ins Auge faßte), am 5. November 1937, also ein Monat *nach* dieser Roosevelt-Proklamation stattfand (vgl. das seit 1945 oft und meist falsch zitierte sog. Hoßbach-Protokoll).

internationale Lage bekannt hatte und von dem nur eines ganz sicher war: nämlich daß seine Hilfe teuer würde erkauft werden müssen.

Wie weit die Voraussicht Chamberlains in Wirklichkeit gegangen ist, kann nicht mehr zuverlässig abgeschätzt werden, jedenfalls versprach er sich keine Vereinfachung der in Europa gegebenen Probleme durch ein Mitreden des gesprächigen Franklin Delano Roosevelt.

Diese gewiß nicht unkluge Meinung des britischen Premierministers führte ihn bis zum vertrauten Zwiegespräch mit Hitler; die massive Antwort des amerikanischen Präsidenten erwartete ihn, als er von München nach Hause kam. Als freilich Chamberlain Anfang Oktober 1938 der Attacke Churchills erlegen war und sich der von Washington ausgehenden Parole, die Konferenz von München habe zu einer „Niederlage Englands" geführt, gebeugt hatte, vollzog sich die Wandlung des Saulus zum Paulus in raschen Schritten. Was er noch einige Monate vorher mißtrauisch abgelehnt hatte, war er zu tun jetzt nicht nur bereit, sondern auch entschlossen: „die gewaltige Macht der Vereinigten Staaten auf irgendeine Weise in das europäische Spannungsfeld einzubeziehen".

Wer immer sich darum bemüht, eine Alleinschuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg zu konstruieren – und solche Leute gibt es aus mancherlei Gründen nicht wenige – verlegt das Datum der Chamberlainschen Wandlung in der Regel auf Mitte März 1939 und behauptet, Hitlers Eingreifen in den Zerfall der Rest-Tschechoslowakei sei das entscheidende Moment gewesen. Wer die Tatsachen auch nur einigermaßen prüft, kommt zu einem ganz anderen Schluß und neigt zu der Auffassung, daß Hitlers hastiger Griff auf Prag geradezu das *Ergebnis* der in den Wintermonaten 1938/39 vor den Augen der ganzen Welt vollzogenen Schwenkung Englands in das Fahrwasser Roosevelts gewesen ist!

Der amerikanische Präsident hatte sich inzwischen von der verschwommenen „Quarantäne"-These abgewandt und die viel konkretere und handfestere Forderung erhoben: „Stop Hitler" – Haltet Hitler auf! Er sagte nicht, wo und wie das geschehen solle, er beschäftigte sich auch nicht mit der Frage, ob und inwieweit amerikanische Interessen durch Hitlers Politik berührt

würden, er rief ganz einfach zu einem allgemeinen Kreuzzug auf, wie einst der Papst die Christenheit gegen die Mohammedaner.

Daß dieser Gedankenkreis zunehmend Eingang bei der britischen Regierung fand, wurde zuerst in den bereits erwähnten demonstrativen Rüstungsmaßnahmen des Oktober 1938 erkennbar; kurz darauf ging man einen Schritt weiter und zerriß zunächst vor aller Welt das lästige Papier der Chamberlain-Hitler-Erklärung vom 30. September.

Es sollte jetzt keinerlei Rede mehr davon sein, in Besprechungen mit der deutschen Regierung „etwaige Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen" und dies wurde Hitler und der Weltöffentlichkeit durch eine völlig unmotivierte, durch keine deutsche Anfrage herausgeforderte, geradezu aus dem blauen Himmel bescherte Erklärung in der *Kolonialfrage* bescheinigt. Diese bildete immerhin eine bekannte Meinungsverschiedenheit zwischen der deutschen und der britischen Regierung. England hatte sich im Jahre 1919 das Mandat über die meisten der deutschen Kolonien übertragen lassen und bisher nicht das geringste unternommen, um diesen Schönheitsfehler Versailler Herkunft auch nur zu besprechen. Nun erklärte der britische Kolonialminister Malcolm MacDonald am 7. Dezember 1938 kategorisch und in einem Tone, der deutlich machte, daß hier von *mehr* die Rede war als von den Kolonien:

> „Ich glaube nicht, daß es heute auch nur irgendeine Gruppe in diesem Lande gibt, die geneigt ist, irgendeinem anderen Land die Sorge für irgendeines der Territorien oder Völker zu übertragen, für deren Regierung wir als Kolonial- oder Mandatsmacht verantwortlich sind. Diese Auffassung hat in jedem Teil des Hauses Ausdruck gefunden; es ist eine Auffassung, die von Seiner Majestät Regierung geteilt wird. *Wir erörtern diese Frage nicht*; *wir ziehen sie nicht in Erwägung*; *sie ist gegenwärtig kein Gegenstand der praktischen Politik.*"

Ein weiteres Ereignis von noch größerer Deutlichkeit vollzieht sich kurz darauf vor aller Öffentlichkeit:

Am 4. Januar 1939 richtet Roosevelt eine Botschaft an den amerikanischen Kongreß, die nicht nur die gewohnten Polemiken wiederholt („Der Krieg, der die Welt zu entflammen drohte, wurde vermieden, aber es wird immer klarer, daß die Aufrecht-

erhaltung des Friedens keineswegs gesichert ist"), sondern auch erstmals gegen die in den USA geltenden Neutralitätsgesetze zu Felde zieht: „Unser Selbsterhaltungstrieb müßte uns warnen, diesen Zustand weiterbestehen zu lassen." Schließlich bezeichnet Roosevelt es als Ziel der amerikanischen Aufrüstung, die USA müßten eine Wehrmacht besitzen, die stark genug sei, um „plötzliche Angriffe gegen wesentliche strategische Punkte" zurückzuweisen, einen entsprechenden Widerstand zu leisten und den Endsieg sicherzustellen.

Chamberlain nimmt diese Botschaft Roosevelts zum Anlaß, um dem Präsidenten in einer ungewohnten und aufsehenerregenden Erklärung seine Glückwünsche auszusprechen:

> „Auf unseren Inseln . . . werden die vom Präsidenten zum Ausdruck gebrachten Gefühle als ein neues Zeichen der entscheidenden Rolle begrüßt werden, die die amerikanische Demokratie in den Angelegenheiten der Welt innehat."

Den dritten Grad seines Bekenntnisses zu Roosevelt erreicht Chamberlain schließlich am 28. Januar 1939, als er in einer öffentlichen Rede nochmals jene Neujahrsbotschaft des Präsidenten hervorhebt und nun auch schon selbst von dem angeblichen deutschen „Anspruch auf Weltherrschaft durch Gewalt" fabuliert, dem sich „die Demokratien unweigerlich entgegenstellen" müssen.

Soviel wußte Hitler und wußten wir und wußte alle Welt Ende Januar 1939 über das Ausmaß der Schwenkung, die England nach München vollzogen hatte. Einiges mehr ahnte der deutsche Außenminister, als er am 26. Januar 1939 auf der Rückfahrt von einem überraschend erfolglos verlaufenen Staatsbesuch in Warschau zu seinen Mitarbeitern sagte: *„Jetzt bleibt uns nur der Ausweg, uns mit Rußland zu verständigen, wenn wir nicht völlig eingekreist werden wollen"**.

*

Noch im Laufe des Jahres 1939, allerdings erst, als der Krieg bereits ausgebrochen war, haben wir durch die im Archiv des Warschauer Außenministeriums aufgefundenen Berichte der

* Vgl. Ribbentrop: Zwischen London und Moskau, Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen, Druffel-Verlag, Leoni am Starnberger See 1953, Seite 160.

polnischen Botschafter in Washington und Paris einige weitere Hinweise erhalten. Obwohl diese Aktenstücke im Weißbuch des Deutschen Auswärtigen Amtes Nr. 3 – erschienen in Berlin 1940 – in fotographischer Wiedergabe veröffentlicht sind, gehören sie heute zu den vergessenen Dokumenten und es lohnt sich, einige Stellen daraus in unser Gedächtnis zurückzurufen:

> Am 21. November 1938 berichtet der polnische Botschafter in Washington Graf Jerzy Potocky über eine längere Unterredung mit dem in Washington auf Urlaub weilenden amerikanischen Botschafter in Paris William C. Bullitt u.a.: „Über Deutschland und den Kanzler Hitler äußerte er sich mit größter Vehemenz und mit starkem Haß. Er sprach davon, daß nur Gewalt, schließlich ein Krieg, der wahnsinnigen Expansion Deutschlands in Zukunft ein Ende machen kann. Auf meine Frage, wie er sich diesen kommenden Krieg vorstelle, erwiderte er, daß vor allem die Vereinigten Staaten, Frankreich und England gewaltig aufrüsten müßten, um der deutschen Macht die Stirn bieten zu können. . . . Auf meine Frage, ob die Vereinigten Staaten an einem solchen Krieg teilnehmen würden, antwortete er: ‚*Zweifellos ja, aber erst dann, wenn England und Frankreich zuerst losschlagen*‘."
>
> Am 16. Januar 1939 hatte Botschafter Potocky nochmals eine Unterredung mit William Bullitt (der solange zu Besprechungen mit Roosevelt in Washington geblieben war und nun vor seiner Rückreise nach Paris dem polnischen Botschafter einen Abschiedsbesuch machte): „Bullitt reist am 21. Januar nach Paris, nachdem er fast drei Monate abwesend war. *Er fährt mit einem ganzen ‚Koffer‘ voll Instruktionen, Unterredungen und Direktiven vom Präsidenten Roosevelt*, vom Staatsdepartment und von den Senatoren, die zu der Kommission für Auswärtige Angelegenheiten gehören . . . Der Inhalt dieser Direktiven ist wie folgt: 1. Eine Belebung der Außenpolitik unter Führung des Präsidenten Roosevelt, der scharf und unzweideutig die totalitären Staaten verurteilt; 2. Die Kriegsvorbereitungen der Vereinigten Staaten zur See, zu Lande und in der Luft, die in beschleunigtem Tempo durchgeführt werden und die kolossale Summe von 1,25 Milliarden Dollar verschlingen; 3. Die entschiedene Ansicht des Präsidenten, daß Frankreich und England jeder Kompromißpolitik mit den Totalstaaten ein Ende machen müssen. Sie sollen auf keine Diskussion mit

ihnen eingehen, die irgendwelche Gebietsveränderungen bezwecken; 4. *Eine moralische Versicherung, daß die Vereinigten Staaten die Isolierungspolitik verlassen und bereit sind, im Falle eines Krieges aktiv auf Seiten Englands und Frankreichs einzugreifen.* Amerika ist bereit, sein ganzes Material an Finanzen und Rohstoffen zu ihrer Verfügung zu stellen."

Anfang Februar ist Bullitt dann in Paris eingetroffen und nun bestätigt der polnische Botschafter in Frankreich, I. Lukasiewicz in einem Bericht nach Warschau, was Bullitt schon in Washington von sich gegeben hat. In diesem Bericht heißt es über Bullitts Äußerungen: „Man könne die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege auf Seiten Frankreichs und Englands von vorneherein voraussehen, natürlich erst eine gewisse Zeit nach Ausbruch des Konfliktes." Botschafter Bullitt drückte das wie folgt aus: „Sollte ein Krieg ausbrechen, so werden wir sicherlich nicht zu Anfang an ihm teilnehmen, aber wir werden ihn beenden." Nach Meinung Botschafter Bullitts *„ist die obige Einstellung der maßgebenden Washingtoner Kreise jeglicher ideologischer Elemente bar und ergibt sich ausschließlich aus der Notwendigkeit, die realen Interessen der Vereinigten Staaten zu verteidigen ..."*

An einer anderen Stelle des gleichen Berichtes erwähnt Botschafter Lukasiewicz die aufschlußreiche Bemerkung Bullitts: *„Die Vereinigten Staaten verfügen England gegenüber über verschiedene und ungeheuer bedeutsame Zwangsmittel. Allein die Drohung ihrer Anwendung dürfte genügen, England vor einer Kompromißpolitik ... zurückzuhalten."*

Nach allem, was sich in London im entscheidungsvollen Winter 1938/39 abgespielt hat, liest sich dieser Satz wie eine Schlüsselbemerkung, die zu letzten Geheimnissen führt!

*

Erst heute können wir uns eine ungefähre Vorstellung wenigstens von den diplomatischen Schritten machen, die in jener Zeit von der britischen Regierung unternommen wurden. Die amtliche Veröffentlichung ausgewählter Akten aus den Archiven des Foreign Office „Documents on British Foreign Policy 1919–1939" hat mit dem vierten Band der dritten Serie im Jahre 1951 den Zeitbereich 20. Januar bis 3. April 1939 und mit

dem 1952 erschienenen fünften Band dieser Serie die Monate April und Mai 1939 erreicht.

Leider muß ich an diesem wichtigen Punkt meiner Skizze den Leser und die Leserin mit einem Bericht über diese umfangreiche englische Aktenpublikation ermüden. Es gibt bisher keine deutsche Veröffentlichung darüber, auf die ich verweisen könnte. Es gibt zwar in der westdeutschen Bundesrepublik - und vielleicht auch in der Sowjetzone - mehrere Professoren und Institute für „Zeitgeschichte". Aber sie alle werden von der Bemühung, Hitler - und nur ihn - als den großen Schurken und den schwarzen Mann unseres Jahrhunderts zu schildern, so in Anspruch genommen, daß weder Zeit noch Mittel übrig bleiben, die deutsche Öffentlichkeit auch über das zu unterrichten, was anderwärts vorgegangen ist.

Da diese Tatbestände aber weder einer beträchtlichen Bedeutung noch eines gewissen Reizes entbehren, bitte ich den Leser mir auf dem dornigen Pfade einer Darstellung nach den Akten zu folgen, die unvermeidlich lückenhaft ist, aber doch allerlei mitteilt, was wir bisher noch nicht gewußt haben. Ich zitiere - wo nicht anders angegeben - nach der oben angeführten amtlichen Publikation und nenne jeweils nur Band und Seite.

Aus diesen Aktenbänden zeigt sich zunächst, daß die Birminghamer Kampfansage Chamberlains an Hitler einige Tage vorher - am 24. Januar 1939 - in einer „*persönlichen und vertraulichen Information für den Präsidenten*" nach Washington angekündigt worden ist (Band IV, Seite 4). Diese umfangreiche „Information" ist ein für den heutigen Leser in mehrfacher Hinsicht geradezu erschütterndes Dokument. Sie gründet sich angeblich auf eine „large number of reports from various reliable sources" - eine „große Zahl von Berichten aus sehr verläßlichen Quellen" und entwickelt eine Phantasie hinsichtlich vermuteter Pläne Hitlers, die sich nur als hemmungslos bezeichnen läßt. So wird zunächst behauptet - und dies sei bestätigt durch Personen von Hitlers Umgebung (entourage) -, Deutschland beabsichtige demnächst eine selbständige Ukraine unter deutscher Abhängigkeit zu errichten, wobei der britische Außenminister (der diese Depesche zeichnet) keinen Gedanken an den Umstand verschwendet, daß ein solches Projekt immerhin einen deutsch-russischen Krieg zur Voraussetzung hatte. Im nächsten Punkt des erstaunlichen

Telegramms an Roosevelt wird dann die These vertreten, Hitler plane „einen Angriff auf die Westmächte als ein Vorspiel zu einer darauffolgenden Aktion im Osten". Als wahrscheinlich wird dabei nichts weniger als ein „plötzlicher Luftangriff auf England" bezeichnet und dazu vermerkt: „Wir haben eine klare Information von einem Deutschen in hoher Stellung (a highly placed German) erhalten, daß die Vorbereitungen für einen solchen Coup gegenwärtig getroffen werden." Offenbar um Roosevelts Ohr besonders zu betören, wird Hitlers angebliche „sinnlose Wut gegen Großbritannien" hervorgehoben und betont, daß die britische Regierung beschlossen habe, ihre „Verteidigungs- und Gegenangriffsmaßnahmen" (defensive and counteroffensive measures) möglichst zu beschleunigen. Schließlich wird – wiederum eine neue These – die Vermutung entwickelt, Deutschland beabsichtige, einen Streit mit Holland vom Zaun zu brechen und es wird erörtert, was in diesem Falle zu tun sei. Schon in den nächsten Tagen werde sich die britische Regierung mit dieser Frage befassen und „natürlich" werde der Präsident über jede getroffene Entscheidung unterrichtet werden.

Diese „vertrauliche Information", die sich durch ihren Mangel an ernsthaften Argumenten und ihre Fülle von Widersprüchen ebenso auszeichnet wie durch ihre devote Sprache gegenüber dem amerikanischen Präsidenten, kann nur als ein Versuch begriffen werden, Roosevelt hinsichtlich seiner Propaganda zu beraten und ihm anzuempfehlen, er möge in seinen Anti-Hitler-Parolen nähergelegene Gefahrenzonen proklamieren als ausgerechnet Südamerika, dessen Gefährdung die britische Öffentlichkeit wohl kaum als wahrscheinlich und gewiß nicht als alarmierend empfand. So kam es zu diesem reichen Angebot an Kriegsschauplätzen, von denen bemerkenswerter Weise *keiner* in der Krise des Sommers 1939 eine Rolle spielte. Danzig und Polen wurden in dieser „vertraulichen Information" noch gar nicht erwähnt.

Roosevelt hakte beim letzten Punkt der Londoner Mitteilung ein, ließ sich unverzüglich den holländischen Gesandten ins Weiße Haus kommen und erzählte dem erstaunten Mijnheer die Geschichte von dem „bevorstehenden deutschen Konflikt mit Holland". Der Gesandte wiederum beeilte sich das sensationelle Ereignis seiner Berufung vor das Angesicht des Präsidenten

nach Hause zu telegraphieren, der überraschte holländische Außenminister las die erstaunliche Botschaft und wandte sich – ein ahnungsvoller Engel – ausgerechnet an den britischen Gesandten in Den Haag mit der Frage, ob etwa auch in London beunruhigende Nachrichten aus Deutschland vorlägen! (Bd. III, Seite 28). Dieser benutzte gleich die Gelegenheit um zu erforschen, was denn die holländische Regierung zu tun gedenke, falls die „deutsche Drohung" Gestalt annehme. Nun brauchte nur die holländische Regierung – wie es im Mai 1938 Benesch getan hatte – ihre Truppen zu mobilisieren und die schönste europäische Krise wäre in Gang gekommen! Der holländische Außenminister erwies sich als Spielverderber. Er fand es schwierig, dem Bericht aus Washington Glauben zu schenken; obwohl er sicher begreifen könne, daß die Deutschen gerne den Hafen Rotterdam haben würden, so zweifle er doch daran, daß sie ernstlich Krieg wünschten. Immerhin ließ die niederländische Regierung die Angelegenheit untersuchen und stellte fest, daß auf deutscher Seite keinerlei Truppenbewegungen stattfanden. (Tatsächlich hat sich auch seither keinerlei Anzeichen dafür ergeben, daß Hitler damals irgendeinen Schritt plante, wie ihn das Foreign Office und Roosevelt der holländischen Regierung ankündigten.)

Diese ganze, recht lächerliche Geschichte, die Ende Januar und Anfang Februar 1939 die Telegraphendrähte glühen machte, wäre kaum erwähnenswert, hätte nicht das britische Außenministerium eine auffallende Beflissenheit an der Tag gelegt, an diesem für England so günstig gelegenen Kriegsschauplatz festzuhalten; erst als sich hier gar nichts machen ließ, hielt man nach anderen möglichen Krisenpunkten Ausschau.

Zunächst sandte der britische Außenminister am 7. Februar 1939 trotz der entschiedenen holländischen Gleichgültigkeit eine neuerliche „persönliche und vertrauliche Information" (Band III, Seite 83) in der holländischen Angelegenheit an Roosevelt und erklärte dramatisch, daß die britische Regierung sich mit der Lage befaßt und beschlossen habe, im Falle eines Angriffes auf Holland gegen Deutschland Krieg zu führen; das gleiche werde der Fall sein, wenn die Schweiz angegriffen würde.

Soweit war die Sache klar. Der schwache Punkt in der ganzen Kombination bestand nur darin, daß Hitler weder Südamerika

noch Holland, noch die Schweiz zu erobern beabsichtigte und daß man mit diesbezüglichen Alarmnachrichten zwar eigene Rüstungen vor einer leichtgläubigen Öffentlichkeit begründen, aber nicht „Hitler aufhalten“ konnte, der seine Blicke unentwegt anderswohin richtete.

Wer die vielen Telegramme und Berichte liest, die die dicken Bände der britischen Aktenpublikation füllen, kommt von dem Verdacht nicht los, daß manche Beamte des Foreign Office bei aller ihrer Neigung zu einer Politik gegen Hitler und bei aller Vorliebe für eine Anlehnung an die Vereinigten Staaten und bei aller Bereitschaft, erneut Rußland in den Kreis um Deutschland einzubeziehen, doch eine gewisse Scheu davor gehabt haben, sich *Polens* zu erinnern, von dem doch am wahrscheinlichsten erwartet werden konnte, daß es den nächsten Ansatzpunkt für Hitlers Revisionspolitik bilden würde; viel wahrscheinlicher jedenfalls als irgendein anderes europäisches oder gar außereuropäisches Land.

Mr. Bullitt hatte das schon längst erfaßt und sich deshalb so entschieden zu den polnischen Botschaftern in Washington und Paris ausgesprochen, aber in London brauchte man noch eine Weile, um an den Polen Geschmack zu finden.

*

Unter den Dokumenten, die bei der Besetzung Warschaus im Herbst 1939 in deutsche Hand fielen, befand sich ein ebenso seltsames wie witziges Papier: eine Abschrift des Berichtes, den der britische Botschafter Kennard Anfang April 1935 über Edens Besuch beim alten Marschall Pilsudski nach London sandte. Weiß der Teufel, wie die Polen sich damals den Text dieses Telegrammes verschafft haben, jedenfalls fand es sich unter den Akten des polnischen Außenministeriums und es ist ganz lehrreich, diesen Bericht heute noch zu lesen (vgl. Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Deutsches Weißbuch Nr. 3, Seite 4), denn er macht kurz und treffend deutlich, in welcher Lage sich der polnische Staat befand und wie wenig England und Polen voneinander zu erwarten hatten.

Eden – damals noch „Völkerbundsminister“ im britischen Kabinett – befand sich auf der Durchreise von Berlin nach Moskau

zu einem Zwischenaufenthalt in Warschau und besuchte den alten Marschall, der noch die beherrschende Figur Polens war. In dem Telegramm, das Kennard offenbar zusammen mit Eden nach dem Besuch niederschrieb, wird zunächst darüber berichtet, wie schwierig es für den britischen Minister war, sich mit dem alten Mann überhaupt zu verständigen; Pilsudski machte immerhin zweifelsfrei deutlich, daß er

> „seinen Pakt mit Deutschland und Rußland habe" und „daß die Politik des letzteren Landes immer sehr schwer zu durchschauen sei, daß andere Nationen sie oft mißverständen ... Der Marschall schien zu wünschen, daß sich Großbritannien mit seinen Kolonien beschäftigen solle ... In jedem Falle ließ er sich nicht in eine Erörterung der politischen Tagesfragen verwickeln. *So wie er die Stellung seines eigenen Landes unter den gegenwärtigen Verhältnissen erfaßt zu haben scheint, ist es die eines Landes, das an den Pakten mit jedem seiner großen Nachbarn festhält und es ablehnt, sich auf eine Änderung seiner Stellung einzulassen oder irgendwelche Ereignisse ins Auge zu fassen, die es nötigen könnten, die eingenommene Haltung zu revidieren*".

Soweit Pilsudskis Stellungnahme im Jahre 1935.

Knapp anderthalb Monate nach diesem Gespräch war der alte Marschall tot; seine Nachfolger sahen sich freilich der gleichen Lage Polens zwischen dem wieder stark gewordenen Deutschland und dem gefährlich gebliebenen Rußland gegenüber, die kaum eine andere Politik zuließ, als Pilsudski sie befürwortet hatte: Verträge nach beiden Seiten, Mißtrauen aber vor allem gegenüber dem übergroßen östlichen Nachbarn - eine Linie, die schließlich und endlich zu einer gewissen Anlehnung an Deutschland führen mußte, sobald das Reich stark genug war, um einen russischen Zugriff auf Polen zu verhindern.

Wer immer als Schwacher zwischen zwei Starken lebt, wird sich zu einem solchen Verhalten entschließen, denn die Gefahr seiner Lage besteht darin, daß die beiden Starken sich auf seine Kosten einig werden.

Das Merkmal der polnischen Geschichte ist es freilich, daß in ihr nur selten die Richtschnur anerkannt wurde, die der alte schlaue Pilsudski in seinem leisen und mangelhaften Französisch dem Mr. Eden deutlich zu machen versuchte. Im Laufe

der Jahrhunderte kam es des öfteren dazu, daß die Polen sowohl mit der deutschen wie mit der russischen Seite in Konflikt gerieten und da sie ihren feindlichen Gefühlen manchmal zur gleichen Zeit nach beiden Richtungen heftigen Ausdruck verliehen, geschah es mehrmals, daß die Nachbarn sich untereinander verständigten und das düstere Mittel der Teilung des ungebärdigen Staates angewandt wurde – was freilich jeweils das Dilemma nicht verminderte, sondern nur seine Form veränderte.

Soweit die Phantasie „was wäre geschehen, wenn..." zulässig ist, läßt sich vermuten, was der Marschall Pilsudski geantwortet hätte, als der deutsche Außenminister Ribbentrop Ende Oktober 1938 die Polen wissen ließ, Deutschland wünsche den im Januar 1934 geschlossenen Pakt auf 25 Jahre zu verlängern, es sei auch zu einer Garantie des polnischen Staatsgebietes bereit, aber es fordere dafür die Rückkehr der Freien Stadt Danzig zum Reich und eine exterritoriale Autobahn durch den Versailler „Korridor" nach Ostpreußen. An diesem Vorschlag war zunächst jedenfalls bemerkenswert, daß der wertvollen oberschlesischen Gebiete, die erst 1921 vom Reich abgetrennt wurden, keinerlei Erwähnung getan war und daß Hitler sich trotzdem bereit erklärte, nach geschehener Rückkehr Danzigs die Revision von Versailles hinsichtlich Polens für Deutschland als erledigt zu betrachten.

Es läßt sich kaum bestreiten, daß dieser Vorschlag in der damaligen Lage großzügig war und sich fast mit Hitlers Südtirolabkommen vergleichen ließ – hier hatte er Mussolini die Umsiedlung der Südtiroler ins Reichsgebiet zugesagt, um Italien die Brennergrenze garantieren zu können.

Vielleicht hätte der alte Pilsudski in gebrochenem Deutsch und im Verlaufe von vielerlei, den Verhandlungspartner ermüdenden Zwischenbemerkungen Hitler dahin gebracht, ihm ähnliche Vorteile hinsichtlich der im polnischen Korridor wohnenden deutschen Minderheiten einzuräumen und damit das Problem von Grund auf zu regeln; völlig klar aber wäre es dem Marschall gewesen, daß der deutsche Vorschlag weder Polens Existenz gefährdete, noch seine nationale Ehre antastete, daß er im Gegenteil erhebliche freiwillige Verzichte Deutschlands aussprach und daß es deshalb für Polen ein gutes Geschäft bedeutete, ihn anzunehmen.

Es gehört zu den großen tragischen Unbegreiflichkeiten der Weltgeschichte, daß die Antwort der Nachfolger Pilsudskis zunächst verlegenes Schweigen und schließlich ein offenes, von Kriegsdrohung begleitetes „Nein“ gewesen ist, wobei seltsamer Weise das Schwergewicht nicht auf den Gedanken der Autobahn, sondern auf Danzig gelegt wurde (für das der deutsche Vorschlag die Sicherung aller wirtschaftlichen Interessen Polens im Danziger Hafen anbot). Danzig war nicht nur bevölkerungsmäßig eine eindeutig deutsche Stadt, die Freie Stadt, die unter der Oberaufsicht des Völkerbundes stand, wurde schon seit Juni 1933 von einer nationalsozialistischen Mehrheit politisch regiert. Der „Anschluß“ war hier wirklich nichts anderes als eine reine Formalität.

Die veröffentlichten britischen Akten lösen das Rätsel des polnischen „Nein“ nur zum Teil. Sie zeigen, daß die polnische Ablehnung der deutschen Vorschläge (die sich schon bei Ribbentrops Besuch in Warschau am 25./26. Januar 1939 abzeichnete), zunächst in London nicht ohne weiteres geglaubt wurde und daß der polnische Außenminister Beck sich die britische „Garantie“ insofern nahezu erschwindelt hat, als er das ihm seit Oktober 1938 vorliegende deutsche Angebot in London zunächst einfach verschwieg.

Eine noch nicht ganz überschaubare Wechselwirkung scheint hier stattgefunden zu haben: ihre erste Ermunterung, Hitler die kalte Schulter zu zeigen, haben die polnischen Militärs (die – durch den Marschall Rydz-Smigly vertreten – die Macht im Staate innehatten) vermutlich aus der amerikanischen Quelle geschöpft, jedenfalls war es zuerst der polnische Außenminister, der sich in London bemühte so überzeugend wie möglich seine Absicht darzutun, ausgerechnet in Danzig und ausgerechnet mit der polnischen Armee „Hitler aufzuhalten“. Das Foreign Office nahm das, wie sich aus den Dokumenten zeigt, nicht sofort für bare Münze und fürchtete, hereingelegt zu werden. Schließlich ließen sich die Chamberlain und Halifax aber doch überzeugen – und kaum hatte die polnische Regierung sich der britischen Unterstützung versichert, als sie – unter gleichzeitiger Mobilisierung von 750000 Reservisten – am 26. März 1939 herausfordernd in Berlin erklären ließ: „jede weitere Verfolgung

der deutschen Pläne, insbesondere soweit sie die Rückkehr Danzigs zum Reich betreffen, bedeute den Krieg mit Polen"*.

*

Einen gewissen Hinweis auf den Zeitpunkt des polnischen Entschlusses, die deutschen Vorschläge endgültig abzulehnen und sich dabei der englischen Hilfe zu versichern, bietet die Tatsache, daß der polnische Außenminister noch am Abend des 26. Januar 1939, unmittelbar nach der Abreise Ribbentrops aus Warschau dem britischen Botschafter mitteilte, er beabsichtige einen Besuch in London abzustatten. Kennard bemerkt in seinem diesbezüglichen Telegramm (a. a. O. Band IV, Seite 32) scharfsichtig: „I have the impression that he is anxious to make this visit" – „Ich habe den Eindruck, daß er darauf aus ist, diesen Besuch zu machen".

Beck war in der Tat „darauf aus", denn in Warschauer Telegrammen ist von diesem Zeitpunkt an oft und lebhaft von Becks beabsichtigtem Londoner Besuch die Rede; das Foreign Office hingegen bemühte sich zwar zur gleichen Zeit heftig um die Entwicklung der militärischen Besprechungen mit Frankreich und sandte weitere phantasiereiche Berichte an den Präsidenten Roosevelt, aber die polnische Frage wurde dabei nach wie vor überhaupt nicht in Betracht gezogen. Es scheint, daß man in der Downingstreet es für zu selbstverständlich ansah, daß Warschau sich mit Berlin verständigte, als daß hier ein echter Ansatzpunkt gegen Hitler zu erhoffen wäre.

Nach den Akten zu urteilen, war es der französische Botschafter in Warschau, der als erster das Londoner Außenministerium mit der Nase auf die gebotene Chance gestoßen hat. Er teilte seinem britischen Kollegen (der das in einem Brief vom 22. Februar nach London berichtet, Band IV, Seite 142) die Ansicht des polnischen Generalstabschefs mit, wonach dieser „sehr beeindruckt" sei „von den Fortschritten, die sowohl in England wie in Frankreich gemacht worden seien und daß er glaube, im Kriegsfalle würden die deutschen und italienischen

* Vgl. Unterredung des Reichsministers des Auswärtigen mit dem Polnischen Botschafter in Berlin am 26. März 1939, Amtliche Aufzeichnung, abgedruckt bei Ribbentrop a. a. O. Seite 318.

Armeen besiegt werden". Und auch ein tauber Zuhörer mußte hellhörig werden, als der polnische Außenminister Beck dem britischen Botschafter am 25. Februar anvertraute (Band IV, Seite 151), er wolle bei seinem Londoner Besuch „im Hinblick auf die radikalen Änderungen, die in Europa während der allerletzten (last few) Monate in Erscheinung getreten sind, die allgemeine Situation besprechen, insbesondere da ihm die polnischen und britischen Ziele in Nordeuropa mehr oder weniger übereinzustimmen schienen".

Mittlerweile war die Suche des Foreign Office nach einem Punkt, an dem Hitler gestoppt werden könne, in einer so entfernten Gegend angelangt, wie es für London das Land Rumänien ist. Der rumänische Gesandte in der britischen Hauptstadt gibt am 17. März Anlaß zu einem hastigen Rundtelegramm des Foreign Office nach Warschau, Ankara, Athen, Belgrad und – Moskau: Herr Tilea (so hieß der Gesandte) habe in Downingstreet vorgesprochen, unter heftiger Betonung der Dringlichkeit erklärt, in Bukarest liege ein deutsches Ultimatum vor und die Frage gestellt (Band IV, Seite 361): „Was gedenkt die britische Regierung zu tun, falls Rumänien Opfer eines deutschen Angriffs wird?". Es gab zwei bedenkliche Schönheitsfehler in dieser entschiedenen, ganz auf Krise formulierten Rundfrage an die polnische, türkische, griechische, jugoslawische und sowjetische Regierung: der erste war das offenkundige Nichtvorhandensein einer gemeinsamen Grenze zwischen Deutschland und Rumänien, was einen bevorstehenden Überfall immerhin kompliziert gestalten mußte; der zweite Schönheitsfehler – der durch eine Rückfrage in Bukarest leicht hätte vermieden werden können – ergab sich mit dem Eintreffen eines Blitztelegramms des britischen Gesandten in Bukarest, der das Foreign Office aufforderte, *jene dramatische Rundfrage unverzüglich wieder zurückzuziehen* (Band IV, Seite 369).

Sir R. Hoare hatte ein Gespräch mit dem rumänischen Außenminister gehabt und dabei erfahren müssen, daß Herr Tilea in London auf eigene Faust gehandelt hatte, daß die ganze Geschichte von einem „deutschen Ultimatum" (die die „Times" und der „Daily Telegraph" unter die Leute gebracht hatten) *frei erfunden war*. Sir R. Hoare unterließ es nicht, den rumänischen Außenminister „under close crossexamination" – unter

scharfes Kreuzverhör – zu nehmen, aber es kam nichts anderes dabei heraus, als daß die seit einiger Zeit in Gang befindlichen deutsch-rumänischen Wirtschaftsverhandlungen in ganz normalen Bahnen „as between equals" – wie zwischen zwei Gleichberechtigten – verliefen. Es fielen noch einige unfreundliche Bemerkungen über den rumänischen Gesandten in London, Herrn Tilea, die Sir R. Hoare zu dem Schlußsatz veranlaßten: „Wenn ich auch die Ungeheuerlichkeit seines (des Gesandten) Schwindels (the enormity of his blunder) mit der größten Nachsicht beurteile, so wage ich es doch, den Ansichten des (rumänischen) Außenministers zuzustimmen".

*

Hier muß die Szene eingeschaltet werden, von der man später behauptet hat, sie sei die entscheidende gewesen – eine Ansicht, die sich nicht aufrechterhalten läßt, wenn die Tatsachen berücksichtigt werden.

Nach der so deutlichen Veränderung der englischen Haltung, wie sie sich im Dezember und Januar vor aller Welt gezeigt hatte, war Hitler daran gegangen, die Gesamtlage zu überprüfen. Sein Auge mußte fast unvermeidlich erneut an der Tschecho-Slowakei haften bleiben – dieser Staat hatte nach München zwar noch weitere Gebietseinbußen erlitten, aber seine Armee und seine Rüstungsindustrie waren unangetastet geblieben und der politische Standort dieses Machtfaktors im Falle eines europäischen Zusammenstoßes war zumindest fraglich.

Hitler entschloß sich, den Bestrebungen Aufmerksamkeit zu widmen, die von slowakischer Seite an ihn herangetragen wurden und die nichts weniger im Sinne hatten als die Bildung eines eigenen slowakischen Staates. Im Februar 1939 empfing er in der Reichskanzlei den Slowakenführer Professor Tuka, der sofort aufs Ganze ging und ihm erklärte: „Ich lege das Schicksal meines Volkes in Ihre Hände, mein Führer; mein Volk erwartet seine volle Befreiung von Ihnen." Hitler verhielt sich diesem Antrag gegenüber zunächst noch zurückhaltend, aber schon die Tatsache des Tuka-Empfanges mußte alarmierend wirken. Nach einigen Zwischenspielen, bei denen die Prager Regierung durch putschartige Absetzung des autonomen slowakischen

Ministerpräsidenten die Krise zur Auslösung brachte, erfolgte am 13. März 1939 im slowakischen Landtag die Unabhängigkeitserklärung der Slowakei; darauf marschierten am 14. März ungarische Truppen in die östlichen Gebiete der Tschechoslowakei, die sog. Karpatho-Ukraine ein und als letztes Ereignis dieser Kette von Geschehnissen fuhr der Staatspräsident der auseinandergefallenen Tschecho-Slowakei, Dr. Hacha, nach Berlin und unterschrieb dort die Erklärung, die die Länder Böhmen und Mähren dem Protektorat des Reiches unterstellte. Hitlers wichtigstes Anliegen dabei war es, die bisherige tschechische Armee aufzulösen (auch während des ganzen späteren Krieges gab es kein tschechisches Regiment, so vielerlei Völker sich auch schließlich in der deutschen Wehrmacht versammelten).

An dem Gesamtvorgang läßt sich von vielerlei Gesichtspunkten aus berechtigte Kritik üben; immerhin war er eine *Folge* der im Laufe des Winters von London ausgehenden Veränderungen der europäischen Lage und sicher lag *nicht* – wie es seither dargestellt wird – ein Bruch des Münchner Abkommens vor. Diesem Irrtum unterlagen sogar die Herausgeber der „Documents on Britisch Foreign Policy", indem sie die Zusammenstellung der auf die Prager Angelegenheit bezüglichen Aktenstücke mit der in ihrem ersten Teil unzutreffenden Kapitelüberschrift versahen: „The German violation of the Munich Agreement and the destruction of Czech independence" – „Die deutsche Verletzung des Münchner Abkommens und der Untergang der tschechischen Unabhängigkeit".

Wenn ich hier so strikt erkläre, daß die Herausgeber der amtlichen britischen Dokumentenveröffentlichung sich eines unzutreffenden Ausdruckes bedienen, so geschieht dies nicht etwa nur in Vertretung der damaligen deutschen Auffassung, sondern in Übereinstimmung mit den diesbezüglichen Erklärungen, die in jenem Zeitpunkt die britische Regierung selbst im Unterhaus abgegeben hat.

Es muß zunächst die Tatsache festgehalten werden, daß die in den Münchner Protokollen ursprünglich vorgesehene Garantie der vier Mächte für die Rest-Tschechoslowakei in Wirklichkeit nie ausgesprochen worden ist. Dies entsprach offenkundig auch den Wünschen des britischen Premierministers. Jedenfalls berichtet sein Biograph Feiling (a. a. O. Seite 378):

> „Chamberlain war sehr unglücklich über die Garantie des künftigen tschechischen Staates. Er lehnte es ab, sie in einer Form zu akzeptieren, die England zu selbständigem Handeln gezwungen hätte."

Am 14. März 1939 – also während die Ereignisse noch im Fluß waren – sprach der britische Botschafter in Berlin im deutschen Auswärtigen Amt vor, um sich nach dem Stand der tschechoslowakischen Angelegenheit zu erkundigen. Henderson äußerte dabei „*er wolle weder eine Demarche machen noch den Eindruck einer Einmischung seiner Regierung in diese Sache erwecken*"*.

Am 15. März 1939 erklärte Chamberlain dementsprechend im Unterhaus in aller Deutlichkeit:

> „Ich darf sagen, daß die Regierung Seiner Majestät sich in letzter Zeit bemüht hat, mit den anderen in München vertretenen Regierungen zu einer Einigung über den Umfang und die Bedingungen einer solchen Garantie (für die Tschechoslowakei) zu gelangen, aber bisher ist es uns nicht möglich gewesen, eine solche Einigung zu erzielen. *Unserer Ansicht nach hat sich die Lage von Grund auf geändert, seit der slowakische Landtag die Unabhängigkeit der Slowakei erklärt hat.* Diese Erklärung hatte die Wirkung, daß der Staat, dessen Grenzen wir zu garantieren beabsichtigten, von innen her zerbrach und so sein Ende fand."

Auch die Frage, ob etwa das zusätzliche Chamberlain-Hitler-Abkommen vom 30. September 1938 verletzt worden sei, ist im Unterhaus (Sitzung vom 23. März 1939) erörtert worden. Ein Abgeordneter hatte sich erkundigt, ob und welche Vorstellungen der britische Botschafter in Berlin erhoben habe „anläßlich des Umstandes, daß die Deutsche Regierung es unterlassen habe, hinsichtlich der jüngsten Entwicklung in Bezug auf die Tschechoslowakei eine Konsultation mit der Regierung Seiner Majestät vorzunehmen, wie Herr Hitler es in der am 29. September 1938 in München unterzeichneten Erklärung versprochen habe?". Der Parlamentarische Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten Austen Butler antwortete darauf im Auftrag der Regierung, die sich natürlich genau bewußt war, daß sie selbst diese Erklärung schon zerrissen hatte und die sie deshalb auch

---

* Vgl. Weißbuch des Auswärtigen Amtes Nr. 2, Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Seite 174.

nicht mehr ins Gespräch bringen wollte, mit der folgenden verschnörkelten Bemerkung:

> „Meines Wissens enthielt das erwähnte Communiqué keine derartige Erklärung. Der zweite Teil der Frage erledigt sich damit."

Zur Übermittlung dieses Textes bemerkt der damalige deutsche Geschäftsträger in London, Kordt, zutreffend, diese Antwort Butlers könne

> „nur dahingehend ausgelegt werden, daß die Britische Regierung den Standpunkt einnimmt, das deutsche Vorgehen in der tschechoslowakischen Frage stelle *keinen* Verstoß gegen die Konsultationsabrede dar" (vgl. Weißbuch des Auswärtigen Amtes Nr. 2, Seite 178).

Diese Einzelheiten werden dadurch bemerkenswert, daß die britische Regierung trotz dieser Einsichten und trotz der nüchternen Unterhauserklärung vom 15. März drei Tage später den aufsehenerregenden und weitgehenden Schritt unternahm, ihren Botschafter in Berlin „zur Berichterstattung" abzuberufen und auch in diesem Punkte dem Beispiel Roosevelts zu folgen, der den amerikanischen Botschafter schon im November 1938 demonstrativ zurückgezogen hatte. Außerdem wurde ein Protest in Berlin angemeldet, der umso seltsamer klingt, als der britische Botschafter bei seiner Anfrage am 14. März noch nicht einmal den Eindruck einer „Demarche" erwecken wollte. Nun auf einmal wurde der seit München schwelende englisch-deutsche Konflikt in Formen proklamiert, die schon dem Vorbereich einer Kriegserklärung angehören.

Der deutsche Botschafter in London berichtet am 18. März an das deutsche Auswärtige Amt, wie sich nach der anfänglich ruhigen Beurteilung der Ereignisse „die Stimmung zusehends versteift" habe:

> „Die scharfe Richtung innerhalb des Kabinetts, insbesondere der ganz dem Einfluß des Foreign Office unterlegene Lord Halifax, setzte sich durch." *

Wir erinnern uns der Geschichte des Herrn Tilea und des Datums seines Besuches im Foreign Office, der eine solche Lawine von Telegrammen auslöste: es war der 17. März 1939, *genau*

* Vgl. Weißbuch des Auswärtigen Amtes Nr. 2, Seite 177.

der Tag, an dem die britische Regierung ihre Haltung in der Beurteilung der Prager Ereignisse von Grund auf änderte.

Zu den Fragen, die ewig unbeantwortet im breiten Strom der Geschichte treiben, gehört sicher auch die: inwieweit hat der seltsame Besuch des rumänischen Gesandten und sein „ungeheuerlicher Schwindel" auf die Meinungsbildung der damaligen britischen Regierung mit eingewirkt und wer war es, der Herrn Tilea diesen Streich angeraten hat?

Hätte ich damals all das gewußt, was sich heute wenigstens andeutungsweise aus den Akten ergibt, dann zweifle ich nicht daran, daß mein Kommentar einen Satz etwa des Sinnes enthalten hätte: „Die Sache schmeckt nach Vansittart".

*

Nun kam die Stunde der Polen. Nachdem die rumänische Regierung sich ebenso versagt hatte, wie sechs Wochen vorher die niederländische, war man es in London leid geworden, noch weiter Umschau zu halten, und man ergriff trotz allen Verdachtes, sie könne unzuverlässig sein, die Hand, die sich schon seit geraumer Zeit beharrlich anbot.

So ließ sich denn am Morgen des 21. März 1939 der britische Außenminister Lord Halifax den polnischen Botschafter kommen und machte sein Anerbieten an einer Tür, von der er wußte, daß sie offenstand.

Der Bericht, den Lord Halifax über diese Unterredung an Sir Kennard nach Warschau telegraphierte, ist eines der seltsamsten Dokumente der sonst so kühlen britischen Diplomatie (vgl. a. a. O. Band IV, Seite 434).

Wir finden darin den polnischen Botschafter, Graf Raczynski, auf der Höhe der Situation. Kaum hat er bemerkt, daß die bisherigen britischen Bedenken gegenüber Polen beiseitegestellt werden und Lord Halifax sich ernstlich für Warschau interessiert, als er sofort die Miene hoheitsvoller Zurückhaltung aufsetzt und den heftigen Außenminister dadurch veranlaßt, recht viele Karten auf den Tisch zu legen. Der Botschafter betont, daß er keinen Auftrag habe, irgendeine besondere Angelegenheit offiziell zu besprechen; die wenigen Fragen, die ihm gestellt werden, beantwortet er nur in allgemeinen Ausdrücken, ja er macht

sogar Einwendungen und bezweifelt, ob England und Frankreich es wirklich ernst meinen. Polen sei in schwieriger Lage zwischen zwei großen Mächten und müsse sich immer der Gefahr bewußt sein, isoliert zu werden. Zu wärmeren Ausdrücken entschließt sich Graf Raczynski erst, als Lord Halifax ihm deutlich erklärt, die britische Regierung sei bereit, auch die *Danziger* Frage zu der ihrigen zu machen (das ist genau der Punkt, der in London bisher die Liebe zu Polen entscheidend begrenzte). Falls diese Frage – das ist der wichtigste Satz des Halifax-Angebotes – sich in einer Weise entwickle, daß sie die polnische Unabhängigkeit bedrohe (was zu erklären jederzeit im Belieben der Polen stand) dann werde „*Seiner Majestät Regierung dies als eine Frage behandeln, die für sie selbst von schwerwiegendster Bedeutung ist*".

Nun – nachdem man sich in London in so deutlicher Form ausgesprochen und den deutschen Freistaat Danzig als polnische Sphäre anerkannt hatte – bedurfte es nur noch einiger kleiner Schachzüge von polnischer Seite (einer davon war bemerkenswerter Weise die Forderung, Rußland dürfe an einer gemeinsamen Erklärung gegen Hitler *nicht* beteiligt werden) um die britische Garantie fest in der Tasche zu haben. Ein Hauptanliegen der britischen Regierung war es, von den Polen Gewißheit zu erlangen, daß sie keinesfalls auf ein deutsches „Ultimatum" eingehen würden. Jedenfalls berichtet Kennard aus Warschau einen Tag nach Halifax' Gespräch mit Raczynski über eine Unterredung mit dem polnischen Außenminister (a. a. O. Band IV, Seite 464):

> „Euer Lordschaft haben, wie ich es verstand, gefragt, ob Sie annehmen können, daß sich Polen nicht irgendeinem Ultimatum bezüglich Danzigs unterwerfen werde und Herr Beck wird den polnischen Botschafter anweisen, Sie darüber zu informieren, daß diese Annahme richtig ist."

In diesem wiederum etwas verwickelten aber trotzdem deutlichen Satz ist alles enthalten, was nun kam. Die Polen lasen die Frage des Lords Halifax – wahrscheinlich nicht mit Unrecht – als eine Aufforderung, nun ihrerseits in Berlin stark aufzutreten. Ihre bisherigen Verhandlungen mit der deutschen Regierung und insbesondere Hitlers Angebot hatten sie in London verschwiegen, nun aber zögerten sie nicht mehr, in Berlin grobes Geschütz aufzufahren und jenen bekannten Satz sagen zu lassen,

daß jede weitere Erörterung einer Rückkehr Danzigs zum Reich „den Krieg mit Polen" bedeute.

Die weitere Geschichte jener Tage ist rasch erzählt:

Die Polen stellten weiterhin Bedingungen. Eine öffentliche Ankündigung der neuen englisch-polnischen Freundschaft wünschten sie erst, wenn die militärische Hilfeleistung in geheimen Besprechungen völlig sichergestellt sei. (Kennard an Halifax Band IV, Seite 466.)

Der britische Botschafter in Warschau bemerkt in diesem Telegramm aufschlußreich und zutreffend, daß „die Schwierigkeit hinsichtlich Danzigs darin besteht, daß es kein guter ‚casus belli' ist" und daß der polnische Außenminister deshalb soviel Zusicherungen wie möglich zu erhalten wünsche, um in dieser Sache stark zu bleiben.

Becks Sorge war unbegründet - er erhielt alles, was er wollte, einschließlich des britisch-polnischen Militärpaktes, dessen Ratifizierung am 25. August 1939 Hitler so überraschte und zur Zurücknahme des bereits erteilten Vormarschbefehls veranlaßte.

Damit auch in der Tragödie der Polengarantie die Satire nicht fehle: es dauerte noch bis Anfang Mai 1939, bis das Foreign Office endgültig entdeckte, daß den Polen seit geraumer Zeit ein vernünftiges deutsches Angebot vorlag.

Eine amtliche Aufzeichnung vom 4. Mai 1939 (a.a.O. Band V, Seite 417) referiert ausführlich, wie schwierig es für das britische Auswärtige Amt auch noch *nach* der Veröffentlichung der Polengarantie war, aus Warschau zu erfahren, was eigentlich Hitler vorgeschlagen hatte und wann das geschehen war. Es wird in dieser Aufzeichnung berichtet, daß Beck noch am 23. April dem britischen Botschafter gegenüber „nur einen Teil der Wahrheit sagte und die vorgeschlagene 25jährige Garantie und die gemeinsame Garantie der Slowakei nicht erwähnte". (Becks diesbezügliche Schweigsamkeit läßt sich nur dadurch erklären, daß er eine Abkühlung des britischen Interesses an Polen befürchtete, wenn die Engländer erfuhren, wie einfach und verlockend es für die Warschauer Regierung war, sich mit Hitler zu verständigen.)

Diese nüchterne Denkschrift eines Beamten des Foreign Office verschwand in den Akten, sie konnte die neue, gefeierte Allianz nicht mehr beeinträchtigen und die stolzen Erwartungen der

polnischen Militärs, die von einem „Marsch auf Berlin“ nicht nur träumten, sondern auch davon redeten, nicht mehr trüben.

Die ursprüngliche Sorge des Lord Halifax, die polnische Regierung würde vor einem deutschen „Ultimatum“ zurückweichen, erwies sich als gänzlich unbegründet. Die polnische Regierung schickte nicht einmal einen Unterhändler nach Berlin...

*

Diese Studie zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges, der zunächst – seinem Schwerpunkt nach – ein englisch-deutscher Krieg gewesen ist, kann nicht abgeschlossen werden ohne einen Versuch, die tieferen Überlegungen zu erraten, die die Chamberlain und Halifax damals bewegten.

Akten zeigen zwar den Gang der Dinge an, aber über die Motive schweigen sie sich aus.

Die Erwartung amerikanischer Hilfe *allein* kann es doch nicht gewesen sein, die die britische Regierung veranlaßte, an der Polengarantie nicht nur festzuhalten, sondern sie sogar noch einmal dramatisch zu betonen, als Rußland sich zu seinem Pakt mit Hitler entschloß und damit eine Art Todesurteil über den polnischen Staat aussprach, der in dieser Lage nur noch durch eine eilige Verständigung mit Deutschland gerettet werden konnte.

Als die englische Regierung es ablehnte, zwischen Berlin und Warschau zu vermitteln – das ist die Quintessenz der diplomatischen Ereignisse, die sich in den spannungserfüllten Tagen nach jenem dramatischen 25. August 1939 abspielten – mußte den britischen Staatsmännern doch ebenso wie bei ihrer ersten Entscheidung, die Sache Polens zu der ihrigen zu machen, irgendeine Chance vor Augen gestanden sein, Deutschland rascher zu besiegen als es im Ersten Weltkrieg der Fall war, und sie mußten doch mit irgendeiner Möglichkeit gerechnet haben, den Krieg, den sie am 3. September 1939 dem Deutschen Reich erklärten, mit einem *englischen* Sieg zu beenden.

Bei der Prüfung dieser Frage, die zwingend hinter all den trockenen Dokumenten auftaucht, kann man kaum an dem Bericht vorübergehen, den der bis zum Kriegsausbruch in Berlin als Zeitungskorrespondent tätige junge Journalist Jan Colvin

am 8. November 1953 in der in London erscheinenden „Sunday Expreß" veröffentlicht hat. Weil Colvin ein guter Journalist ist, hat er die Geschichte recht lebhaft und farbig erzählt; das ändert nichts daran, daß auch sie verdiente, zwischen die nüchternen Telegramme und Briefe und Denkschriften der „Documents on British Foreign Policy" aufgenommen zu werden. Wir Deutschen, die wir sonst leicht dazu neigen könnten, Chamberlains Verhalten unverständlich zu finden und über ihn den Stab zu brechen, müssen sie jedenfalls zur Kenntnis nehmen:

WARUM CHURCHILL ZU MIR SAGTE: „SIE GABEN DEN STARTSCHUSS ZUM KRIEG (You started the war)"

Als britischer Reporter in Berlin in der Vorkriegszeit unterhielt ich durch Leute des geheimen Widerstandes besondere Beziehungen zum Deutschen Generalstab.

Anfang März 1939, unmittelbar vor der Besetzung von Prag, sagten diese Männer einen Versuch zur Abschneidung des polnischen Korridors gegen Ende des Monats voraus.*

Am 26. März beschloß ich, nach London zu fliegen. Denn ich glaubte nicht, daß Sir Neville Henderson, der britische Botschafter, die Neuigkeit so weitergab, wie ich ihren Tatbestand kannte. Und ich war sicher, daß der Einfluß des Schatzamtes in Downingstreet schlechte Nachrichten entweder unterdrückte oder bagatellisierte, bevor sie das Kabinett erreichten.

In London suchte ich unverzüglich Mr. Winston Churchill in seiner Wohnung in Westminster-Gardens auf. Mr. Churchill betonte sofort mit Nachdruck, daß ich mit Lord Halifax sprechen und dabei nichts auslassen sollte.

Im Auswärtigen Amt waren die ersten Leute, die ich traf, Mr. Rex Leeper, Leiter der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes und Sir Alexander Cadogan, der Unterstaatssekretär. Sie arrangierten es für mich, daß ich bei Lord Halifax Tee trinken sollte.

In der Zwischenzeit ging ich rasch ins Schatzamt hinüber, um den Finanzminister zu sehen.

Sir John Simon legte die Fingerspitzen aneinander.

„Entsinnen Sie sich des letzten Krieges, Colvin?" (Ich war 26.)

„Nein, Sir."

---

* Diese Information war offenkundig unzutreffend.

„Richtig, richtig; Sie verstehen, worauf ich hinaus will; aber, wie wollen *Sie* heute Deutschland aufhalten?“

„Blockade, Sir.“

„Sie wissen, daß das Krieg bedeutet?“

„Ja, Sir.“

„Welche Entscheidung auch getroffen werden wird“, sagte Sir John Simon, „Sie können sich versichert halten, daß völliges Einverständnis zwischen dem Premierminister, Lord Halifax und mir bestehen wird.“

Von Sir John's Büro wurde ich durch einen unterirdischen Gang zum Auswärtigen Amt geleitet, der vom Schatzamt direkt zum Auswärtigen Amt führte. Es war die mit Lord Halifax verabredete Zeit.

Lord Halifax forderte mich auf, neben ihm auf einem alten abgeschabten Ledersofa Platz zu nehmen. Er schien an diesem 29. März 1939 von einer stolzen und entschlossenen Idee getragen zu sein.

Ich legte die tragische Geschichte des September 1938 dar, in der – nach meiner Ansicht – größere Festigkeit von Seiten Englands dazu geführt hätte, daß Hitler von seinem eigenen Generalstab gestürzt worden wäre.

Ich erzählte ihm von dem drohenden Angriff auf Polen. Sofort nahm er den Telefonhörer auf.

„Den Premierminister, bitte.“ . . . „Ich möchte gerne, daß Sie Herrn Chamberlain sagen, was Sie soeben mir gesagt haben.“

Mit aufgeschlagenen Mantelkrägen eilten Lord Halifax und ich nach Whitehall hinüber und erreichten Mr. Chamberlain's Zimmer im Unterhaus.

Es ist immer ein unfreiwilliger Schock, einem berühmten Manne zu begegnen und wahrzunehmen, wie er immer er selbst ist.

Mr. Neville Chamberlain trug einen schwarzen Rock und Hosen mit dünnen Streifen, einen hohen Kragen und einen dick geknoteten Schlips. Eine schwere goldene Kette schmückte seine dunkle Weste.

Lord Dunglass kam in den düsteren, grauen, gotischen Raum. Sir Alexander Cadogan hatte uns vom Auswärtigen Amt begleitet. Außerdem war ein kleiner, ruhiger, unbekannter Mann anwesend, der einen bedeutenden Posten im Secret Service einnahm.

Ich setzte mich und wurde ersucht, meinen Bericht über die Situation in Deutschland zu wiederholen, was ich so

sorgfältig wie möglich tat, wobei ich abermals die bevorstehende Bedrohung des polnischen Korridors und Danzigs betonte.

Mr. Chamberlain starrte in seiner unpersönlichen Art vor sich hin und rieb mit Finger und Daumen die weiche Haut seines Halses.

„Erzählen Sie dem Premierminister was Sie mir vorher erzählten über die Männer in Deutschland, die gegen Hitler sind“, sagte Lord Halifax freundlich, ängstlich darauf bedacht, daß ich ja meine ganze Geschichte wiederhole.

Ich fand es nicht ganz einfach, eine Geschichte zu erzählen, die auf den kapitalen Fehler Chamberlains hinwies, daß er überhaupt nach Berchtesgaden gegangen war.

So taktvoll als möglich sprach ich von den Plänen, die in Berlin zum Sturze Hitlers gefaßt worden waren, wenn Deutschland in einen Krieg auf allen Fronten im September 1938 verwickelt werden sollte und von der Schatten-Regierung, die die Revolution geleitet haben würde.

„Welches sind die Namen?“ wurde ich gefragt. Und so nannte ich zwei von ihnen: Ewald von Kleist und Herbert von Bismarck, den früheren preußischen Unterstaatssekretär des Innern, sowie den General Ludwig Beck, den zurückgetretenen Generalstabschef des Generalstabes und General von Witzleben. (Von diesen lebt nur noch Bismarck.)

Plötzlich fragte Sir Alexander Cadogan:

„Was würde die Wirkung sein, wenn wir Polen garantierten?“

Dies war das erste Wort, das ich je von einer Garantie an Polen gehört hatte.

„Es würde die Lage in Deutschland erleichtern“ (it would help the situation in Germany) sagte ich.

Neville Chamberlain saß da und starrte und fingerte an seinem Hals herum.

Dann fragte er:

„Was haben diese anderen Deutschen uns anzubieten?“

Meine Antwort war, daß ich darüber nur dann berichten könnte, wenn ich abermals mit ihnen gesprochen hätte.

Ich versuchte den Premierminister dahin zu beeindrukken, daß Hitler nicht wirklich ein Schutzdamm gegen den russischen Bolschewismus sei und sagte, „Deutschland wird nicht dem Bolschewismus verfallen, wenn Hitler fällt. Wenn wir ihn nicht aufhalten, wird er sich nach Osten ausbreiten und uns in zwei Jahren angreifen“.

Chamberlain nickte.

„Würde es einen guten Eindruck in Deutschland machen", fragte Sir Alexander, „wenn Mr. Chamberlain sein Amt an Lord Halifax abträte?"

Sofort wurde eine gewisse Spannung im Raum fühlbar. Nur Chamberlain und Halifax schienen in diesem Augenblick gelassen. In der Tat, ich glaube nicht, daß eine solche Frage oft an einen so jungen Menschen gestellt wurde.

Aber ich antwortete, daß Mr. Chamberlain die Achtung und Zuneigung vieler Deutscher besäße. So lange er im Amte sei, könne eine starke politische Linie verfolgt werden, ohne Hitler die Möglichkeit zu geben, daß er sagen könne, Deutschland werde ‚eingekreist'.

Chamberlain nickte und zog an der Haut seines Halses.

„Seien Sie vorsichtig", sagte Sir Alexander, als ich das Zimmer des Premierministers verließ.

Kurz danach war Mr. Chamberlain mit sich im Klaren, und Lord Halifax sandte ein Telegramm an Sir Howard Kennard in Warschau, das ihn anwies, dem Oberst Beck eine Anglo-Polnische Garantie vorzuschlagen*, die sofort im Unterhaus verkündet werden sollte.

Als ich am 31. März 1939 wieder nach Berlin zurückkam, war die Garantie an Polen bereits verkündet. Die Nazis waren zuerst wie vor den Kopf geschlagen und wütend. Unter den Linden traf ich den britischen Geschäftsträger Sir George Ogilvie-Forbes.

„Ich habe eine Nachricht für Sie von Lord Halifax", sagte er. „Sagen Sie Colvin, er soll niemandem den Eindruck geben, als sei die Britische Regierung an Unterhandlungen mit irgend jemandem interessiert, außer mit der ordentlichen Regierung von Deutschland."

Das war die letzte Verbindung zwischen mir und Lord Halifax.

Später schien Chamberlain – nach meiner Beurteilung – es bereut zu haben, die polnische Garantie gegeben zu haben. Sie kennzeichnete das Ende der Beschwichtigung, aber nicht den Beginn einer Politik der Stärke. Denn er

* Diese Vermutung Colvins wird von der amtlichen Aktenpublikation nicht bestätigt. Die Verhandlungen mit den Polen waren am 29. März bereits nahezu abgeschlossen. Der britische Botschafter in Warschau erhielt an diesem Tage nur ein kurzes Telegramm, das eine kleine Textkorrektur zum beabsichtigten Garantieabkommen betraf (Band IV, Seite 540). Die öffentliche Ankündigung der Polengarantie erfolgte allerdings erst am 31. März.

ratifizierte sie erst fünf Monate später. Und zu dem Zeitpunkt war Hitler davon überzeugt, daß England sie keineswegs einhalten werde.

Bei Kriegsende besuchte ich Mr. Churchill, der in seinem Bett aufsaß. Seine Gedanken waren bereits neuen Problemen zugewandt. Aber als er sich der Vergangenheit erinnerte, sagte er schmunzelnd: „So, Sie haben den Krieg überlebt. Und *Sie* waren es, der ihn begann mit jener Garantie an Polen."

Das, was uns der Journalist Colvin hier so wortreich und lebhaft – in einigen Punkten ungenau, aber im Ganzen zweifellos zutreffend – von den Motiven der britischen Politik erzählt, die zum Kriege führte, finden wir in einigen knappen Bemerkungen des Tagebuches Chamberlains bestätigt. Am 10. September 1939 – also wenige Tage nach Kriegsausbruch – notierte der Premierminister (nach Feiling a.a.O. Seite 418):

„Was ich erhoffe, ist nicht der militärische Sieg – ich zweifle sehr, ob er möglich ist – *aber ein Zusammenbruch der deutschen inneren Front.*"

Chamberlains Erwartung war richtig und falsch zugleich: richtig insoferne, als es in der Tat deutsche Kreise gab, die weitere Erfolge Hitlers verhindern wollten und so zur Niederlage beitrugen, entscheidend falsch aber hinsichtlich des Zeitraumes, den die Entwicklung zum Putschversuch erforderte. Als das Ringen sich dem Ende zuneigte, war es ein amerikanisch-russischer Krieg geworden und dem entsprach das Ergebnis, das mit einer englischen Niederlage mehr Ähnlichkeit hatte, als mit einem englischen Sieg.

Während zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein stolzes Kraftgefühl und die Meinung beitrug: „Jetzt muß es endlich geschehen", steht am Beginn des Zweiten ein verhängnisvoller Irrtum.

Nachträglicher Zusatz: Am 19. 4. 1956 veröffentlichte der Londoner „Daily Express" einen Leitartikel seines langjährigen Herausgebers Arthur Christiansen, in dem sich folgender rückblickender Satz findet: „Ich war der Überzeugung, . . . daß sich Chamberlain *im Irrtum* befand, als er der Forderung nach einer Kriegserklärung nachgab, die ihm durch den Druck seiner streitbaren Kollegen und durch das Gewicht der Pressemeinung aufgezwungen wurde" (thrust upon him by the pressure of his belligerent collegues and the weight of newpaper opinion).

„Ruhm, Tragödie und unvollendete Angelegenheiten . . .“

Churchill – Dritter Akt

Als Winston Churchill zum zweiten und letzten Male britischer Ministerpräsident geworden war, veröffentlichte der Londoner „Observer“ (20. Dezember 1951) die folgende Betrachtung:

> „Jede Einschätzung der Laufbahn Churchills in ihrer Gesamtheit zwingt einen, sich mit dem seltsamen Umstand auseinanderzusetzen, daß sie – trotz ihrer majestätischen Größe – bis zu diesem Tage tragisch unvollendet und fragmentarisch blieb. Seine politische Rolle war sicherlich weder meteorgleich noch verhängnisvoll wie die Napoleons oder Hitlers. Andererseits kann sie auch nicht mit einer endgültigen Schöpfung verbunden werden wie bei Richelieu oder Chatham, Washington oder Lincoln, Bismarck oder Lenin. Bis jetzt hat er kein vollendetes Werk hinterlassen, denn selbst der Krieg, den er gewann, ist ohne Ende geblieben. Er läßt Ruhm, Tragödie und unvollendete Angelegenheiten zurück . . .“

Das ist eine bittere Kritik über eine politische Laufbahn, die ein halbes Jahrhundert umfaßt. Churchills Biographin Virgina Cowles nennt das Urteil „oberflächlich und ungerecht“ und sie führt dagegen als Churchills politische Gesamtidee einen leidenschaftlichen Glauben ins Feld, „daß die Freiheit des Menschen und der Christenheit geschützt werden muß und daß sie nur durch die vereinten Bemühungen der englischsprechenden Völker bewahrt werden kann“*.

Sicherlich sind das sehr ehrenwerte sittliche Gesichtspunkte, die unseren Respekt vor der literarisch gebildeten Dame vermehren, die sie ausdrückt, aber es ist ziemlich unvermeidlich, einen unhöflichen Zweifel anzumelden, ob Churchill im Jahre 1911 als Erster Lord der Admiralität oder 1932 bei der Wiederaufnahme seines Kampfes gegen Deutschland anläßlich der Abrüstungskonferenz wirklich die Freiheit der Menschen und des Christentums als das entscheidende Moment vor Augen gehabt hat. Völlig gewiß aber ist es, daß es ihm in den wichtigsten Ab-

* Vgl. Cowles a.a.O. Seite 415.

schnitten seines politischen Handelns keineswegs nur um „vereinte Bemühungen der englisch-sprechenden Völker“ ging, sondern vor dem Ersten Weltkrieg zunächst um die Befestigung der Entente mit Frankreich, vor dem und im Zweiten Weltkrieg aber um die Mitwirkung der Sowjetunion im Kampf gegen die Deutschen.

Bekanntlich legte die polnische Regierung im Frühjahr 1939 ein lebhaftes Interesse an den Tag, die englische Garantie *ohne* Beteiligung der Russen zu erhalten – eine sowjetische Hilfe war den Leuten in Warschau so unheimlich, daß sie grundsätzlich darauf verzichten wollten. Sie waren peinlich berührt, als sich der damalige Sprecher der Kriegspartei im Unterhaus am 19. Mai 1939 folgendermaßen vernehmen ließ:

> „Die Regierung muß sich darüber klar sein, daß keiner dieser Staaten in Osteuropa sich – sagen wir – ein Jahr lang im Krieg halten kann, wenn er nicht die massive, zuverlässige Rückendeckung durch ein befreundetes Rußland besitzt ... Ohne wirksame Ostfront kann es keine ausreichende Verteidigung unserer Interessen im Westen geben und ohne Rußland gibt es keine wirksame Ostfront.“

Diese Sätze haben den Vorteil, erfreulich klar auszudrücken, um was es Churchill damals ging und eine wie merkwürdige Sache diese britische Polengarantie gewesen ist. Die polnische Regierung Rydz-Smigly, deren Stolz durch Churchills herablassende Bemerkung über „einen dieser Staaten in Osteuropa“ so sehr verletzt worden war, hat denn ja auch die bescheidensten Erwartungen hinsichtlich der mutmaßlichen Zeitdauer ihres Widerstandes nicht erfüllt und das ganze Polengeschäft schloß für die Chamberlain-Regierung mit einem um so beträchtlicheren Defizit ab, als – wie Churchill richtig vermutete – die britische Polengarantie Rußland verstimmte und den kurzdauernden deutsch-sowjetischen Pakt ermöglichte. Wir haben einen jener seltenen Punkte vor uns, in denen Churchill zutreffend urteilte und prophezeite – mit Freiheit, Christentum und den englischsprachigen Völkern hatte die Sache, so wichtig sie war, freilich wenig Berührungspunkte.

Noch ein weiterer Vorgang verdient hier angemerkt zu werden: Als Churchill seine Erinnerungen über den Zweiten Weltkrieg niederschrieb, war er schon ein alter Mann von über 70 Jahren

und nicht mehr ganz Herr seiner literarischen Dispositionen - sonst hätte es ihm kaum passieren können, daß er im gleichen Band II, in dem er zu Beginn gefühlvoll ausruft: „Abermals sahen wir uns gezwungen, zur Verteidigung eines schwachen Staates, den man vergewaltigt und grundlos (!) überfallen hatte, das Schwert zu zücken“, wenige Seiten später eine Denkschrift mitteilt, die er dem Kriegskabinett (dem er seit dem 3. September 1939 wieder als Erster Lord der Admiralität angehörte) am 25. September einreichte - wenige Tage nachdem die Sowjettruppen ebenfalls in Polen einmarschiert waren. (Es gab damals einige schlichte Gemüter, die des Glaubens waren, die britische Regierung müsse nun - da sie doch Polens staatliche Existenz garantiert habe - auch der Sowjetunion den Krieg erklären. Es zeigte sich, daß diese Sorge ganz unbegründet war und die Chamberlain-Halifax ihre Gefühle für die Polen hinreichend begrenzt hatten - nur gegen Hitler war der polnische Staat für sie wichtig. So konnte der britische Unterstaatssekretär Butler - der heutige Führer des Unterhauses und vielleicht ein künftiger Premierminister - wenn auch mit einiger Verzögerung am 19. Oktober 1939 im Unterhaus die beruhigende Erklärung abgeben, es sei zwischen der polnischen und britischen Regierung vereinbart worden, daß der abgeschlossene Pakt nur gegenüber *Deutschland* wirksam sein sollte.)

Churchill hat damals keinerlei Sentimentalität an die Polen verschwendet, sondern mit innerer Erleichterung erfaßt, daß die Sowjetunion nun den wichtigsten der erwarteten Vorteile aus ihrem Pakt mit Hitler bereits einkassiert hatte und daß die leidige Polenfrage jetzt nicht mehr einer entschiedenen Wiederaufnahme der Bemühungen im Wege stünde, Moskau in den Krieg gegen Deutschland einzubeziehen. In jenen Tagen des hastigen polnischen Zusammenbruches mag es in London manche aufgeregte Gemüter gegeben haben. Churchill gehörte nicht zu ihnen, er setzte sich hin und entwickelte dem Kriegskabinett einen nicht nur zuversichtlichen, sondern, wie man sieht, weit vorausschauenden Ausblick*:

> „Rußland wird Rumänien vielleicht Bessarabien nehmen; das braucht jedoch nicht unbedingt unserem hauptsächlichen Interesse zu widersprechen, welches darin be-

* Abgedruckt bei Churchill: Der Zweite Weltkrieg, Band II, Seite 60f.

steht, die deutsche Bewegung nach Ost- und Südosteuropa zum Stillstand zu bringen ... Soweit man das gegenwärtig beurteilen kann, darf man annehmen, *daß sich das russische Vorgehen im ganzen Balkan und vor allem in Jugoslawien günstig auswirken wird.* Außer einer potentiellen Ostfront könnte daher eine potentielle Südostfront entstehen, die – im Halbkreis von Riga bis zur Spitze des Adriatischen Meeres (und von dort vielleicht weiter über den Brenner bis zu den Alpen) reichen würde ... Diese Politik bedingt die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Rußland ..."

Es ist nützlich, sich dieser Denkschrift Churchills zu erinnern, wenn man die fromme Meinung der Cowles über die moralischen Leitbilder ihres Helden liest oder die heute gern verbreitete Legende vernimmt, der britische Premierminister habe sich im weiteren Verlauf des Zweiten Weltkrieges seelisch aufgezehrt in dem vergeblichen Bemühen, die Russen aus dem Balkanraum fernzuhalten ...

*

Am Vormittag des 10. Mai 1940 – übrigens unabhängig von dem Umstand, daß an diesem Morgen durch den deutschen Vormarsch gegen Frankreich der „Sitzkrieg" zwischen Westwall und Maginotlinie beendet wurde – ließ der britische König Winston Churchill in den Buckingham-Palast kommen, um ihm die Ministerpräsidentschaft anzutragen.

Zu den wenigen ganz aufrichtigen Stellen in seinen umfangreichen Erinnerungen gehört gewiß die Bemerkung, die Churchill zu diesem Ereignis notiert: „*Mir war zumute, als wäre mein ganzes bisheriges Leben nur eine Vorbereitung auf diesen Augenblick gewesen ...*"

Dazu läßt sich der Hinweis nicht unterdrücken, daß es sich um eine recht wechselvolle und jedenfalls langhingezogene Vorbereitung gehandelt hat: Churchill stand im sechsundsechzigsten Jahr seines Lebens und im vierzigsten seiner politischen Laufbahn; fast fünfunddreißig Jahre waren vergangen, seit er sein erstes Regierungsamt übernommen hatte.

Es könnte gehässig klingen, wollte man sagen, daß – nach all dem, was zwischen Churchill und den Parteien und der öffentlichen Meinung seines Landes im Laufe dieser langen Zeit vorgefallen war – dieser Höhepunkt einer politischen Laufbahn

ihm *ohne* den Zweiten Weltkrieg unerreichbar geblieben wäre: und doch kann auch der zurückhaltende Beobachter nicht umhin, diesen Tatbestand zu bemerken.

Churchill hatte sich so gründlich mit dem Begriff eines zweiten Krieges gegen Deutschland identifiziert, daß er nachgerade *ohne* einen solchen Krieg nicht mehr Minister werden konnte und *in* diesem Krieg ihm zwangsläufig eine Führerrolle zufallen mußte. Wir sehen hier ein ähnlich persönliches Motiv in den Gang der Weltgeschichte eingreifen, wie es schon in der Gestalt und im Wirken des Sir Eyre Crowe sichtbar geworden war.

Diese Situation Churchills in der Zeit, als es um Krieg und Frieden ging, konnte nicht deutlicher bezeichnet werden, als durch den Szenenwechsel, der sich in den Tagen zwischen dem 1. und dem 3. September 1939 vollzog: Premierminister Chamberlain bestellte sich am Nachmittag des 1. September den bis dahin von den Regierungsgeschäften ferngehaltenen Abgeordneten Churchill zu sich, um ihm die Leitung der Admiralität anzutragen; am darauffolgenden 2. September (als der Mussolini-Vermittlungsvorschlag zur Debatte stand) ignorierte er ihn noch einmal den ganzen Tag hindurch (was Churchill einige Aufregung verursachte und ihn zu einem mahnenden Brief veranlaßte); erst am 3. September in der Stunde der britischen Kriegserklärung nahm er ihn endgültig in seine Regierung auf; nun – im Frühjahr 1940 nach dem Scheitern der Norwegen-Aktion – mußte Chamberlain die gesamte Leitung an „das alte Kriegsroß“ abtreten (diesen Ausdruck hat nicht Goebbels geprägt, sondern Stalin, der in wohlwollender Stimmung Churchill so zu nennen pflegte).

*

Es begann damit der nahezu einzige Abschnitt in Churchills bewegtem Leben, der auch im deutschen Betrachter einen Schimmer der Sympathie für diesen seltsamen Mann zu wecken vermag – jener Sympathie, die man gemeinhin denjenigen zuzuwenden geneigt ist, die sich widrigen Umständen trotzig, unerschrocken und persönlich tapfer entgegenstellen. Auch in diesem Zeitabschnitt ist Churchills Spur von blindem Eifer gezeichnet, aber es wäre unfair und kleinlich, nicht zuzugestehen, daß seine

Haltung in den für England katastrophalen Monaten des Sommers 1940 den besten Vorbildern englischer Rasse entsprach und ein Beispiel bot, aus dem jeder - sei er Engländer, Franzose, Deutscher oder wer immer - seine Lehre ziehen kann.

Es ist in der Tat schwierig, wenn nicht unmöglich, zu sagen, wie ein englischer Ministerpräsident in einem Zeitpunkt, in dem das Kriegsglück sich so entschieden von den britischen Fahnen abgewandt hatte, in dem ein übermächtig scheinender Gegner die Kreidefelsen von Dover erblicken konnte und in dem kein Bundesgenosse mehr offen auf Englands Seite stand, in Ehren und Anstand die Lage anders hätte meistern können, als Churchill es tat, indem er seinem Volk „Blut, Schweiß und Tränen“ ankündigte und leidenschaftlich den Widerstand gegen eine immerhin mögliche Invasion auf der Insel nicht nur predigte, sondern auch so entschlossen organisierte, daß deutschen Luftlandeplänen schon bald ein materieller Riegel vorgeschoben war (wobei es offen bleibt, ob Hitler jemals ernstlich an ein solches Wagnis gedacht hat).

In Wochen und Monaten bitterster Not und Gefahr schweigt die Politik, in solcher Zeit kann vor der Geschichte nur bestehen, wer lieber stürzt als sich beugt.

Als Hitler im Juli 1940 in seiner Reichstagsrede nach dem Frankreich-Triumph noch einmal eine Friedensaufforderung an England richtete, glaubte niemand von uns, die wir damals diese Rede mit Eifer in die Welt verbreiteten, so recht an einen Erfolg dieses Appells; wir alle - und wie ich vermute, auch Hitler selbst - waren uns instinktiv bewußt, daß in *dieser* Stunde ein britisches „Ja“ der Geschichte einer großen Nation nicht würdig gewesen wäre, es hätte den Eindruck der freiwilligen Kapitulation vor einer immerhin nur drohenden Gefahr hervorgerufen - also einer Angsthandlung, die kein Volk ohne bleibenden Schaden überlebt.

Aber schon innerhalb weniger Monate wandelte sich die Lage Englands beträchtlich: es zeigte sich, daß Hitler - welche Gründe ihn immer dazu bewogen haben mögen - den Gedanken an eine Invasion auf der Insel völlig beiseitegesetzt hatte, der englische Soldat trat in Nordafrika mit beträchtlichem Anfangserfolg gegen Italien an, die Spannung zwischen Berlin und Moskau wurde aller Welt sichtbar, es unterlag keinem Zweifel mehr, daß

ein deutsch-britischer Friede unter Wahrung nicht nur der Interessen, sondern auch der Ehre und des Ansehens Englands ausgehandelt werden konnte.

Wenn Hitler im Winter 1940/41 an den Verhandlungstisch gezogen wurde - wer Unvoreingenommener in der Welt konnte darob Großbritannien oder seinen Premierminister tadeln? Hitlers Bereitschaft stand außer Zweifel und sie wurde durch Rudolf Hess in entscheidender Stunde - sechs Wochen vor Beginn des deutschen Rußlandfeldzuges - nochmals bestätigt*.

Wer immer sich heute oder später gedankenvoll mit dem englisch-deutschen Schicksal in unserem Jahrhundert auseinandersetzt, kommt um die Feststellung nicht herum, daß in jenen Monaten eine große Gelegenheit verspielt wurde und daß Churchill es ist, der - völlig befangen in seinen Vorstellungen von der notwendigen Vernichtung Deutschlands, von der Nützlichkeit der Sowjetmacht in diesem Kampf und von der Hoffnung auf das Eingreifen der USA in Europa - die entscheidende Verantwortung dafür trägt.

Ich erinnere mich genau der zwielichtigen Schicksalsstunden, die dem deutschen Angriff auf Rußland folgten - Hitler wartete in der Reichskanzlei auf unsere Meldungen über das Weltecho mit nicht geringerer Spannung als auf die ersten militärischen Nachrichten: die peinliche Eile, mit der sich der britische Premierminister schon am Nachmittag des 22. Juni 1941 mit Stalin solidarisch erklärte, war für den deutschen Führer vielleicht die bitterste, wenn auch nicht unerwartete Enttäuschung jener spannungsgeladenen Zeit. Zweifellos hatte er im stillen gehofft, daß sein Vorgehen gegen Moskau zum „Remis" im Westen führen könnte - es ging ihm nie in den Kopf, daß London an einem russischen Sieg interessiert sein könnte.

*

So nahm denn das Verhängnis seinen Lauf. Durch die Fortführung des englischen Krieges gegen Deutschland - nunmehr belebt durch Stalins laute Forderungen nach der „Zweiten Front" - zwang Churchill die deutsche Wehrmacht schon damals zur Tei-

* Zur Geschichte des Hess-Fluges vgl. Ilse Hess: England–Nürnberg–Spandau, Ein Schicksal in Briefen, Druffel-Verlag Leoni 1952.

lung ihrer Kräfte, für die USA-Regierung wurde der Kriegseintritt endgültig zum sicheren und guten Geschäft, den britischen Ministerpräsidenten aber führte der Gang der Ereignisse auf immer seltsamere Wege.

Die Lage, der sich Churchill schon drei Jahre später – im Sommer und Herbst 1944 – gegenübersah, kennzeichnet der offiziöse „Survey of International Affairs 1939–1946", der vom Königlichen Institut für Internationale Angelegenheiten herausgegeben wird, mit folgenden, zwar etwas poetischen aber doch recht treffenden Worten:

> „Im Osten sah er die russische Macht sich über den Balkan und in Richtung auf Mitteleuropa ausbreiten wie einen majestätischen und gigantischen Gletscher, der überall wo er ankam die Wärme des westlichen Einflusses in den bäuerlichen Ländern Osteuropas zum Erstarren brachte. Im Westen sah er die Vereinigten Staaten in nie geträumter Machtentfaltung, viel zu überrascht von ihrer neuentdeckten Stärke, um zu wissen, was mit ihr anzufangen sei. Noch schlimmer: er sah zu Hause, wie ernstlich die britische Macht und die nationale Wirtschaft durch den Krieg zugrundegerichtet waren ..." *

Was tat der sonst so einfallsreiche Winston Churchill, um diese Probleme zu meistern: er fuhr zunächst nach Quebec, verbeugte sich vor Roosevelt und setzte – wie ihm geheißen ward – seine Paraphe unter den Plan, mit dem der amerikanische Schatzsekretär Morgenthau (und nicht nur er) Deutschland in eine Wüste und Europa in ein wogendes Chaos versetzen wollte.

Und damit es nicht erscheine, als sei er nur mit halbem Herzen mit von der Partie, stellte er sich am 15. Dezember 1944 vor die Bänke des Unterhauses und hielt dort die niedrigste Rede, die wohl je ein Minister des Königs vor diesem Parlament gehalten hat, indem er die beschlossene Vertreibung von Millionen Deutschen aus den Ostgebieten als eine staatsmännische Tat anpries und die Erwartung durchblicken ließ, daß die Zahl der Deutschen sich durch die weiteren Kriegsereignisse noch beträchtlich vermindern würde – eine Hoffnung, zu der ihn die

---

* Survey of International Affairs 1939–1946, America, Britain and Russia, Oxford University Press 1953, Seite 484.

Form des alliierten Luftkrieges* und die damals bereits bekannten Besetzungsverfahren der Sowjettruppen durchaus berechtigte.

Das Entscheidungsjahr 1945 begann der seltsame britische Premierminister mit byzantinischen Bitt-Telegrammen an Stalin, er möge seinen Angriff in Richtung Berlin beschleunigen, um die Amerikaner im Westen zu entlasten.

Schließlich fuhr er nach Jalta, um mit zu bekräftigen und mit zu besiegeln, daß die Russen und die Amerikaner – und sie allein – die Sieger des Krieges wurden.

*

Auch hier ein satirisches Nachspiel: als alles vorbei und geschehen war, regten sich bei Churchill in manchen Stunden bittere Erkenntnisse.

Dem 80jährigen Redner kam über die Lippen, was der 70jährige Memoirenschreiber lieber hatte ungeschrieben sein lassen.

> „Bevor der Krieg endete", so vertraute er im November 1954 (!) einer erstaunten Versammlung in Woodford an, „und zur Zeit als die Deutschen sich zu Hunderttausenden ergaben und unsere Straßen überfüllt waren mit jubelnden Menschen, habe ich Lord Montgomery die telegraphische Anweisung gegeben, die deutschen Waffen sorgfältig zu sammeln und sie so zu stapeln, daß sie leicht wieder an die deutschen Soldaten ausgegeben werden konnten, mit denen wir hätten zusammenarbeiten müssen, falls der sowjetische Vormarsch angedauert hätte."

Noch eine Geschichte dieser Art: Der Amerikaner Joseph E. Davies – früherer USA-Botschafter in Moskau – besucht den Premierminister am 24. Mai 1945 (am Tage, nachdem britische Besatzungssoldaten die Dönitz-Regierung in so ordinärer Form verhaftet hatten, wie das ohne ausdrücklichen Befehl von oberster Stelle wohl kaum denkbar gewesen wäre) und findet ihn in bitterster Stimmung. Churchill macht so heftige Bemerkungen über die „Drohung der Sowjetvorherrschaft" und über die „Ausbreitung des Kommunismus in Europa", daß Davies ihn erstaunt fragt, *„ob er, der Premierminister, denn jetzt willens sei der*

---

* Zur Entwicklungsgeschichte des Bombenkrieges gegen die Zivilbevölkerung und zu Churchills Anteil an dieser Kriegsführungsmethode vgl. Anmerkung auf Seite 142 ff.

Welt zu erklären, daß er und England einen Fehler gemacht hätten, indem sie nicht Hitler unterstützten, denn er vertrete - wie ich ihn verstünde - die Doktrin, die Hitler und Goebbels proklamiert hatten". Mit der Nennung Hitlers - Schlagworte sind eine herrliche Waffe, sie ersparen jedes Argument - bringt Botschafter Davies den bedenklich gewordenen Premierminister natürlich sofort wieder zur Räson und dieser entschuldigt sich unverzüglich, allerdings mit der mehrdeutigen Bemerkung, er habe nur „laut gedacht" und seine Ausdrücke seien vielleicht „stärker gewesen, als er sie auszusprechen beabsichtigte" - so endet die merkwürdige Szene, über die Davies etwas aufgeregt an den damaligen amerikanischen Präsidenten Truman berichtete*.

*

Was sollen wir, was sollen unsere Kinder mit solchen Anekdoten anfangen? Was helfen uns diese kuriosen verspäteten Wortspiele eines Mannes, der dreieinhalb Jahrzehnte damit verbracht hatte, genau *die* Lage herbeizuwünschen und schließlich herbeizuführen, vor der er nun plötzlich erschrickt wie Goethes Zauberlehrling - genau die Lage, mit der wir uns heute und in aller absehbaren Zukunft auseinanderzusetzen haben und hinsichtlich deren es jedem Deutschen und jedem Engländer anheimgestellt bleibt, ob er sie im Sinne des „Observer" als „unvollendete Angelegenheit" oder als „Tragödie" oder vielleicht noch treffender als eine *unvollendete Tragödie* bezeichnen will.

---

* Zitiert nach Leahy: I was there, Seite 442.

Tagebuch eines Wiedersehens

Ende April 1955

Fast auf den Tag sind sechzehn Jahre vergangen, seit ich das letzte Mal nach England fuhr. Damals - im April-Mai 1939 - unternahm ich eine ausgedehnte Berichterstattungsreise, die mich bis nach Irland und zurück über Schottland führte, durch ein Land, in dem jedermann bereits vom „kommenden Krieg“ sprach und sich apathisch darauf vorbereitete. Als ich auf einem kleinen, gemütlichen Frachtschiff von Hull nach Hamburg fuhr, kam ich mit dem einzigen Mitpassagier - er war, wie sich herausstellte, ein mittlerer Postbeamter aus Manchester - ins unvermeidliche Gespräch. Er erzählte von den Meinungsverschiedenheiten, die er bei seinen Arbeitskameraden durchzustehen hatte, als er von seiner Absicht sprach, die Urlaubswochen in Deutschland zu verbringen. „Ich habe ihnen erklärt, daß ich als alter Soldat jederzeit bereit bin, wieder für mein Land zu kämpfen. Aber ich bin nicht bereit, für etwas, was uns ganz gleichgültig sein kann, etwa für Danzig, in den Krieg zu gehen. Da sagten meine Kollegen, ich sei ein ‚Faschist‘. Bisher hat es doch immer geheißen, daß die Faschisten den Krieg wollen. Ich will aber doch den Frieden, und da soll ich jetzt einmal ein ‚Faschist‘ sein?“ Der gute Mann, der an jenem Frühlingsabend an der Reeling lehnend, mit mir plauderte, während die flache englische Küste in der Dämmerung versank, hatte keine Ahnung, daß ich Journalist war und seine Bemerkung mir die Möglichkeit gab, meine damaligen Berichte heiter-versöhnlich abzuschließen. Sonst hatte es nämlich von jener Reise wenig Erfreuliches zu schildern gegeben.

„Giftiger Nebel über England“ - das war die Überschrift zu den Aufsätzen, mit denen ich damals dem deutschen Leser klar zu machen versuchte, was sich da drüben auf der Insel zusammenbraute.

*

Was mag aus dem kleinen englischen Postbeamten geworden sein? Sicher hat er trotz aller Einwände während des Krieges

seine Pflicht getan, wie es das Land von ihm erwartete. Er war der Jüngste nicht mehr, er gehörte der Generation des Ersten Weltkrieges an. Meine Generation ist inzwischen die des Zweiten Weltkrieges geworden!

Damals waren wir jung und zukunftsfroh, wir „teutonischen Jünglinge“ (wie Churchill uns 1932 genannt hatte) - wir sahen in Hitlers Reich keine „Diktatur“, sondern die Befreiung von den Schatten, die der verlorene Krieg und Versailles über unsere Kindheit und Jugend geworfen hatten. Vielleicht waren wir übermütig, wir sollten es nicht lange bleiben.

Dienstag, 26. April

Am Münchner Hauptbahnhof gibt es erstmals wieder englische Zeitungen zu kaufen. Fast vier Wochen lang haben in London 700 Elektriker in den Zeitungsverlagen gestreikt, was zur Folge hatte, daß 22000 sonstige Zeitungsarbeiter - Setzer, Drucker, Verlagsangestellte, Journalisten - ebenfalls nicht arbeiten konnten. Jetzt ist der Streik ergebnislos abgebrochen worden; die Londoner Zeitungsverleger, die offenbar gute Nerven haben, machten so gut wie keine Zugeständnisse.

Infolge dieses Zeitungstreiks kann die „Times“ erst jetzt - in ihrer Ausgabe vom 23. April - ihren Leitartikel zu dem bereits am 9. April erfolgten Rücktritt Churchills vom Posten des Premierministers veröffentlichen. Der Artikel ist ein Blumenstrauß von Höflichkeiten, sorgfältig mit Zitaten aus englischen Klassikern durchwirkt, wie es sich nun einmal für einen Times-Aufsatz aus besonderem Anlaß gehört. Nur *zwischen* den poesievollen Zeilen findet sich da und dort eine bemerkenswerte Andeutung: „The Knight Errant, who has undertaken so many gallant quests . . . has sheathed his sword“ (Der *irrende Ritter*, der so viele großartige Streifzüge unternommen hat, hat sein Schwert in die Scheide gesteckt). Und: „The great Churchillian era is ended“ - war diese Ära wirklich so groß, ist sie wirklich zu Ende?

Mittwoch, 27. April

In Wuppertal habe ich mich zum Besuch bei einem 80jährigen alten Herrn angesagt, dessen ganzes Leben im Zeichen deutsch-englischer Wirtschaftbeziehungen stand. Ein erfolgreiches Leben

als Mann der Wirtschaft – mit Zwischenzeiten: im Ersten Weltkrieg gehörte er zum Stabe Ludendorffs – führte Dr. M. in alle Erdteile. Zwischen den beiden Kriegen war er jahrelang Leiter einer großen englischen Firma. Über den Kanal fuhr er zum erstenmal als neunjähriger Junge: im Jahre 1884! Mit einigen aus dem Kopf zitierten Faustzahlen über den Anteil Englands am Weltexporthandel macht er klar, wie bedeutend und einflußreich die britische Wirtschaft immer war und auch heute noch ist. Freilich zeigen diese Zahlen auch klarer als ein ganzes Buch, was in diesem Jahrhundert geschehen ist*.

„Hat eigentlich", so werfe ich ein, „die englisch-deutsche Handelskonkurrenz wirklich den großen Einfluß auf die Entwicklung der englisch-deutschen Feindschaft gehabt, wie wir das in der Regel annehmen?"

Ein scharfer Blick und ein Shakespeare-Zitat, das bedeutet: „Von dieser Frage laß die Finger, Pompejus!" Trotzdem versuche ich, eine Antwort zu erhalten. Dr. M. ist nicht bereit, ein „Nein" zu sagen; zu viele Erinnerungen hindern ihn daran. Er kann sich aber ebensowenig zum glatten „Ja" entschließen, weil er auch dagegen Einwendungen hat. Nun fasse ich die Frage anders:

„Haben Sie jemals vor dem Ersten oder vor dem Zweiten Weltkrieg das Gefühl gehabt, daß ein *grundsätzlicher*, *lebenswichtiger* Interessengegensatz zwischen der britischen und der deutschen Industrie, zwischen dem britischen und deutschen Handel bestanden hat?"

Hier kommt die Antwort sofort und ganz genau: „Es gibt nicht den geringsten Zweifel, daß jeder aufgetretene Gegensatz *überbrückbar war* – bei richtiger Verhandlung. Manchmal fehlte es dazu am guten Willen".

Donnerstag, 28. April

Beginnt England in Mönchen-Gladbach? Der ganze Bahnsteig steht voll britischer Uniformen, dazu eine Schar Kinder in blauen Jacken; sie werden von einer Mistreß betreut, deren

---

* Prozentualer Anteil Großbritanniens, Deutschlands und der Vereinigten Staaten am Weltaußenhandel:

im Jahre	1913	1938	1954
Großbritannien	17,3	12,5	10,0
Deutschland	12,6	6,9	6,7
USA	10,9	14,8	19,4

Dienstkleidung mit der vertrauenerweckenden Inschrift geschmückt ist „Right to be done“ – „Das Rechte muß getan werden“. Es ergibt sich, daß die Briten-Ansammlung auf dem Mönchen-Gladbacher Bahnsteig, akustisch unterstrichen durch englische Lautsprecher-Durchsagen, nicht dem Schnellzug nach Hoek van Holland, sondern einem Sonderzug gilt, der auf einem Seitengleis eingeschoben wird und dessen Fahrziel keineswegs England, sondern Plön in Holstein ist. Ein großes Abschiednehmen beginnt; nur die Kinder und die Mistreß besteigen den Sonderzug, in dessen zwei Speisewagen die deutschen Kellner bereitstehen, die Herrschaften zu bedienen. Da die Väter, die ihre Sprößlinge hier in die Ferien schicken, der Klasse der Unteroffiziere und Sergeanten angehören, läßt sich vermuten, daß die Mistreß und ihre Kinderschar zu Hause in England nicht ganz so vornehm reisen würden.

Holländische Grenze: Die Paß- und Gepäckkontrolle im Zug ist nur noch eine belanglose Formalität, so martialisch auch die niederländischen Zollbeamten aussehen, deren Uniformen mit dem weißen Koppelzeug denen der britischen Militärpolizei zum Verwechseln gleichen.

Die Fahrt durch Holland ist wie immer anmutig: die weiten, wohlbestellten Wiesen und Äcker, die sauberen Ziegelstraßen, die behäbigen Bauernhöfe – viele noch mit ihrem Strohdach –, in den kleinen Städten die gepflegten Häuser, vor denen die Frauen mit Putzkübel und Schrubber die Gehsteige putzen.

Es gibt freilich auch andere Eindrücke: War früher der Zeitungsstand in Eindhoven immer zum Zeichen einer zweifelhaften „guten Nachbarschaft“ demonstrativ mit allerlei Emigrantenliteratur geschmückt, so preist diesmal der Zeitungshändler an den Wagen entlang laut rufend eine Zeitschriften-Sondernummer „Zum zehnten Jahrestag der Befreiung“ an – nicht gerade sehr taktvoll gegenüber Reisenden, die aus einem heute noch besetzten Lande kommen, auch nicht sehr geschäftstüchtig; niemand kauft das Heft.

Auf der schnellen Fahrt zur Küste umrundet der Zug ohne Halt die Stadt Breda – unrühmlich bekannt dadurch, daß hier immer noch Deutsche und Holländer, die nach dem Kriege auf Grund von politischen Sondergesetzen verurteilt wurden, festgehalten und wie Verbrecher behandelt werden. Ein stiller Gruß

hinüber zu dem kurz im Blickfeld auftauchenden Zellenbau der Strafanstalt ... welch eine Zeit, in der Gefängnisse zu Symbolen werden!

Rotterdam: die Stadt, die durch ein tragisches Mißverständnis das größte Opfer des kurzen Feldzuges 1940 bringen mußte und die heute noch Spuren dieses bitteren Ereignisses aufweist. Weite Grünflächen in der Innenstadt sprechen eine stumme, aber eindringliche Sprache. Heute spielen wieder Kinder darauf.

Über Rotterdam wehen Fahnen: der dänische König wird zum Besuch erwartet. Welche Gedanken mögen ihn bewegen, wenn er Rotterdam sieht? Die dänische Regierung hat 1940 klüger gehandelt als die holländische. In Kopenhagen hat man die Ungunst der Lage eines kaum bewaffneten Landes in einem Großmächtekampf begriffen und dem deutschen Besetzungsverlangen zugestimmt, das in diesem wie auch im holländischen Falle nicht unbegründet war – Hitler mußte in der Tat damit rechnen, daß sich hier wie dort die Engländer festsetzen würden, wenn er ihnen nicht zuvorkam. Daß die holländische Wehrmacht bewaffneten Widerstand leistete und ihre Soldaten mehrere Tage hindurch in hoffnungsloser Lage sehr tapfer kämpften, trägt gewiß zur Ehre des Landes bei, aber von der Regierung wäre es klüger gewesen, im Lande zu bleiben und die Last der Besatzung zu mildern, wie es in Dänemark geschehen ist.

In Hoek van Holland wartet das Schiff „Mecklenburg“ auf die Reisenden – auch hier eine unvermeidliche Erinnerung: „This ship with her Netherlands crew participated as assaultship in the Normandie-Invasion on D-day 6th June 1944“ – dieses Schiff nahm mit niederländischer Besatzung als Angriffs-Schiff an der Normandie-Invasion am 6. Juni 1944 teil. Das steht auf einer großen Tafel zu lesen, die nicht übersehen kann, wer die Treppe zur Ersten Klasse emporsteigt.

*

Die britische Insel läßt sich nicht so ohne Weiteres betreten. Nicht nur, daß der Ankömmling mit seinem Gepäck über lange Gleise klettern muß; er sieht sich dann, von den Inhabern britischer Pässe abgesondert, am Tor einer Halle angehalten; drinnen wartet ein Dutzend Beamter, jeder hinter einem Pult, auf die

Ausländer, die von einem Wachhabenden einzeln vorgelassen werden. Jeder „Fall“ wird geprüft. Die Fragen werden höflich gestellt, sind aber eindringlich: „Was ist der Zweck Ihrer Reise?“, „wo werden Sie Aufenthalt nehmen?“, „wen werden Sie besuchen?“, „was beabsichtigen Sie zu besprechen?“ - jede Antwort wird kurz notiert und dann erst der Stempel in den Paß gedrückt - Ihrer Majestät Regierung hat die Erlaubnis erteilt, das Vereinigte Königreich zu betreten.

Daß ein Reisender in Harwich eintrifft, der - wie ich es vorhabe - nicht sofort nach London fährt, sondern aufs Land nach Ostengland reist, ist offenbar ein seltener Fall. Der Bahnbeamte am Schalter ruft erst seine vorgesetzte Dienststelle an, um ihre Anweisungen über Art und Preis der erforderlichen Umwegkarte einzuholen. Schon von meinen früheren Besuchen weiß ich, daß hier nicht alle Dinge des täglichen Lebens so gut „organisiert“ sind, wie drüben auf dem Kontinent, aber auch: daß es trotzdem geht. Nirgends gibt es Hinweisschilder, nirgends sind Abfahrtszeiten sichtbar aufgezeichnet, das Umsteigen auf Provinzbahnhöfen stellt nicht unbeträchtliche Anforderungen an Scharfsinn und Kombinationsgabe des Reisenden. Trotzdem gelingt es mir dank der entgegenkommenden Höflichkeit, mit der der „foreigner“ immer wieder auf den rechten Weg geleitet wird, mein Ziel, eine kleine Bahnstation zwischen Ipswich und Norwich, am späten Abend ungefähr zu der erwarteten Zeit zu erreichen.

Freitag, 29. April

Ein Landhaus in East-Anglia: nicht groß, aber gepflegt, mit dem alten, wöchentlich frischgeschnittenen Rasen, den gekiesten Wegen, den alten Mauern und frischen Blumen. Ein sonniger Morgen über den weiten Wiesen und Feldern mit ihren Hecken, in der Ferne ein kleines Landstädtchen mit der alten Kathedrale und der Burgruine aus normannischer Zeit. Eine frische Brise streicht über dieses seltsam-schöne Land hinweg, wie sie es seit Jahrtausenden tat und in kommenden Jahrtausenden weiter tun wird.

„Sie werden zu einer Zeit kommen, in der unsere Erde reich sein wird, in der unsere Landschaft erfüllt ist von Wachstum und Kraft, ohne die Frische des Frühlings verloren zu haben und

in der die Dame Natur sich verausgabt in all ihren Gnaden" – die poesievolle Einladung hat nicht zuviel versprochen.

Der Herr des Hauses – landverbunden wie ein deutscher Bauer, dabei ideenreich und impulsiv, großzügig und erfolgreich in seiner Art, Landwirtschaft zu betreiben – freut sich des Gespräches mit dem deutschen Gast, dem diese naturnahe Seite des Engländertums eine neue Erfahrung bedeutet.

Nach einem Vormittag des Erzählens und des Wanderns über die Felder, müssen wir den Nachmittag darauf verwenden, nach Ipswich zu fahren, um für meine Weiterreise nach London einen Omnibusplatz zu belegen, denn für Sonntag abend ist ein Streik der Lokomotivführer angesagt. Noch herrscht keine Aufregung unter dem in Streikangelegenheiten sehr abgehärteten Publikum und ich bekomme meine Omnibuskarte sofort und zu einem überraschend niedrigen Preis. Die Konkurrenz Schiene-Straße vollzieht sich hier vor allem auf der Ebene der Tarife.

Das Erstaunliche und Bemerkenswerte an der Hafen- und Industriestadt Ipswich sind die – nicht weniger als sieben – großen, prachtvoll gepflegten, in beginnender Blüte stehenden Parks, die nicht nur dem Stadtbild, sondern auch dem Leben der Bevölkerung das Gepräge geben. Das Publikum betrachtet und benützt diese Anlagen wie private Gärten – hunderte von Kindern tummeln sich auf den großen Wiesen, die Väter und Mütter liegen dazwischen im kurzgeschnittenen frischen Gras. Natürlich ist es weniger eine Angelegenheit der Demokratie als eine Sache des günstigen Klimas und der traditionellen Rasenpflege, die eine so gründliche Parkbenutzung ohne Schaden für die Anlagen zuläßt. Dazu kommt die eingefleischte Disziplin und die durchwegs gute Erziehung auch des einfachen Engländers – hier wird nichts zerstört, nichts umhergeworfen; man benimmt sich wie zu Hause: gemütlich, aber korrekt.

*

Abends sitzen wir – wie könnte es anders sein – vor dem prasselnden Kaminfeuer in den tiefen Sesseln. Das Lieblingsthema meines Gastgebers – er ist bei all seiner heimatlichen Naturverbundenheit ein weitgereister Mann, der die meisten Länder Europas kennt und sich seine eigenen Gedanken über ihr Schick-

sal macht – ist die lebhafte, ironische Kritik an seinen eigenen Landsleuten: „Sie haben große, tüchtige, tapfere Vorfahren und Großväter gehabt, jetzt sitzen sie tief in ihren Polsterstühlen und glauben, daß das Weltreich nur aufgebaut worden ist, damit sie es bequem haben. Sie sind überrascht und beleidigt, daß sie nun wieder aufstehen sollen, um noch einiges von dem zu retten, was sie geerbt haben".

Es gibt keine Gegenwartsfrage, zu der er nicht eine bissige Bemerkung auf der Zunge hat: die Streiks – „das ist alles nur inszeniert, damit die Konservativen ein gutes Wahlresultat bekommen"; der neue Premierminister – „der ist auch so ein Rußlandreisender"; die englisch-deutsche Feindschaft – „ach, die haben nur die Juden gemacht, sie beherrschen die Presse".

Samstag, 30. April

Zusammentreffen mit Mr. T., einem nicht uninteressanten Mann: in jungen Jahren als Student war er Kommunist (er glaubt wenigstens, es gewesen zu sein), heute ist er einer der selten gewordenen Mosley-Anhänger*. Er verfügt über eine aus-

* Der heute fast sechzigjährige Sir Oswald Mosley (geb. 1896) ist eine bemerkenswerte Erscheinung des politischen Lebens in England. Im Ersten Weltkrieg als junger Offizier schwer verwundet, wurde er – nur 22 Jahre alt – im Dezember 1918 erstmals in das Parlament gewählt, damals als Kandidat der Konservativen Partei. Knapp zwei Jahre später verließ er die Regierungsseite des Unterhauses und bezeichnete sich als Unabhängiger. Dank seiner ungewöhnlichen Rednergabe gelang es ihm trotz dieser Rebellion sowohl 1922 wie 1923 in seinem Wahlkreis wiedergewählt zu werden. Schließlich trat er zur Labour-Partei über, in der er bald zur Spitzengruppe gehörte. Im zweiten Kabinett Macdonald wurde er 1929 zum Minister ernannt. Mosley entwickelte in dieser Eigenschaft einen umfangreichen Plan zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, der zum Wendepunkt seiner politischen Laufbahn wurde: der Widerstand der Regierung gegen seine Vorschläge veranlaßte ihn im Mai 1930 zum Rücktritt, anschließend zum Austritt aus der Labour-Partei und zur Gründung einer eigenen politischen Bewegung, die er nach italienischem Vorbild organisierte und als „faschistisch" bezeichnete. Seither gilt Mosley für die beiden großen politischen Parteien als der innenpolitische „Feind Nr. 1".

Den Höhepunkt ihres öffentlichen Wirkens erreichte die Mosley-Bewegung (die im Jahre 1934 kurzfristig von den Zeitungen des Lord Rothermere unterstützt wurde, was damals großes Aufsehen erregte) kurz vor Kriegsausbruch 1939. In Massenkundgebungen beträchtlichen Ausmaßes, die in England ungewöhnlich sind, nahm Mosley gegen die Vorbereitung eines „ideologischen Krieges" Stellung. Bei einer solchen Friedenskundgebung hörten im Juli 1939 30 000 Londoner im Earls Court Sir Oswald Mosley sprechen. Nach Kriegsausbruch forderte er seine Anhänger auf, ihre nationalen Pflichten loyal zu erfüllen, aber insoweit sie nicht zum Kriegsdienst herangezogen würden,

gedehnte historische Bildung, eine glänzende Ausdrucksweise und eigene Gedanken.

Er bestätigt mir, daß der entscheidende Wendepunkt in den englisch-deutschen Beziehungen vor dem Ersten Weltkrieg der britische Regierungswechsel 1905/06 gewesen sei, aber er gibt eine neue Beleuchtung für dieses Ereignis. Damals ging bekanntlich die Regierung für anderthalb Jahrzehnte in die Hände der Liberalen über. Die vorher regierenden Konservativen hatten vor allem den Ausbau der britischen Stellung in Afrika im Auge; den Joseph Chamberlain und Cecil Rhodes sei dabei Deutschland wenig oder gar nicht im Wege gestanden und deshalb hätten sie ein englisch-deutsches Bündnis befürwortet. Die neue, liberale Regierung dagegen hätte nicht mehr einen solchen imperialen Ausbau der britischen Stellung, sondern die Entwicklung des britischen Anteils am Welthandel zum Hauptgegenstand der englischen Politik gemacht. Dabei sei ihr Deutschland als der gefährlichste Konkurrent erschienen und seine Ausschaltung als wichtigstes Ziel.

Unter diesem Gesichtspunkt findet Mr. T. das Verhalten der Grey und Crowe vor 1914 begreiflich, wenn sich auch letztlich herausgestellt hat, daß das Ganze eine Fehlrechnung war.

Was den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges betrifft, so versagen die gewohnten Maßstäbe: es sei gegen jede Regel britischer Außenpolitik, für die immer (und wie Mr. T. meint, mit Recht) nur der Nutzen die Richtschnur abgegeben habe, gewesen, auch noch *nach* dem deutsch-russischen Pakt vom 22. August 1939 – also der Vereinigung der beiden stärksten

---

weiterhin für Friedenschluß zu wirken. Einige Monate hindurch konnte er in diesem Sinne weiter tätig sein und seine Zeitschrift herausgeben. Nachdem Churchill Premierminister geworden war, wurden Mosley und 800 führende Mitglieder seiner Bewegung verhaftet und teilweise bis Herbst 1944 in Gefängnissen und Lagern festgehalten.

Nach Kriegsende nahm Mosley seine politische Tätigkeit wieder auf, nachdem er in seinen Büchern „Die Alternative“ und „Die europäische Revolution“ neue politische Ziele entwickelt hatte. Er vertritt jetzt vor allem den Gedanken einer europäischen Einigung unter britischer Mitwirkung und die Entwicklung Afrikas als „Ergänzungskontinent“. Seine neugegründete „Union-Movement“ unterhält eine Geschäftsstelle in London, gibt mehrere Zeitschriften heraus und hält Straßenkundgebungen ab – mit Vorliebe in Arbeitervierteln. Die Union-Movement beteiligt sich nicht an Unterhauswahlen, wohl aber an örtlichen Wahlen, wo sie verschiedentlich wieder Erfolge erzielt.

Landmächte des Kontinents – in der polnischen Angelegenheit hartnäckig zu bleiben, die für England ganz belanglos gewesen sei.

Bemerkenswert ist T's Meinung über den Kriegsverlauf: nach seiner Ansicht war es Hitlers entscheidender Fehler, den Russen nicht den Weg zu den Dardanellen freigegeben zu haben. Dies hätte damals nicht nur Stalin für eine Weile befriedigt („Wenn von zwei Vertragspartnern der eine einen so großen Erfolg erzielt wie Hitler in Frankreich, dann will auch der andere etwas profitieren – so ist das nun einmal in der Welt"), sondern auch England in eine sehr schwierige Lage gebracht. Großbritannien hatte ein Militärbündnis mit der Türkei und wäre bei einem russischen Angriff auf die Dardanellen vor fatale Fragen gestellt worden.

Alle diese Bemerkungen zeugen von einer sehr nüchternen und zweifellos aufrichtigen Betrachtungsweise. Ich zögere deshalb nicht, Mr. T. auch die Frage nach der möglichen und denkbaren Zukunft zu stellen. Seine Antwort: „Europa braucht heute einen Bismarck, der es zu einigen und zu kräftigen versteht. Nur dann wird es möglich sein, die Austragung des amerikanisch-russischen Gegensatzes aus Europa fernzuhalten – ähnlich wie es vor hundert Jahren gelungen ist, den damaligen englisch-französischen Krieg mit Rußland auf die Krim zu verlegen!"*

Sonntag, 1. Mai

Der Lokomotivführerstreik ist in letzter Minute abgesagt worden. Noch die gestrigen Morgenzeitungen hatten umfangreiche Anregungen und Verhaltensmaßregeln für das Publikum mitgeteilt: was alles zu tun sei, um den wichtigsten Verkehrsbedarf zu sichern – bis zur Empfehlung, Autos zur Mitnahme von Per-

* Der sog. Krim-Krieg (1853–1856) entstand, als der russische Zar unter dem Vorwand, die griechisch-orthodoxen Christen beschützen zu müssen, eine Art Protektorat über das Osmanische Reich forderte. Nach Zurückweisung des russischen Ultimatums durch den Sultan besetzten die Truppen des Zaren im September 1853 die sog. Donaufürstentümer, worauf die Türkei – von England im Widerstand unterstützt – den Krieg erklärte; im Frühjahr 1854 schlossen sich Frankreich und England der Türkei als kriegführende Mächte an, während sowohl Preußen wie Österreich in diesem Kampf, der ihre Interessen nicht berührte, neutral blieben. Der Krieg endete mit dem Pariser Frieden 1856, in dem Rußland auf das Protektorat über die Donaufürstentümer und über die im Osmanischen Reich lebenden orthodoxen Christen verzichtete.

sonen und Gütern auf der Straße anzuhalten. Die Bahnhöfe hatten vorsorglich bereits die Annahme von Sendungen mit verderblichen Waren verweigert, als man sich in London endlich darauf einigte, innerhalb der nächsten 14 Tage neue Lohnverhandlungen zu führen und erst dann zu streiken*.

*

In gastfreundlicher Großzügigkeit wurden für heute Nachmittag und Abend Gäste eingeladen, von denen vermutet wird, daß sich interessante Unterhaltungen ergäben.

Zum Tee erscheint Mr. L., ein über siebzigjähriger Schriftsteller aus alter Künstlerfamilie. Das Gespräch ist vom ersten Augenblick an lebhaft und fesselnd, denn der weißhaarige alte Herr ist ein überzeugter Anhänger Oswald Spenglers und seiner These vom bevorstehenden Untergang des Abendlandes. Ich widerspreche natürlich, weil in all den Irrungen unserer Zeit zwar folgenschwere überschüssige Kraftausbrüche, aber keine ernsten biologischen Verfallserscheinungen erkennbar sind.

Immerhin ist eindrucksvoll, was der unverbesserliche Intellektuelle mit seinem sicheren Gefühl für wirkungsvolle Argumente ins Feld führt:

„Beachten Sie, daß der römische Adel ein *Geldadel* geworden war und Rom *daran* zugrundeging. In Europa und besonders bei uns sehen Sie die gleiche Entwicklung. In England kann schon seit langem niemand mehr dem Geld widerstehen – weder der Herzog noch der Arbeiter. Wer das Geld zu handhaben versteht, der hat einen leichten Sieg. Die Lage ist heute geradezu komisch geworden: jedermann will zunächst und vor allem anderen mehr verdienen und er tut es auch; da aber nichts geschieht, um die Kaufkraft zu lenken und wir so viele Dinge von draußen kaufen müssen, treiben wir unvermeidlich einer großen Krise zu; wir sind ein Dampfkessel, der sich immer mehr erhitzt, ohne ein Ventil zu haben."

Als ein genauer Kenner der englischen Literatur, der er ist, bemerkt Dr. L. auch im geistigen Bereich eine Menge von Verfallszeichen, die er für untrüglich hält. Ungeachtet der eigenen

* Der Streik wurde tatsächlich im Juni 1955 noch durchgeführt und dauerte mehrere Wochen hindurch.

glücklichen Ehe - Mrs. L., eine kleine, sehr liebenswürdige, ebenfalls weißhaarige Dame, hört sich unsere Unterhaltung mit einem Lächeln an - beschuldigt er die moderneren englischen Dichter, vor allem Bernard Shaw, einen femininen Zug im Geistesleben gefördert und damit Erfolg erzielt zu haben. Die englischen Frauen hätten Geschmack daran gefunden, ihre Männer zu beherrschen und deren Bereitwilligkeit, sich beherrschen zu lassen, habe sich bereits politisch ausgewirkt. Ich verfehle auch hier nicht, meine Zweifel anzumelden, aber er trägt seine originellen Gedanken mit solcher Leidenschaft vor, daß ich nicht umhin kann, sie zu notieren.

Zum Abschied faßt er seine düstere Botschaft zusammen: „Ich habe diesen ganz schauerlichen Untergang alles dessen mitgemacht, was noch im vorigen Jahrhundert Englands Größe bedeutete; es wird noch zehn oder zwanzig Jahre so weitergehen, vielleicht etwas länger. Ich persönlich jedenfalls hoffe nicht mehr die Vollendung dieses furchtbaren Verrates an England mitzuerleben, den nicht zuletzt die britische Intelligenz sich zuschreiben muß - mit Macaulay* fing es an."

*

Zum Dinner kommt Captain L. - bis vor Kriegsbeginn einer jener intelligenten und energischen britischen Kolonialbeamten, die - von der Wichtigkeit gerade ihres Postens voll überzeugt - die tausendfach wirkenden Stützen des Empires waren. Captain L. hat ein halbes Leben im Nahen Osten verbracht, er spricht fließend arabisch und ist völlig zu Hause in allen Gegenden zwischen Kairo und Teheran. Der Kummer seines Lebens ist, daß England gegenüber den Arabern nicht Wort gehalten und während des Ersten Weltkrieges mit der Balfour-Deklaration die Palästina-Politik begonnen hat**.

---

* Thomas B. Lord Macaulay of Rothley (1800–1859), führender Politiker und Schriftsteller, bekannt durch historisch-politische Essays und durch sein unvollendetes Hauptwerk „History of England from the accession of James II", dessen Thema der Aufstieg liberaler Prinzipien in England ist. Macaulays Schriften wurden infolge ihrer ausgeprägten Tendenz von den Historikern abgelehnt, durch Stil und Darstellung haben sie aber beträchtliche Wirkung erzielt.

** Als im Ersten Weltkrieg die Türkei auf die deutsche Seite getreten war, bemühte sich die britische Politik um die Mitwirkung der arabischen Nationalisten im Kampf gegen das Osmanische Reich. Es kam zu amtlichen

Während er sich nach dem Essen im Schein des Kaminfeuers die Pfeife stopft und mit munteren, listigen Augen zu mir herüberblinzelt, erklärt er mir, daß das, was im Nahen Osten geschah, in Wirklichkeit ein „Mikrokosmos“ auch der europäischen Entwicklung gewesen sei: „Die britische Politik war nicht mehr britisch. Statt die arabischen Staaten zu stärken, haben wir es seit 1920 immer darauf angelegt, sie keinesfalls zu groß werden zu lassen, damit sie nicht die jüdischen Pläne in Palästina störten. Sieht das nicht fast so aus, wie es auf dem Kontinent war: Deutschland durfte nicht stark werden, damit ja die Sowjets nicht gefährdet werden. Hat das alles noch mit britischen Interessen zu tun?“

Verhandlungen zwischen dem britischen Hohen Kommissar in Ägypten und dem Scherifen Husain in Mekka, der als Verwalter der heiligen Stätten großen Einfluß in der islamischen Welt besaß. In einem offiziellen Schreiben vom 24. 10. 1915 wurde den Arabern von Sir Henry MacMahon im Namen der britischen Regierung die Unabhängigkeit neu zu errichtender arabischer Staatswesen mit Ausnahme der britischen Kolonie Aden und eines Teiles von Syrien aber einschließlich Palästinas als Preis für eine Kampfbeteiligung gegen die Türkei versprochen. Diese Versprechungen wurden in der Folgezeit mehrmals wiederholt. Sie veranlaßten die arabischen Stämme zu einer erfolgreichen Kriegsteilnahme; mit ihrer Hilfe gelang es den britischen Streitkräften Bagdad und Jerusalem zu nehmen und schließlich das Osmanische Reich zum Zusammenbruch zu bringen. Inzwischen hatte sich aber die britische Regierung veranlaßt gesehen, sich auch die Sympathien des Judentums durch die sog. Balfourerklärung vom 2. November 1917 zu sichern, in der es hieß:

> „S. M. Regierung betrachtet mit Wohlwollen die Schaffung einer internationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern...“

Damit war der künftige Besitz Palästinas an zwei verschiedene Gruppen versprochen worden: einerseits an die Araber, die das Land seit Jahrhunderten bewohnten und es mit erkämpften, andererseits an die Zionisten, die in Palästina siedeln wollten als Ausgleich dafür, daß sie ihren Welteinfluß für die Sache der Alliierten geltend machten. Diese sich widersprechenden Verpflichtungen führten 1920 zu einer Kompromißlösung: Palästina wurde zum Völkerbundsmandat erklärt und der britischen Verwaltung unterstellt; bis in den Zweiten Weltkrieg blieb die Palästinafrage eines der schwierigsten Probleme der britischen Politik: von jüdischer Seite wurden hohe Einwanderungsquoten und Möglichkeiten zur Ansiedlung gefordert, während die Araber jüdische Einwanderung verhindert wissen wollten. Ein im Jahre 1937 von britischer Seite vorgeschlagener Teilungsplan wurde von beiden Seiten verworfen. Bei Kriegsbeginn 1939 entschloß sich die britische Regierung erneut im Sinne der Balfour-Erklärung zur Unterstützung der Forderung eines jüdischen Palästinastaates (vgl. dazu Schreiben des Zionistenführers Chaim Weizmann vom 5. 9. 1939, zitiert auf Seite 196ff). Dies führte nach Aufhebung des britischen Mandates im Jahre 1948 zur Bildung des Staates Israel und zu einem Krieg zwischen Arabern und Juden, der mit Waffenstillstand endete.

Es war und ist nicht meine Sache, diese Frage zu beantworten und so beschränke ich mich darauf, sie aufzuzeichnen.

Montag, 2. Mai.

Das dankbar genossene Wochenende ist vorüber.

Nun eilt der Zug – vom Streik nicht mehr bedroht – dem Ziel zu, das unvermeidlich im Mittelpunkt jeder Englandreise steht: Wenn London auch heute nicht mehr – wie noch vor dem Ersten Weltkrieg – die größte und die wichtigste Stadt der Welt ist, so pocht dem Besucher doch das Herz, wenn die Häuser dicht und dichter an die Bahnlinie herantreten und der Pulsschlag dieser gewaltigen Stadt ihn umfängt.

Langsam rollen wir in die dunkle alte Halle der Liverpoolstreet-Station ein. Alles ist wie früher: die Taxis am Bahnsteig, das dichte Gewühl der hinausdrängenden Menschen, draußen die hier besonders düsteren, hohen, Straßenschluchten mit ihrem brausenden Lärm. Ein grausamer Kontrast zur Idylle des Landes und doch so verwandt und vertraut. Ich kenne keine andere Hauptstadt, in der der Deutsche sich so wenig in der Fremde fühlt, wie hier in London, dieser Millionenstadt, die so ganz unter dem Zeichen einer rastlosen Tätigkeit steht.

*

Wieder einmal wandern die Gedanken zurück: zu einem Spätsommer-Nachmittag in der Reichskanzlei, als mir Hitlers Luftwaffenadjutant anvertraute: „Heute abend wird das Stadtgebiet von London angegriffen.“ Es war lange darüber gesprochen worden und Hitler hatte immer wieder gezögert, den Befehl zu erteilen. Aber die Berliner waren inzwischen bereits siebenmal stundenlang im Keller gesessen; die Angriffe der britischen Luftwaffe auf die Reichshauptstadt waren damals – zwischen dem 26. August und dem 6. September 1940 – in ihrer materiellen Wirkung nahezu belanglos, aber sie störten doch das Leben in der Stadt durch die erforderliche stundenlange Alarmierung und vor allem: sie erregten Weltaufsehen. Also entschloß sich Hitler nun zu Gegenangriffen auf London, die infolge der damals gegebenen geographischen und Stärke-Verhältnisse in London natürlich beträchtlich mehr Schaden anrichteten als es die vorhergegangenen englischen Angriffe auf Berlin getan hatten. Es ist

schwierig, darüber zu urteilen, wie Hitler damals anders hätte entscheiden sollen und doch erwiesen sich die Angriffe auf London als ein erstrangiger Fehler. Alle Engländer, mit denen ich bisher darüber sprach, versicherten mir, daß der kriegerische Kampfgeist auf der britischen Insel, der bei Kriegsbeginn sehr zu wünschen übrig ließ, und der auch durch den französischen Zusammenbruch nicht gehoben wurde, erst Kraft und Leben gewann, als Bomben auf London fielen. Erst von diesem Zeitpunkt ab habe sich Churchill ganz durchgesetzt. Er brauchte die deutschen Flugzeuge über seiner Hauptstadt, ähnlich wie Roosevelt Pearl Harbour nötig hatte, um die Amerikaner kriegsbereit zu machen*.

---

* Der Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung – jenes Kriegsverbrechen, das während des Zweiten Weltkrieges die meisten und die unschuldigsten nichtkämpfenden Opfer forderte – hat in keinem der zahlreichen „Kriegsverbrecher"-Prozesse nach 1945 auch nur die geringste Rolle gespielt. Dafür und für den Umstand, daß die Entwicklungsgeschichte der sog. „strategischen" Luftkriegsführung zu den seit Kriegsende totgeschwiegenen historischen Tatbeständen gehört, gelten die gleichen Ursachen: es gibt hier keine Schuld*frage*, sondern es steht außerhalb jeglichen Zweifels völlig fest, daß der Bombenkrieg gegen offene Städte und gegen die nichtkämpfende Bevölkerung von britischer Seite bewußt gewünscht und begonnen worden ist.

Im einzelnen sind zu dieser Angelegenheit folgende Tatbestände von Bedeutung:

Zu Beginn der Kampfhandlungen gegen Polen erklärte Hitler am 1. September 1939 in seiner Rede vor dem Reichstag, er beabsichtige, die Vorschläge aufrechtzuerhalten, die er früher schon hinsichtlich der Luftkriegführung gemacht habe, er wolle keinen „Kampf gegen Frauen und Kinder" führen und habe der deutschen Luftwaffe deshalb Befehl gegeben, sich bei den Angriffen auf militärische Objekte zu beschränken. Nur wenn die andere Seite sich von den Regeln humaner Kriegführung entferne, könne sie „nichts anderes erwarten, als daß wir den gleichen Schritt tun".

Hitlers angekündigter Befehl ist tatsächlich erteilt worden und bis zum Sommer 1940 in Kraft geblieben. Weder während des Feldzuges in Polen, noch in Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich hat es irgendeine deutsche Luftoperation gegeben, die nicht in unmittelbarem örtlichen Zusammenhang mit einer militärischen Bewegung stand. Warschau wurde erst mit Bomben belegt, als die Stadt eingeschlossen und vom Gegner zur Festung erklärt worden war. In einer 24stündigen Frist erhielt das Diplomatische Corps und die Zivilbevölkerung Gelegenheit, die Stadt vor Beginn der mit Artilleriebeschießung verbundenen Bombardierung zu verlassen. Der Luftangriff auf Rotterdam im Mai 1940 wurde durch Befehlsirrtum ausgelöst – er fand in der falschen Annahme statt, daß die Übergabe abgelehnt sei und die Stadt erstürmt werden müsse. Gegenüber England galt vom ersten Kriegstag bis zum 20. Juni 1940 ein Verbot jeglichen Angriffes auf ein Landziel ohne Rücksicht darauf, ob es militärischer oder ziviler Art war.

Zunächst gab es auf britischer Seite offenbar einen ähnlichen Befehl. Daß am 4. September 1939 – am Tage nach der britischen Kriegserklärung – nach-

Der „Blitz“ auf London war keine Kleinigkeit. Schon die erste Fahrt durch die Stadt bestätigt das heute noch. Es gibt nicht nur Baulücken, sondern auch ganze Flächen, die noch nicht wieder hergestellt sind. Vor allem dehnt sich in der Gegend der St. Pauls-Kathedrale, deren mächtige Kuppel unversehrt

---

mittags um 17.57 Uhr zwei britische Bomben auf die Stadt Esbjerg abgeworfen wurden und eine dänische Frau den blutigen Reigen der Luftkriegstoten des Zweiten Weltkrieges einleitete, geht vermutlich auf einen Fehlwurf zurück. Jedenfalls entschuldigte sich die britische Regierung in Kopenhagen und leistete Schadensersatz.

Während des ganzen Herbstes und Winters 1939/40 beschränkte sich die britische Luftwaffe auf Aufklärungsflüge und Flugblattabwürfe über dem Reichsgebiet, die deutsche Luftwaffe auf Angriffe gegen Schiffsziele.

Bei einer Besprechung des britischen Premierministers Chamberlain mit dem französischen Ministerpräsidenten Daladier am 17. November 1939 (das Protokoll fiel in deutsche Hand und wurde im Weißbuch Nr. 8 des Auswärtigen Amtes veröffentlicht) wurde zwar der Plan, das Ruhrgebiet zu bombardieren (wobei es – wie Chamberlain bemerkte – „offensichtlich unmöglich wäre, den Verlust menschlichen Lebens unter der Zivilbevölkerung zu vermeiden“) gründlich erörtert, die Verwirklichung jedoch im Hinblick auf das noch ungünstige Kräfteverhältnis zur deutschen Luftwaffe zurückgestellt.

Ein etwas mysteriöser Vorfall ereignete sich in den ersten Januartagen 1940. Am 10. Januar meldete das britische Reuterbüro offiziell, die RAF habe „die Insel Sylt mit Bomben belegt“, während dort deutscherseits keine Einschläge beobachtet wurden. Es hatte wieder ein Fehlwurf, diesmal auf der dänischen Insel Röm, stattgefunden. Schließlich wurden in der Nacht zum 12. Januar in der Nähe der Stadt Westerland doch noch drei britische Sprengbomben abgeworfen, allerdings richteten sie keinen Schaden an. Das waren die ersten Bombenabwürfe auf deutsches Gebiet im Zweiten Weltkrieg; das deutsche Oberkommando nahm von dem Vorfall nicht ernstlich Notiz und zog keine Schlußfolgerungen daraus. Es blieb beim Verbot, Bodenziele auf der britischen Insel anzugreifen, allerdings kam es am 16. März 1940 bei einem Luftangriff auf Kriegsschiffe in der Bucht von Scapa Flow auch auf deutscher Seite zu einem Fehlwurf, bei dem ein Arbeiter auf einem britischen Flugplatz getötet wurde. Die Gesamtanlage des Angriffes machte es aber auch für den Gegner erkennbar, daß es sich um Irrtum handelte.

Am 20. März erfolgte dann von britischer Seite ein nächster, bedenklich weiterführender Schritt mit einem Angriff auf den Hindenburgdamm, der Sylt mit dem Festland verbindet: der Damm blieb unbeschädigt, aber dafür wurde zum ersten Mal ein Wohnhaus zerstört. Als dann – einen Monat später, in der Nacht zum 24. April 1940 – neuerliche Bombenabwürfe auf den Badeort Wennigstädt und auf die Stadt Heide in Holstein stattfanden, sah sich das Oberkommando der Wehrmacht erstmals zu einer am 25. April veröffentlichten warnenden Erklärung veranlaßt, daß die deutsche Fliegertruppe *noch* den strikten Befehl habe, „offene Feindstädte ohne militärische Bedeutung nicht anzugreifen“. Nach einer genaueren Untersuchung der Bombenangriffe auf Wennigstädt und Heide wurde am 26. April von deutscher Seite festgestellt, daß die Feindseite „den Luftkrieg gegen unverteidigte Orte ohne jede militärische Bedeutung eröffnet“ habe. Trotzdem verblieb es auch weiterhin und während des Frankreichfeldzuges bei den bisherigen Befehlen für

ein Wahrzeichen Londons geblieben ist, ein erstaunlich großes Ruinenfeld aus, das teils mit Gras überwuchert, teils romantisch-geschäftstüchtig genutzt ist. „Ludgate-Gardens" heißt hier eine Ruinenlandschaft beträchtlichen Ausmaßes, in der sich in Keller- und Mauerresten kleine Läden und Cafés eingenistet

---

das Verhalten der deutschen Luftwaffe und bei dem Verbot jeglichen Angriffes auf Bodenziele in England.

Der – von den genannten Zwischenfällen abgesehen – seit September 1939 bestehende „Luftkriegsfriede" wurde einseitig von britischer Seite beendet, als Churchill britischer Premierminister geworden war. Am 27. Januar 1940 hatte er – damals noch Erster Lord der Admiralität – in einer Rede in Manchester die erstaunliche Bemerkung gemacht:

> „Viele Leute wundern sich, daß Großbritannien von der deutschen Luftwaffe noch nicht angegriffen worden ist. Auch ich selbst habe mir diese Frage oft gestellt"

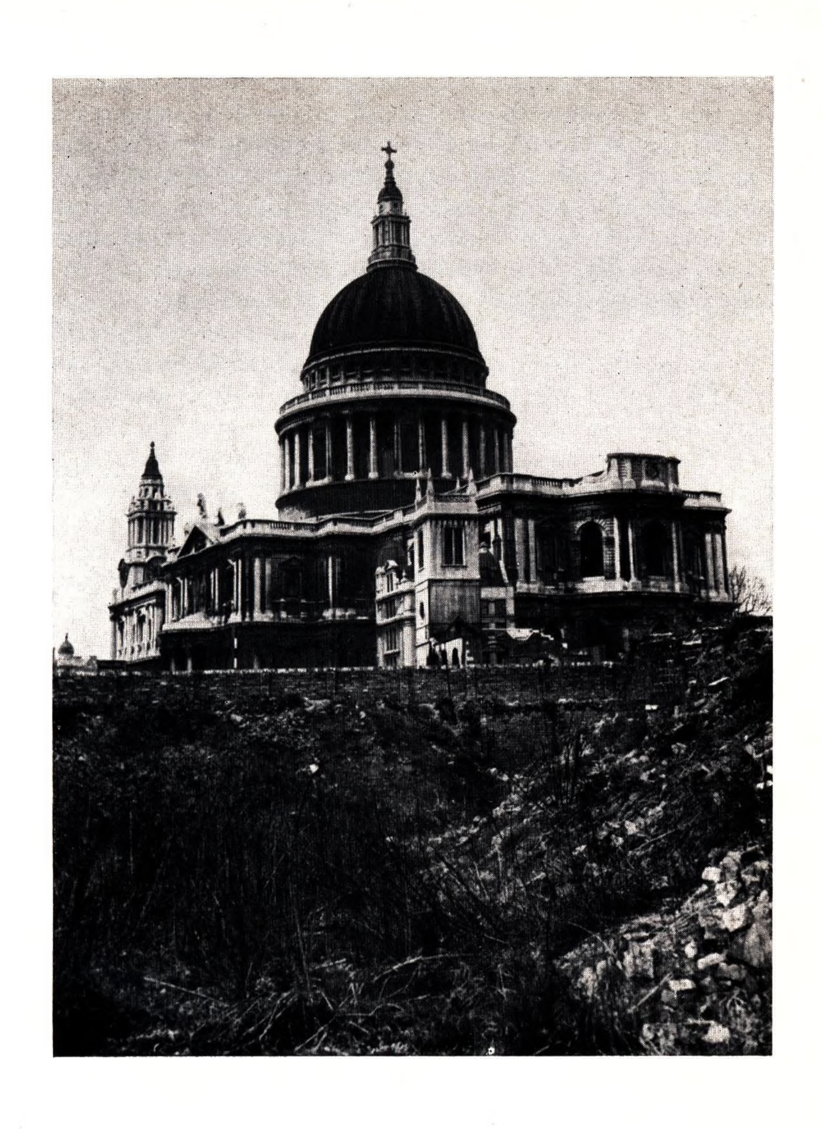
– als er Regierungschef geworden war zögerte er keinen Tag, nun seinerseits die Initiative zu ergreifen.

Der britische Luftmarschall J. M. Spaight nennt in seinem Buch „Bombing vindicated" (London 1944) den 11. Mai 1940 als den historischen Tag, „an dem wir unsere strategische Luftoffensive gegen das Reich eröffneten"(a. a. O. Seite 35) und er bezeichnet diesen Entschluß als eine „großartige Entscheidung". Von nun ab meldete in der Tat der deutsche OKW-Bericht fast täglich Nachtangriffe britischer Flugzeuge auf verschiedene westdeutsche Städte. Die Angriffe waren damals nicht sehr wirkungsvoll und wurden von der deutschen Luftwaffe nicht erwidert, aber Spaight stellt mit Recht ausdrücklich fest, „daß wir (die Royal Air Force) es waren, die mit der strategischen Bomberoffensive begannen" (a. a. O. Seite 74). Es gab über diese Aktionen ziemlich lebhafte Auseinandersetzungen mit der französischen Regierung, die vergeblich wünschte, die britische Luftwaffe in der Schlacht um Frankreich eingesetzt zu sehen (vgl. die Niederschrift Daladiers über seine Unterredung mit Churchill am 16. Mai 1940 und Telegramm Reynauds an den britischen Premierminister im Deutschen Weißbuch Nr. 8).

Hitler zögerte noch während des ganzen Verlaufs des Frankreichfeldzuges, deutsche Vergeltungsmaßnahmen zu befehlen. Bis zum 20. Juni 1940 – also mehr als vierzig Tage nach dem Beginn der britischen Luftoffensive gegen das Reichsgebiet – hat die deutsche Luftwaffe keinen sog. „strategischen" Luftangriff, keine Operation durchgeführt, die nicht mit einer Kampfhandlung der Erdtruppen in Verbindung stand und einem unmittelbaren militärischen Zweck diente.

Ab 20. Juni 1940 wurden von deutscher Seite erstmals Landziele auf englischem Boden angegriffen, doch wurde auch hier zunächst der Versuch gemacht, wahllose Bombardierung zu vermeiden; die Angriffe blieben auf Flugplätze, Häfen und Industriewerke beschränkt. Städte wurden nicht einbezogen bis – wie oben erwähnt – nach sechsmaligen britischen Provokationsangriffen auf Berlin die deutsche Luftwaffe erstmals am 7. September 1940 – also fast vier Monate nach dem Beginn der britischen Städtebombardierung – Angriffsbefehl auf London erhielt.

Angesichts dieser auch dem aufmerksamen Zeitungsleser bekannten Tatsachen und im Hinblick auf den Umstand, daß die Nürnberger Anklagebehörde wohlweislich den Bombenkrieg nicht in ihr Anklageprogramm aufnahm, ist die Frivolität kaum begreiflich, mit der Churchill seine Urheber-



„Bombed aera" bei der St. Pauls Kathedrale

(Heutiger Zustand)



haben, durch Grünanlagen und Treppen miteinander verbunden. Hier wurde aus der Not eine Tugend gemacht und es läßt sich ermessen, was den Londonern sonst noch alles eingefallen sein mag, als solche Improvisationen zwingendes Gebot der Stunde waren.

Einer der merkwürdigsten Beweise der englisch-deutschen Vetternschaft ist jedenfalls in jener Zeit erbracht worden: weder hier in London in den Zeiten des „Blitz“ noch später in Berlin brach jemals eine Panik aus. Nie haben die Engländer, nie haben die Deutschen vor dem Grauen kapituliert.

Natürlich ist nicht Mangel an Aufbauwillen die Ursache dafür, daß sich heute immer noch Ruinenfelder ausgerechnet mitten in der Stadt um die St. Pauls-Kathedrale ausdehnen – es ist nur die Wichtigkeit dieses Platzes, die den Wiederaufbau hindert. Hierzulande wird nämlich bedächtig vorgegangen und die Frage, *wie* die City hier wieder aufgebaut werden soll, ist noch heftig umstritten. Erst vor einigen Tagen hat der Lord-Mayor (der Oberbürgermeister von London) auf einem Bankett (in England wird immer noch das meiste Wichtige nach dem Essen gesagt) ganz entschieden den Wiederaufbau und eine neue große Zukunft der City angekündigt; ob sie allerdings enge Gassen wie früher haben soll, oder breite Straßen, wie es einige Leute vorschlagen, das sagte er vorsichtshalber nicht.

---

schaft an dieser Kriegführungsart abzuleugnen versucht; im Band I seiner Erinnerungen (Deutsche Ausgabe) findet sich auf Seite 33 folgender Satz:

> „*Nachdem die Deutschen einmal das verabscheuungswürdige Bombardieren offener Städte aus der Luft begonnen hatten*, übten die Alliierten mit ihrer ständig zunehmenden Schlagkraft zwanzigfache Vergeltung und erreichten den Höhepunkt mit den Atombomben, die Hiroshima und Nagasaki von der Erde auslöschten.“

Bei allem Respekt vor dem Alter eines heute achtzigjährigen Mannes, der in seinem Lande hohe Würden bekleidet hat, kann gewiß kein Leser dieses ominösen Satzes umhin, den Memoirenschreiber Churchill in diesem für eine englisch-deutsche Wiederverständigung so wichtigen Punkt einer Falschaussage gegenüber der Öffentlichkeit und einer Irreführung der Geschichtsschreibung zu beschuldigen. Die Tatsachenübersicht eines britischen Premierministers schließen den „benefit of a doubt“, die Entschuldigung des Irrtums, in diesem Falle aus; es kann sich nur um eine in voller Kenntnis ausgesprochene Unwahrheit handeln und es wäre wünschenswert, wenn der frühere Premierminister dazu eine Erklärung abgeben würde.

Zusatz des Verlages: Da der Autor nicht bereit ist, die im vorstehenden Absatz gebrauchten Ausdrücke zu mildern, wurde eines der ersten Exemplare dieses Buches mit Hinweis auf die genannte Stelle dem Privatsekretär Sir Winston Churchills zugeleitet. Bis zur Drucklegung der vorliegenden Auflage ist eine Stellungnahme beim Verlag nicht eingegangen.

Die Londoner „Underground“ mag einst ein Weltwunder gewesen sein – das ist sie heute nicht mehr; aber ein Segen während der Bombennächte war sie ganz gewiß. Ihr tief angelegtes weitverzweigtes Netz hat der Bevölkerung während der Luftangriffe ungewöhnlich guten Schutz gewährt. Sicher haben ihre Erbauer an solche Verwendungsmöglichkeiten auch nicht entfernt gedacht – aber nicht einmal Atombomben werden diesen infolge der mehrfach unterfahrenen Themse auf sehr beträchtliche Tiefe verwiesenen, hunderte von Kilometern langen Tunnels etwas anhaben können.

Auf steilen, wohl an die fünfzig Meter tief nach unten laufenden Rolltreppen werde ich zum Bahnsteig gebracht und zehn Minuten, nachdem ich das Ruinenfeld bei der St. Pauls-Kathedrale verlassen habe, tauche ich bei der Station „Marble Arch“ – ebenso zügig aus der tiefen Schlucht nach oben befördert – in einer ganz anderen Welt wieder ans Tageslicht.

Vor mir liegt in hellem Sonnenschein die weite Landschaft des Hyde-Parks. Beim Spaziergang über die Rasenflächen (die man auch hier betreten darf, mit Ausnahme einiger junger empfindlicher Anlagen) versinkt der Großstadtlärm bald zu einem fernen Brausen; ein kleiner See – mit Ruderbooten drauf – erfreut das Auge. Eine stattliche Anzahl von Nurses hält – jeweils mit gelegentlichem Blick auf ihre hochrädrigen, schwarzlackierten Kinderwagen victorianischen Stils – lebhafte und ausgedehnte Besprechungen ab.

Pferdegetrappel ist zu hören und tatsächlich: es nähert sich rasch eine Gruppe vornehmer Damen und Herren, hoch zu Roß in roten Fracks. Ich streiche über meine Augen, um mich zu vergewissern, daß es kein Traum ist. Ist hier die Zeit stehen geblieben? Kann nicht die gleiche Szene genau so vor hundert Jahren hier stattgefunden haben?

In England gab es seit 1689 keine Revolution, keinen gewaltsamen plötzlichen Umsturz mehr, nicht einmal eine Inflation, die die Erbvermögen beseitigte – das alles ist vielleicht einer der wichtigsten historischen Tatbestände, die man sich oft vor Augen halten sollte, wenn man von England spricht. Es läßt sich nicht ohne weiteres daraus schließen, daß die Engländer von Natur aus gemäßigtere Leute seien (vor 1689 ging es ziemlich unruhig bei ihnen zu), wohl aber, daß die Umstände, mit denen sie es zu

tun hatten, ihnen beträchtlich mehr Sicherheit gewährten als den Franzosen, Deutschen, Spaniern und Italienern - die alle die aufregende Geschichte der modernen Revolutionen nicht aus Übermut schrieben, sondern aus Not.

*

Abends im Hotel ein Blick in die Zeitungen. Aus Anlaß des gestrigen Mai-Feiertages hat ein Reporter des „Daily Expreß" (ausgerechnet dieses Blattes, das gegenüber Deutschland heute noch unverändert den Vansittart-Stil schreibt) sein Gewissen erforscht:

> „Dieser Mai-Tag hat für mich eine besondere Bedeutung gehabt. Denn es sind zehn Jahre vergangen, seit amerikanische Truppen in Mitteleuropa die Straßen entlang marschiert sind und uns von den Deutschen befreit haben (and released us from the Germans!) ... Es ist das zehnte Jahr, seit viele von uns über die Nachkriegszeit nachzudenken begannen. Es ist an der Zeit zu prüfen, was wir als Generation geleistet haben. Damals kamen wir zurück im Gefühl noch jung zu sein. Jetzt erreichen wir bereits das mittlere Lebensalter. *Was haben wir mit diesen zehn Jahren angefangen? Ich wollte, ich könnte damit zufrieden sein ...* Zehn Jahre ... 10 Jahre ... haben wir sie besser genutzt als die Männer, die aus dem Ersten Weltkrieg zurückkamen. und die Welt von 1918–1928 schufen, die wir gewöhnlich so bitter kritisieren?"

Ja - habt Ihr diese zehn Jahre besser genutzt?

Das wichtigste an den Bemerkungen des „Daily Expreß"-Reporters ist das Fragezeichen, das sie abschließt...

Dienstag, 3. Mai

„Make *white* Britain an election issue" - Macht das *weiße* England zur Wahlparole - diese Forderung bildet die Schlagzeile eines kleinen Monatsblattes „Free Britain", das mir mit einigen anderen Schriften der „Britons Patriotic Society" in das Hotel gesandt worden ist. Es ist die, wenn auch noch nicht beängstigende, so doch stetige Negereinwanderung aus den westindischen Kolonien gemeint. Wöchentlich treffen in den englischen Häfen etwa tausend Neger ein, die sich hier in den Arbeitsprozeß

eingliedern wollen, was ihnen in der Regel auch gelingt. Angehörige europäischer Staaten können sich in England nicht ohne weiteres niederlassen und Stellungen annehmen; die westindischen Neger haben es leichter, denn sie sind britische Untertanen. Auch vor dem Krieg ist man in London dann und wann einem Farbigen begegnet, wie das in einer so bedeutenden Hafenstadt kein Wunder ist. Heute gibt es freilich keinen noch so kurzen Spaziergang durch die Straßen Londons, bei dem nicht schwarze Gestalten den Weg kreuzen. Erste Anzeichen des Unmutes machen sich in der Öffentlichkeit bemerkbar. Kürzlich haben Omnibusschaffner in einer Provinzstadt Mittelenglands offiziell dagegen protestiert, daß Neger für diesen Dienst angestellt wurden. Auch im Unterhaus war schon die Rede von dieser starken Einwanderungswelle, aber die Regierung stellt sich vorerst grundsätzlich auf den Standpunkt, daß keine „colourbar", keine Schranke gegen Farbige errichtet werden soll und so kommt es, daß „Free Britain" das Augenmerk der großen Parteien auf diese Frage lenkt, die eines Tages vielleicht wirklich ein Problem werden wird.

Die „Britons Patriotic Society" ist eine kleine Gruppe von interessierten Engländern, die zwar nicht daran denken, sich unmittelbar am politischen Leben zu beteiligen, das auf Grund des britischen Wahlsystems völlig von den beiden großen Parteien beherrscht wird, die aber doch nicht darauf verzichten, sich bemerkbar zu machen. Einigen Einfluß üben sie dadurch aus, daß Regierung und Parteien sie beobachten und darauf bedacht bleiben, ihnen jeweils rechtzeitig „den Wind aus den Segeln" zu nehmen.

Einer der führenden Köpfe der „Britons Patriotic Society" war der kürzlich verstorbene Captain A. H. M. Ramsay, der von 1931 bis 1945 Unterhausabgeordneter war. Allerdings schützte ihn seine Parlamentszugehörigkeit nicht davor, im Mai 1940 verhaftet und bis fast zum Kriegsende im Brixton-Gefängnis festgehalten zu werden*. Am Tage nach der Entlassung aus der

* Die ursprünglich zur Abwehr von Attentaten irischer Terroristen geschaffene sog. „Regulation 18B" ermächtigt den britischen Innenminister, Personen, von denen er glaubt, daß ihre Festhaltung im Interesse der Staatssicherheit nötig sei, auch ohne richterlichen Haftbefehl verhaften zu lassen und ohne Gerichtsurteil festzuhalten. Auch Parlamentszugehörigkeit schließt eine solche „Schutzhaft" nicht aus. Kurz nachdem Churchill im Mai 1940

Haft, am 27. September 1944, nahm Captain Ramsay unverdrossen und unter dem Begrüßungsgemurmel des Hauses seinen Sitz im Unterhaus wieder ein – ein ziemlich lehrreiches Beispiel für verständiges Verhalten eines traditionsreichen Parlamentes.

In einem kleinen von der „Britons Patriotic Society" veröffentlichten Buch „The nameless war" (Der Krieg ohne Namen) berichtet Ramsay über die Geschichte seiner Verhaftung und Festhaltung; er erwähnt, daß er ein Freund des Premierministers Chamberlain gewesen sei und diesen noch im Juli 1939 gesprochen habe. Aus der Lebhaftigkeit, mit der „The nameless war" geschrieben ist, läßt sich schließen, daß Captain Ramsay mit dem Premierminister damals gewiß eine sehr bewegte Unterhaltung geführt und es erscheint begreiflich, daß der britische Innenminister sich entschloß, diesen feurigen Abgeordneten aus den Kriegsdebatten des Unterhauses auszuschließen.

In seinem Buch beschäftigt Ramsay sich ausführlich mit den Gründen und Hintergründen des Zweiten Weltkrieges; er führt dabei nicht nur die bekannte Eintragung im Forrestal-Tagebuch* an, sondern beschäftigt sich auch ausführlich mit einem Buch, das der Sohn des Präsidenten Roosevelt nach dem Kriege veröffentlicht hat. (Elliot Roosevelt: „As He Saw It" – „Wie

---

Premierminister geworden war, veranlaßte er, daß diese Regulation 18 B gegenüber allen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens angewandt wurde, bei denen die Regierung Sympathien für Deutschland vermutete. Am 20. Mai 1940 wurden im ganzen Land mehrere hundert solcher Verhaftungen nach Regulation 18 B vorgenommen und die Verhafteten teilweise bis Herbst 1944 in Lagern und Gefängnissen festgehalten.

* Der verstorbene amerikanische Kriegsminister Forrestal notierte in sein Tagebuch ein rückblickendes Gespräch mit dem seinerzeitigen amerikanischen Botschafter in London, Kennedy, am 27. Dezember 1945 (The Forrestal Diaries, New York 1951, Seite 121):

„Spielte heute Golf mit Joe Kennedy. Ich befragte ihn über seine Gespräche mit Roosevelt und Chamberlain von 1938 an. Er sagte darüber: Chamberlains Lage im Jahre 1938 war die, daß England nichts besaß, um einen Krieg mit Hitler zu wagen. Kennedys Ansicht: *Hitler hätte Rußland bekämpft ohne später mit England in Konflikt zu kommen*, wenn nicht Bullitt (damals Botschafter in Paris) immer wieder auf den Präsidenten eingewirkt hätte, *daß die Deutschen in der polnischen Angelegenheit gedemütigt werden müßten* (that the Germans must be faced down about Poland). Weder die Franzosen noch die Engländer hätten Polen zu einem Kriegsgrund gemacht, *wenn nicht das dauernde Drängen aus Washington gewesen wäre*... Chamberlain, so sagte er, habe ihm erklärt, daß Amerika und das Weltjudentum England in den Krieg gezwungen hätten."

Er es sah", gemeint ist Präsident Roosevelt.) Ramsay zitiert aus diesem Buch zahlreiche Äußerungen des amerikanischen Präsidenten, aus denen hervorgeht, daß Roosevelt ganz offen davon redete, das britische Empire sei eine veraltete Einrichtung und den Wunsch andeutete, es solle „abgeschafft" werden. Ramsay nennt die vom Sohne Roosevelts berichteten Äußerungen seines Vaters eine „unverschämte Sprache"; den britischen Soldaten des Zweiten Weltkrieges sei gesagt worden, sie müßten das britische Weltreich gegen Hitlers heimtückische Pläne verteidigen, während in Wirklichkeit „ihr sogenannter Verbündeter es war, der den Untergang des Empire plante". Ramsay geht so weit, zu erklären, daß im Jahre 1941 nur noch *Hitler* „ängstlich darauf bedacht" gewesen sei, „zu diesem Empire zu stehen, weil er es als ein Bollwerk der Zivilisation ansah".

Man sieht – Captain Ramsays Ansichten waren erstaunlich und sein ungewöhnliches Schicksal erscheint nicht mehr verwunderlich.

Eine andere Broschüre der „Britons Patriotic Society" – die unvermeidlich fesselnde Lektüre dieser Zusendungen kostet mich den halben Vormittag – beschäftigt sich mit dem Nürnberger Prozeß; ihr Titel: „Failure at Nuremberg" – Fehlschlag in Nürnberg; ihr Inhalt: eine kritische Untersuchung der Nürnberger Gerichtsbarkeit; ihr Schluß:

> „Das ist ein kleiner Ausschnitt aus der Geschichte, die später einmal von deutschen Vätern ihren Kindern erzählt werden wird, wenn dieses unglückliche Land sich aus seiner gegenwärtigen Not wieder erhoben haben wird. Es ist keine schöne Geschichte, aber wir sollten wissen, welche außerordentliche Narrheit (utter folly) in unserem und im Namen anderer hier Wirklichkeit wurde. *Es gehörte sich einfach nicht, eine so tragische Farce aufzuführen* – nach einem Krieg, in dem der Kontinent verwüstet und eine Welt an den Rand des Verderbens gebracht wurde. Es ist nicht englische Art, sich so zu benehmen. Und es ist außerdem nicht intelligent: möglicherweise ist das das Schlimmste an der ganzen Sache. Vielleicht braut sich wieder ein Krieg zusammen. Laßt uns zu Gott beten – wenn wir es noch dürfen – daß wir dann nicht auf der verlierenden Seite sind."

Wer könnte über solchen Bekenntnissen nicht die Stunden vergessen?

*

Beim Frühstück, das hierzulande bekanntlich eine umständliche Angelegenheit ist, ein Blick in die Morgenzeitungen.

Die „Daily Mail" berichtet ausführlich aus Bagdad. Dort wurde im Rahmen eines Staatsaktes die britische Flagge auf den bisher von englischen Einheiten besetzten Flugplätzen niedergeholt und diese wichtigen Stützpunkte in Anwesenheit des Königs Feisal II. dem Königreich Irak übergeben. Es ging sehr förmlich zu. Es wurde Salut geschossen, es wurden Gewehre präsentiert und Einheiten der Royal Air Force flogen ein letztes Mal in Paradeformation über die Plätze, um Abschied zu nehmen. Die „Daily Mail" vermag freilich die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß diese drei großen Flugplätze und ihre wertvollen Einrichtungen mit dem Gelde britischer Steuerzahler errichtet und mit dem Blut seiner Söhne gehalten worden seien. Die Zeitung erinnert daran, daß der 2. Mai - an dem die Übergabe erfolgte - auch der 14. Jahrestag des von deutscher Seite unterstützten irakischen Staatsstreiches des damaligen Ministerpräsidenten Raschid Ali gewesen sei, ein etwas abenteuerliches Unternehmen, das seinerzeit von den Engländern niedergekämpft wurde. Über die Szene, die sich jetzt - anderthalb Jahrzehnte später - dort abspielte, berichtet der Reporter: „Arabische Frauen stießen schrille Schreie aus, als der Union Jack langsam niedersank. *Britische Offiziere sahen schweigend zu - mit Tränen in den Augen.*"

Das Ereignis fand in Bagdad statt. War Bagdad, die Bagdadbahn nicht auch eines jener Schattenprobleme, um derentwillen England den Ersten Weltkrieg führte?

*

Eine der abscheulichen Reihenstraßen mit ihren aneinandergebauten kleinen Häusern, die Londons Vorfeld bilden, erwartet mich. Auch dort draußen fährt die Untergrundbahn tief unter der Erde - nur werden hier die Fahrgäste nicht auf bequemen Rolltreppen an das Tageslicht befördert, sondern in großen Aufzügen, die den Förderkörben eines Bergwerkes gleichen.

In einer Kleinbürgerfamilie hat man mich zum „Lunch" eingeladen und noch zwei Gäste aus der Nachbarschaft dazu. Das Fest findet in der Küche statt - es wird gleich vom Herd auf den

Tisch serviert; jeder bekommt sein Fleisch auf den Teller und reicht ihn wieder zu, damit Gemüse und Kartoffel ausgeteilt werden können. Als Höhepunkt und Abschluß gibt es Eis, das aus dem Laden nebenan geholt worden ist und dann noch einen Topf Kaffee.

Die Unterhaltung ist lebhaft, aber nicht ohne Schwierigkeit, denn bei manchem Dialektausdruck bedarf es der Rückfrage oder gar eines gemeinsamen Nachblätterns im Wörterbuch. Der Herr des Hauses ist über die Gegenwartsfragen wohlunterrichtet und politisch interessiert. Die resolute Hausfrau kennt einige Teile Deutschlands, da sie nach 1945 einige Jahre als Kantinenwirtin der Besatzungsmacht tätig war.

Einer der jungen Gäste ist Angestellter eines Verlages, ein anderer ist Drucker. Die ganze Gesellschaft empfindet es als eine angenehme und nicht uninteressante Abwechslung, einen Besuch aus Deutschland am Tisch zu haben. Im Rahmen der etwas erschwerten Verständigungsmöglichkeit sprechen wir von Gott und der Welt und natürlich auch davon, was die Leute, die hier draußen wohnen und von hier täglich zu Tausenden an ihre Arbeitsplätze in der Stadt eilen, die hier beim Fleischer und beim Bäcker einkaufen, hier am Abend in ihren kleinen Gärten Tomaten ziehen – kurz was der oft genannte und selten beachtete „kleine Mann auf der Straße" über Deutschland denkt.

Natürlich ist das eigentlich eine müßige Frage, denn hier wie anderswo denken die Meisten in politischen und gar in außenpolitischen Fragen das, was ihnen in den Zeitungen in des Wortes unmittelbarer Bedeutung „vor-geschrieben" wird. Das ist in London nicht anders als in New York, Paris und München. Hier wie dort muß man die Zeitungen lesen, um die „öffentliche Meinung" zu erfahren – nicht weil die Zeitungsredaktionen etwa ein Echo des Publikums sind, sondern ganz einfach, weil die Leserschaft auf die Nachrichten und die Meinungen angewiesen ist, die ihr vorgetragen werden. Aber jene kleinen Beimischungen des Gemütes oder des Instinktes – oder wie immer man die Sache nennen will – die dem Presseeinfluß seine Grenzen setzen und rückwirkend den Zeitungsgewaltigen doch Beachtung abnötigen, gibt es auch beim hellhörigen Londoner Publikum.

„Der Kriegshaß ist diesmal schneller überwunden worden" meint der Hausherr nachdenklich und überzeugt. Er kann sich

noch gut an die „Hang-the-Kaiser"-Stimmung des Winters 1918/19 erinnern, die sich im Volk im Jahre 1945 nicht wiederholt hat. Dafür ergriff sie das Gehirn britischer Lordrichter.

„Viele Besatzungssoldaten, die bei Euch drüben waren, berichten zu Hause Gutes über Deutschland" meint der junge Drucker und die Hausfrau stimmt ihm lebhaft zu.

Die Zahl der unverbesserlichen Fanatiker, die ganz auf den „Daily Expreß" schwören und die im Vorjahr vom Lord Beaverbrook in Gang gesetzte Propaganda „Don't rearm Germany" („Rüstet Deutschland nicht wieder auf") andächtig nachbeten, wird von der Tischrunde auf gewiß nicht mehr als fünf Prozent der Bevölkerung geschätzt.

Sei es, um sich mir gegenüber als höflich zu erweisen, sei es aus wirklicher Überzeugung, wird mir versichert, daß die „Janks", die Amerikaner, die auf dem Lande zahlreiche Flugplätze besetzt halten und vielerorts in Uniform auftreten, „viel unbeliebter" seien, als es die Deutschen einmal waren und als es die „Continentals" – die Leute vom Festland – hier beim Inselvolk immer bleiben werden.

Der nette Lunch endet heiter mit der sprachlich zunächst etwas anstrengenden, aber schließlich erfolgreichen Erzählung einer auf die Amerikaner (die – was man zu der Geschichte wissen muß – auch viele Negertruppen in England stationiert haben) bezüglichen Scherzgeschichte; sie lautet – zunächst in normales Englisch und dann ins Deutsche übertragen – folgendermaßen·

> Ein Engländer kommt nach längerer Abwesenheit in sein Heimatdorf zurück. Er findet es vollbelegt mit amerikanischen Truppen und knöpft sich den Dorfältesten vor: „Wie vertragt Ihr Euch eigentlich mit den Janks?" „Oh", meint der Alte, „eigentlich sind es ganz ordentliche Burschen, nur die paar *Weißen*, die sie dabei haben, sind ekelhafte Kerle".

*

Fast wie ein Kommentar zu dem Witz beim Lunch in der Vorstadt liest sich die Entschließung des „National Committee of Amalgamated Engineering Union" in Blackpool, von der die „Evening News" berichten. Diese Ingenieur-Organisation wen-

det sich gegen die Absicht einer großen britischen Luftfahrtgesellschaft, einige amerikanische Flugzeuge zu kaufen. Das zeuge – so wird kritisch bemerkt – „von einem völligen Mangel an Vertrauen zur britischen Flugzeugindustrie und macht auf den bereits überfüllten Weltmärkten Reklame für ausländische Konkurrenten".

*

Schon am Oxford Circus tauche ich aus den tiefen Schächten der Untergrundbahn auf und gehe zu Fuß zum Hotel zurück. Von einigen Seltsamkeiten abgesehen, wie sie für uns singende Bettler oder Maler bedeuten, die ihre Kunstprodukte auf das Straßenpflaster zaubern und von vorbeigehenden Betrachtern einige Pennies erwarten, könnte dieses pausenlos durch die Straßen flutende Leben – ohne die Hast einer amerikanischen Großstadt, aber auch ohne die Heiterkeit eines Pariser Boulevards – auch den Pulsschlag von Hamburg oder Frankfurt andeuten.

Den Leuten, die sich hier bewegen, kommt es nicht auf Zeitvertreib an, jedermann hat sichtlich ein Programm, er führt sein Vorhaben höflich aber bestimmt, mit einer gewissen Geduld, aber auch mit unbeirrbarer Zielstrebigkeit aus.

Ich neige dazu, über den jungen Mann zu lächeln, den ich im Gewühl schon von ferne an der steifen Kopfbedeckung erkenne, die die Berliner respektlos „Melone" nennen – aber das Lächeln erstirbt mir auf den Lippen, als ich in die ernste, so ganz selbstverständliche Miene blicke; während der Jüngling vorüberschreitet, den sorgfältig gerollten Schirm am angewinkelten Arm, bin ich gewiß, daß der schwarze Hut (schon empfinde ich den Ausdruck „Melone" als völlig unpassend) für den jungen Mann ein durchaus geziemendes Zeichen seiner Persönlichkeit ist.

Auf daß es mir erspart bleibe, in die von Dr. W. mit Recht so kritisierte deutsche Bewunderung alles Englischen zu verfallen, lese ich das große Plakat, das auf den Stufen einer Kirche aufgestellt ist und das mit unmißverständlichen Worten verkündet: „To pay is to pray" – Zahlen heißt Beten – ein Sammeltopf steht daneben. Diese für unsere Begriffe etwas allzu schlichte Verbindung von Geld und Gott scheint hier niemand zu belästigen.

Kurz vor dem Hotel ergibt sich eine Verkehrsstockung. Mit Musik und Fahnen bewegt sich ein Umzug durch die Southampton Row; ein Marschblock Männer (in Uniform), ein Marschblock Frauen (auch in Uniform), Plakate, die verkünden, daß es sich hier um die „Church Army“ und um eine Werbung für ein „Annual Meeting“ handelt. Die flotte Musik macht die halbe Straße mitmarschieren - es scheint hier viele „Militaristen“ zu geben.

Mittwoch, 4. Mai

Was die Streiks betrifft, so sind die Londoner Kummer gewohnt. Heute geht es nicht - wie vor ein paar Wochen - um die Tageszeitungen, auch nicht um die Eisenbahnen im Lande, sondern um noch Wichtigeres: um die Omnibusse, die das straßenbahnfreie London in endloser Kette durchfahren und einen beträchtlichen Teil des Verkehrs bewältigen. Vorgestern abend war es klar, daß eine Anzahl von Bus-Fahrern ab Mitternacht zu streiken beabsichtigen. Grund: Protest gegen den Sommerfahrplan! Der Streik ist nicht „offiziell“, die Gewerkschaften haben ihn weder angeordnet noch gebilligt. Deshalb wird erwartet, daß die Omnibusse teilweise trotz des Streiks verkehren werden.

Der geplagte Londoner wartet heute nicht ohne Spannung auf seine Zeitung, aus der er erfährt, daß die Busfahrer von 26 Garagen tatsächlich während der Nacht in Streik getreten sind, während sie sich in 27 anderen Garagen zum Weiterfahren entschlossen haben. Unter der Rubrik „You and your Bus“ findet der Leser eine Aufstellung der Omnibuslinien, die nicht verkehren; er kann sich nun darauf einrichten, auf irgendeine andere Weise in die Stadt zur Arbeit zu kommen.

Straßen in der Nähe des Hotels sind glücklicherweise von dem Streik nicht betroffen. Die große Schlange der zahlreichen Omnibusse schiebt sich wie gewohnt majestätisch durch den Verkehr, gibt das Tempo und die Pausen an. Wie ernstlich andere Stadtteile betroffen sind, zeigt sich freilich schon an der nächsten Station der Untergrundbahn: Kopf an Kopf stehen hier die Massen auf den drei Rolltreppen, von denen sie nach oben geschleppt werden. Ein Bild, das eines Malers würdig wäre: Die Tausenden, die aus tiefer Schlucht nach oben drängen, die viel-

fältigen und doch übereinstimmenden ernsten Gesichter – meist mit einer zusammengefalteten Zeitung beschäftigt. „Business as usual“ (Geschäft wie gewöhnlich) war das Schlagwort der Londoner (und sinngemäß ins Deutsche übersetzt auch das der Berliner) während der Bombenzeit. „Business as usual“ ließe sich auch über das Bild dieses Londoner Morgens am Tage des Omnibusstreikes als Schlagzeile schreiben.

Auf der einzigen abwärtsfahrenden Rolltreppe gleite ich an all den Gesichtern vorüber, die dicht gedrängt rechts und links nach oben streben. Zur „Picadilly-Line“ muß noch eine weitere Rolltreppe in die Tiefe benützt werden; es mögen an die hundert Meter unter dem Erdboden sein, die schließlich erreicht werden müssen. Ziel der Fahrt ist die „London School of Economics“ – einer deutschen Handelshochschule vergleichbar.

Die Bibliothek des Britischen Museums, die ich eigentlich benützen will, ist für einige Tage geschlossen und so versuche ich hier mein Glück. Eine Empfehlung bringt mich mit dem Leiter dieser Hochschulbibliothek, Dr. Sch., in Verbindung, der sich in höflichster Weise des deutschen Besuchers annimmt. Dr. Sch. ist selbst Deutscher – ein Emigrant, der aber nach 1945 darauf verzichtet hat, im Troß der Besatzungsarmee nach Deutschland zurückzukehren, sondern weiterhin in seiner Tätigkeit als Bibliothekar verblieb, ohne Sehnsucht nach einer auffälligen Stellung in der alten Heimat.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Es gab unter diesen deutschen Emigranten auch einige, die den Mut aufbrachten, aus ihrer unvermeidlich schwierigen Lage heraus den ungezügelten Leidenschaften britischer Deutschenhasser entgegenzutreten. Dr. Sch. ist nicht nur über die Schriften des Lords Vansittart bis in die Einzelheiten unterrichtet, sondern er kennt auch die Gegenschriften, die dazu in England erschienen sind.

Würde nicht jedermann über englischen Büchern sitzen, der Ton der geflüsterten Worte englischen Klang haben, könnte der Lesesaalbesucher der „London School of Economics“ glauben, in den Turm von Babel versetzt zu sein: Stuhl an Stuhl ist in den Lesesälen so ziemlich alles vertreten, was diese Erde an menschlichen Rassen beherbergt. Gelb und schwarz ist stark vertreten; ein Vorherrschen der Bürger des Staates Israel ist nicht zu leugnen; Inder beugen sich mit ihren Turbanen auf dem

Kopf über die dicken Bücher, auch andere heimatliche Trachten fremder Erdteile können bewundert werden. Insoweit ist das alte Empire noch Tatsache: aus aller Welt werden die Söhne der Wohlhabenden nach London gesandt, um sich geistiges Rüstzeug zu holen – für die Ausschaltung des weißen Mannes aus der beherrschenden Stellung, die er sich in den letzten Jahrhunderten auf dem Erdball erworben hat!

Eine Wiederentdeckung in dieser Bibliothek ist das im Jahre 1937 kurzfristig vielbeachtete, aber seitdem gründlich totgeschwiegene Buch von Windham Lewis „Left wings over Europe“ („Linker Flügelschlag über Europa“). Dieser lebhaft schreibende Journalist gab seinem damaligen Buch noch einen herausfordernden Untertitel: „How to make a war about nothing“, zu deutsch: „Wie man einen Krieg macht für nichts“.

Heute sind wir geneigt, den Windham Lewis für einen Propheten zu halten, denn er hat zwei Jahre vor dem Krieg und ein Jahr vor Hitlers Versuch, Versailles auch territorial zu korrigieren, in seinem Vorwort den folgenden kühnen Satz an seine englischen Landsleute gerichtet:

> „Es gibt einige Leute, die der Meinung sind, der einzige Weg, einen guten Frieden zu bekommen (und es gibt niemand, der so verrückt wäre zu sagen, daß der jetzige Friede ein guter Friede ist) sei es, *einen anderen guten Krieg zu haben*. Wir müssen einen weiteren, einen größeren und besseren Krieg bekommen. Dann wird Frieden sein ...“

Den größeren Krieg haben sie bekommen, ob er auch ein besserer war und ob nun Frieden ist?

*

Das Haus des Admirals: In einer der Vorstädte gelegen, gepflegter Vorgarten, über der Haustüre die Sturmlaterne irgendeines alten Kriegschiffes Seiner Majestät. Beim Eintritt fällt der erste Blick auf ein Bild König Georgs V., des „Sailor King“.

Der Admiral selbst: Untersetzte Gestalt, weißes Haar, straffes, gebräuntes Gesicht, ein paar quicklebendige Augen, munter und heiter, wie es von dem erfolgreichen Sohn einer erfolgreichen Seemannsfamilie zu erwarten ist.

Die ersten Minuten nach der Vorstellung, die Dr. W. – der „Gast aus London“ – übernommen hat, werden durch eine Wan-

derung über den gepflegten Rasen und die Besichtigung eines hübschen Gartenhauses überbrückt, in dem der alte Herr im Sommer seine Ruhestunden verbringt, wenn er nicht mit seinem Wagen zu den großen Pferderennen unterwegs ist, die ihm die Abwechslung seines Alters bieten.

Das Gespräch kommt bald in Gang, denn der Admiral hat eine Fülle von lebhaften Erinnerungen aus einem bewegten Leben zu erzählen. Von Kindheit an hat er die weite Welt gesehen – schon sein Vater war Admiral der britischen Navy – und er weiß aus allen Jahrzehnten unseres Jahrhunderts kleine Erinnerungen, die in keinem Geschichtsbuch stehen und doch zur Zeit gehören. Mit Kaiser Wilhelm II. hat er gespeist, mit dem späteren amerikanischen Präsidenten Franklin Roosevelt hat er schon im Jahre 1921 lange – damals freundschaftliche – Gespräche geführt und später war er in Deutschland Hitlers Gast bei einem Nürnberger Reichsparteitag. Wahrlich ein vielseitiges Leben!

Nur gelegentlich wendet sich die Unterhaltung einem ernsten Punkt zu: so, wenn der Admiral von einer Rußlandreise erzählt, die er im Jahre 1912 unternahm und bei der ihm der russische Generalstabschef den Ausbruch des Krieges für das darauffolgende Jahr ankündigte – oder wenn er von seines Vaters, des britischen Admirals, Überzeugung spricht, daß es für England sinnlos gewesen sei, am Ersten Weltkrieg teilzunehmen – oder wenn er seiner eigenen Auffassung über die Rolle Roosevelts vor und während des Zweiten Weltkrieges Ausdruck gibt. „Undoubtedly“ – „ganz unzweifelhaft“ ist es für ihn, daß die Verkettung der Ereignisse im Sommer 1939 Roosevelts Werk war.

Es ist kaum ein englischeres Haus denkbar, als dieses Haus des alten Admirals und kaum eine britischere Erscheinung, als dieser kluge, lebhafte und heitere Mann – seine Augen werden nur hart, wenn er von dem spricht, was er den „Wallstreet-Einfluß“ nennt. Mit niemand in der Welt ist er ernstlich böse – nur hier versagt seine Geduld.

*

Die Abendblätter melden, daß der wilde Streik der Omnibusfahrer dem Ende zugeht und daß morgen wieder alle Busse verkehren werden. Von den Forderungen der Streikenden ist nicht

mehr die Rede, die Gewerkschaftsführer haben sich ins Zeug gelegt, Wahlen stehen bevor und es kann der Labour Party nicht in ihr Konzept passen, die Londoner zu verärgern.

Donnerstag, 5. Mai

„‚Deutschland über alles' wird heute abend im Kölner Rundfunk geschmettert werden als Signal dafür, daß Adenauers Republik Souveränität erhalten hat."

– mit dieser vielsagenden Mitteilung leitet der „Daily Expreß" seine heutige Deutschlandreportage ein, die zwar ausnahmsweise nicht von Sefton Delmer geschrieben, aber genau so auf düstere Prophezeihungen abgestellt ist, als stamme sie von diesem Meister der Deutschlandhetze selbst.

„Obwohl niemand die Worte singen wird, wird auch niemand wissen, ob es sich um die dritte Strophe von ‚Deutschland über alles' handelt – die offizielle Hymne der Adenauer-Republik, die von ‚Einigkeit und Recht und Freiheit' spricht oder um die aggressive erste Strophe ‚Germany first, above all in the world' (wörtlich: ‚Deutschland zuerst, erhaben über alle in der Welt')."

So bescheiden der Anlaß: hier ist sie wieder, die alte politische Lüge über den Text der deutschen Nationalhymne. Mr. Hamsher, der in Bonn tätig ist, weiß natürlich ganz genau, was jedem Deutschen und jedem Kenner der deutschen Sprache seit einem Jahrhundert geläufig ist: Daß diese Worte des Dichters Hoffmann von Fallersleben nicht eine Forderung, sondern ein Bekenntnis ausdrücken, daß das „Deutschland über alles, über alles in der Welt" ein gesteigerter Ausdruck der Zuneigung der Deutschen zu ihrem Vaterland ist, nicht das Verlangen einer Weltherrschaft, das den poetischen Worten durch falsche Übersetzung* unterschoben wird.

Kaum wird ein kleiner Schritt zur Wiedererrichtung eines normalen Staatswesens auf deutschem Boden unternommen – schon werden die alten verstaubten Propagandatrommeln wieder hervorgeholt, schon wird erneut versucht, die Deutschen als den „Weltfeind" zu verdächtigen.

---

* Sinngemäß richtig lauten Hoffmann von Fallerslebens Worte „*über alles in der Welt*" in englischer Übersetzung: „*beyond anything in the world*"; das Wort „*beyond*" deutet ein Darüberhinausgehen an, während die Fehlübersetzung „*above*" ein Überlegensein-Wollen ausdrückt.

Nicht so plump, aber doch in ähnlicher Absicht unternimmt es die „Times“, ihre Leser auf die Pläne der westdeutschen Regierungsstellen für die Aufstellung einiger fliegender Verbände hinzuweisen. Der Luftfahrtkorrespondent und die Times-Redaktion wissen beide, wie geringfügig und auslandsabhängig diese wenigen deutschen Verbände sein werden. Trotzdem steht über dem langen und ausführlichen Artikel die irreführende Überschrift: „Reviving the Luftwaffe“ (Die Luftwaffe ist wieder da).

In der „Daily Mail“ müssen die paar Flugzeuge, die unter der Flagge der Lufthansa zehn Jahre nach Kriegsende endlich wieder ihren Dienst aufnahmen, für die Schlagzeile herhalten: „Germany spreads her wings again“ (Deutschland breitet seine Flügel wieder aus). Von der Lufthansa, die bekanntlich in den zwanziger Jahren gegründet und aufgebaut wurde, wird erklärt, daß sie „ein Symbol der Macht und Drohung Nazi-Deutschlands“ gewesen sei. Im Augenblick sei die deutsche Lufthansa noch schwach, „aber in wenigen Jahren wird sie stark und mächtig sein“. Es wird erwähnt, daß erst in Jahresfrist deutsche Piloten am Steuer der Lufthansa-Maschinen sitzen werden. Wenn das einmal der Fall sei, dann werde dies für die Deutschen ein wichtiges Datum sein, weiß die „Daily Mail“ zu melden, „denn die Rückkehr des Nationalstolzes wird von dem Tage an datieren, an dem Deutsche wieder eigene Flugzeuge kommandieren werden“.

Genügen diese Londoner Zeitungskommentare am Tage der Bonner Souveränitätserklärung? Ich fürchte, sie reichen aus um zu zeigen, wie wenig man in der Fleet-Street, in der Londoner Zeitungsstraße, vergessen und wie wenig man dort hinzugelernt hat.

*

Für den heutigen Nachmittag ist eine Fahrt an die Südküste vorgesehen; der Zug fährt um die Mittagstunde von der Victoria Station ab.

Am Piccadilly-Circus, dem großen Rundplatz, an dem Regent-Street, Conventry-Street und Piccadilly zusammentreffen, tauche ich aus den Schluchten der Untergrundbahn auf – es ist noch immer der belebteste Platz Londons; in großen Wellen wogt der Verkehr pausenlos um die fast zierliche Eros-Figur, die den Mittelpunkt bildet.

Es ist eine seltsame Sitte, den Sockel dieser Figur mit großen Werbeplakaten zu umgeben. Als ich im Mai 1939 zum letzten Male hier stand, forderten die überlebensgroßen Plakate zum Eintritt in die Armee und in den „National Service“ auf und am nahegelegenen Trafalgar Square war die Nelsonsäule mit der Aufforderung geschmückt: „England expects everyman to do his duty“ (England erwartet von Jedermann, daß er seine Pflicht tue). Heute sind die Töne friedlicher – aber auch diesmal wird ein nationales Problem bezeichnet: „Invest in Britain through National Savings“ ... Legt Euer Geld in England an!

Leicht neigt sich eine breite Straße hinunter zur Carlton House Terrace. Ein großes Denkmal erinnert an den Krimkrieg, der vor 100 Jahren die englische Armee verbündet mit Napoleon III. im Kampf gegen die russischen Absichten auf die Dardanellen sah. Der Krieg war nicht erfolglos: noch heute besitzen die Russen die Dardanellen nicht; allerdings ist das nicht so sehr das Verdienst der britischen Generale oder der britischen Staatsmänner in diesem Jahrhundert. In großen ehernen Buchstaben steht auf dem Denkmal der Name der Festung Sewastopol zu lesen; im Jahre 1855 wurde sie von den Engländern, im Jahre 1941 von den Deutschen erstürmt.

Dem Krimkrieg-Denkmal gegenüber in stolzer Reiterpose: Eduard VII. Rex Imperator. Hätte Eduard VII.* in seinem Leben nur einige Male auf das Krimkrieg-Denkmal geblickt, wie er es jetzt unentwegt tut, dann hätten die Nachfahren dieses Rex vielleicht nicht auf den Titel Imperator verzichten müssen**.

Wenige Schritte davon entfernt: die ehemalige deutsche Botschaft. Mit bitterem Gefühl lese ich an diesem stolzen Gebäude,

---

* Über die Rolle, die der persönliche Einfluß des Königs Eduard VII. während seiner Regierungszeit (1901–1910) bei der Begründung der englisch-französisch-russischen Triple-Entente gespielt hat, gehen die Meinungen der Historiker auseinander. Unwichtig war sie sicher nicht. Harold Nicolson urteilt (in „Die Verschwörung der Diplomaten“ Seite 297) im Zusammenhang mit einem erfolgreichen Besuch Eduards VII. beim russischen Zaren im Juni 1908: „König Eduard war wohl zu oberflächlich, um ein Staatsmann zu sein, aber er war immerhin ein ausgezeichneter Diplomat. Es ist daher nicht erstaunlich, daß die Deutschen... sich über die Zusammenkunft in Reval aufregten. Sogar ein dermaßen vorsichtiger und vorurteilsloser Historiker wie Erich Brandenburg hält Reval für einen Wendepunkt in der europäischen Diplomatie.“

** Nach der am 15. August 1947 erfolgten Unabhängigkeitserklärung Indiens und Pakistans verzichtete König Georg VI. auf den Titel „Kaiser von Indien“.

das ich bei früheren Londoner Besuchen so oft als Gast betrat, nun die Tafel: „H. M. Foreign Office, Personnel Department - Financial Department". Die britische Regierung hat sich heute - zehn Jahre nach Kriegsende - immer noch nicht entschließen können, diese noch von den preußischen Königen gegen harte Taler erworbenen, später von Hitler ausgebauten Gebäude in deutsche Hände zurückzugeben.

So lungert nun ein zerlumpter Neger bettelnd auf den Stufen, ein englischer Pförtner steht an der Tür; nur wenn sie sich öffnet, zeigt sich dem Blick die vornehme Halle in rotem Marmor, die einst die Gäste des deutschen Botschafters erwartete und in der nun Tippfräuleins von Büro zu Büro eilen.

Von der Carlton House Terrace steigt man einige Stufen hinab zur breiten Mall, die zum Buckingham-Palast, dem Sitz der englischen Könige, führt. Auf der Mall sah ich - von der Terasse des Botschaftsgebäudes aus - im Mai 1937 den festlichen Krönungszug des damals neu gekrönten Königspaares (Georg VI. und Königin Elisabeth, die heutige Königin-Mutter) vorüberziehen - es war das letzte feierliche Staatsereignis, bei dem noch die ganze Größe des britischen Empire prunkvoll zur Schau gestellt werden konnte. Den exotischen Höhepunkt bildeten damals der Vorbeizug indischer Fürsten und indischer Kavallerie!

Heute spielt sich auf der Mall nur das normale tägliche Leben ab, aber sie prunkt im frischen Grün der Bäume. Während ich am Marlborough-House vorbeischlendere, dringen die flotten Weisen einer Marschmusik ans Ohr: Die berühmte Königswache mit ihren roten Uniformen und hohen Bärenfellmützen schwenkt auf die Straße ein und marschiert auf den Königspalast zu. Alle Straßenpassanten grüßen die Fahne, auch eilige Geschäftsleute halten inne und stehen - das Haupt entblößt - in strammer Haltung, während die Kompanie scharf ausgerichtet mit klingendem Spiel vorüberzieht. Im Vorhof des Buckingham-Palastes beginnt anschließend das ebenso feierliche wie umständliche und langandauernde Schauspiel der Wachablösung. Es gibt heute auf der ganzen Welt kein so überzüchtetes und scharfes Exerzierreglement mehr wie bei diesem englischen Wachregiment. Man hat es einst eingeführt, um den Drill des preußischen Soldatenkönigs zu übertrumpfen. Das ist gelungen. Mit streng abgezirkelten Schritten marschieren die Posten vor dem Schilder-

haus auf und ab, stapfen in fast rituellen Formen ihre Kehrtwendungen.

Inzwischen haben sich roten Mauern gleich die beiden Wachen gegenüber aufgebaut, während die Offiziere ihre verschiedenen Riten vollziehen, den blanken Degen in der Hand, mit dem sie bei jeder Kehrtwendung feierlich exerzieren. Meine Zeit wird knapp und ich kann nicht mehr das Ende der Zeremonie abwarten, der hunderte von Menschen – wie jeden Tag – staunend und andächtig zusehen.

Während ich aus dem Bereich der Uniformen und Fahnen, der Paläste und Parks dem Victoria-Bahnhof zustrebe, kommt aus dem Seitentor des Buckingham-Palastes ein Mann der abgelösten Wachkompanie mit Offiziersgepäck heraus, das er in die nahegelegenen Kasernen hinüberträgt. Aus der modernen Tragetasche ragt ein Tennis-Rackett heraus, wenigstens *ein* Zeichen dafür, daß wir uns nicht mehr im 18. Jahrhundert befinden.

*

Die Fahrt zur Südküste ist besonders abwechslungsreich, die Landschaft gebirgiger als erwartet; sogar durch zahlreiche Tunnels eilt der Zug. Wenig erinnert mehr an die Zeiten des Krieges – diese Gegenden waren es, in denen nach den Plänen des deutschen Generals Student im Falle einer deutschen Invasion in England große Luftlandungen* stattfinden sollten; später wurde dieses Land umgekehrt militärisch bedeutsam: Hier war der Hauptversammlungsraum der Streitkräfte, die im Juni 1944 zur Normandie übergesetzt wurden.

Mein Gesprächspartner am heutigen Nachmittag und Abend ist Anwalt und Notar. In London ließe ihm ein solcher Beruf wohl kaum noch die Muße, über den Rahmen seiner Tätigkeit so weit hinauszublicken, wie Mr. V. hier in diesem Städtchen am Meer es tut.

Seit Jahren beschäftigt er sich als kritischer Beurteiler mit den vielen Problemen, die die Siegerjustiz nach dem Zweiten Weltkrieg gerade dem Juristen bietet – das ist der Anknüpfungspunkt meines Besuches. Er sieht die Dinge freilich nicht nur als Jurist und das gibt, wie sich rasch herausstellt, seinen

---

* Einzelheiten über diese Pläne siehe bei Hove: Achtung Fallschirmjäger, Druffel-Verlag, Leoni am Starnberger See 1954, Seite 96ff.

Ansichten ein besonderes Gewicht. Er prüft Vergangenes nicht nur um des Vergangenen willen, wie es dem Historiker nahe liegt, er fragt nicht danach, ob seine Meinungen „in die Zeit passen“ und ob sie „opportun“ sind (wie das die Journalisten zu tun pflegen), sein Anliegen ist die Zukunft und von dieser Seite her betrachtet er die so viel erörterte „Schuldfrage“.

„Eine Verständigung ist nicht möglich, wenn der eine ein reiner Heiliger zu sein glaubt, und der andere nur als gebesserter Verbrecher gelten darf“ – das ist die Ausgangsmeinung, mit der er sein umfangreiches und sorgfältiges Studium der Tatsachen unternommen hat.

Es ist ein Vergnügen, ihn in seiner knappen und präzisen Form sprechen zu hören, während wir mit dem Blick auf den sich zum Horizont dehnenden Atlantik eine lange Wanderung am Strand entlang unternehmen, bevor wir uns zu Weißwein und Seezunge niedersetzen.

Für den munteren und geistreichen Notar, der – wenn er etwas Wichtiges zu sagen hat – immer wieder stehen bleibt und mich mit blitzenden Augen ansieht, ist es ein ganz wichtiger – und wie er meint hoffnungsvoller – Umstand, daß das englisch-deutsche und das deutsch-englische Mißtrauen erst vor fünfzig Jahren begann, also mit geschichtlichem Maßstab gemessen nur ein Zwischenfall ist. Diesen Gedanken wiederholt er mehrmals, als wolle er ihn rot unterstreichen.

Witzig erzählt er davon, daß noch in der Jugendzeit seines Vaters jedes englische Schulkind dahin belehrt wurde, die Franzosen als den „Erbfeind“ zu betrachten: nicht nur, weil die britische Geschichte bis dahin im Wesentlichen aus Kriegen mit Frankreich bestand, sondern auch weil dieses Land katholisch war und überhaupt als „unmoralisch“ galt.

„Die Franzosen waren unbeliebt und wurden verachtet; Rußland wiederum war auch unbeliebt, aber es wurde gefürchtet, weil man in ihm eine Drohung für Indien sah. Die Deutschen dagegen waren damals – in der victorianischen Zeit – sehr geschätzt und zwar aus vielerlei Gründen: Es hatte nie einen Krieg mit ihnen gegeben; sie waren im Gegenteil oft unsere Bundesgenossen gewesen, von der Schlacht von Blenheim bis Waterloo. Außerdem waren sie in der Mehrzahl Protestanten, worauf man im damaligen England beträchtlichen Wert legte. Und nicht

zuletzt: sie standen im Rufe, ein ähnlich gutes und geordnetes Familienleben zu führen, wie wir es schätzen."

Die völlige Wendung, die in dieser Einstellung nach 1900 eintrat, ist für Mr. V. ein Rätsel, zu dem es zwar einige Erläuterungen, aber keine befriedigende Lösung gibt. Er nennt: die persönliche Antipathie, die der König Eduard VII. gegen seinen Neffen, den Kaiser Wilhelm II. empfand, das Nachlassen der protestantischen Gefühle, das es ermöglichte weniger antifranzösisch und weniger pro-deutsch zu sein; natürlich spielte auch der deutsche Flottenbau und die Handelskonkurrenz eine Rolle – beides aber vor allem deshalb, weil das der aufkommenden populären Northcliffe-Presse die Schlagworte lieferte, um Deutschland als den „Nationalfeind" zu proklamieren.

„Trotz all dem kam der Ausbruch des Krieges mit Deutschland im Jahre 1914 wie ein Schock über unser Volk, erst *dann* wurde der Haß allgemein."

Heute, so meint er auf meine Frage, gebe es in der Bevölkerung immer noch viele Leute, die seit damals fest überzeugt sind, daß die Deutschen – und nur sie – am Krieg schuldig sind: „Sie glauben immer noch die alten Greuelgeschichten und weigern sich, irgendetwas, was dem widerspricht, auch nur zur Kenntnis zu nehmen."

Die weniger zahlreichen, dafür um so einflußreicheren Kräfte, die einer englisch-deutschen Verständigung im Wege stehen, teilt Mr. V. mit der Ordnungsliebe des Juristen in drei Kategorien ein:

1. Die Frankophilen – „das sind die Leute, die meinen, daß England immer Frankreich unterstützen müsse, ganz gleichgültig, was dort getan oder gewünscht wird – der Hauptsprecher dieser Gruppe war der verstorbene Duff Cooper mit seiner Formel: ‚Frankreich ist unser Freund, also muß Deutschland unser Feind sein'. "

2. Die Russophilen – „das sind die Leute, die die Sowjetunion bewundern und unterstützen wollen. Sehr wenige von ihnen sind wirklich Kommunisten, aber sehr viele von ihnen haben Einfluß auf das öffentliche Leben."

3. Die Juden – „sie können sich von Rachegedanken nicht freimachen und werden auch durch die Konzessionen, die man ihnen in Deutschland macht, nicht besänftigt."

Trotz dieser vielen entgegenwirkenden Kräfte, sieht der kritische Notar mit Hoffnung in die englisch-deutsche Zukunft Auch er erwähnt den Fehlschlag der Aktion des Presselords Beaverbrook: „Es ist sehr bemerkenswert, daß die heftige Kampagne, die Beaverbrook mit seinen Zeitungen im letzten Jahr gegen die deutsche Wiederbewaffnung unternommen hat, ein völliger Schlag ins Wasser war. Die Beaverbrook-Presse hat dabei alle Register der antideutschen Propaganda gezogen – und sie tut es heute noch – aber sie hat trotzdem keine Wirkung erzielt."

Die lange Besatzungszeit – so unerfreulich sie für uns Deutsche war und ist – hat für die Meinungsbildung des Durchschnittsengländers beträchtliche Auswirkungen gehabt: „Noch nie hat man in England so viel vom wirklichen Deutschland gewußt, wie heute – und das ist ein ganz neuer Faktor von geradezu entscheidender Bedeutung. Jeder einfache Engländer, der einmal nach Deutschland gekommen ist, hat das deutsche Volk gern."

Das ist sehr schmeichelhaft gesagt und ich zögere nicht, das höfliche Kompliment zu erwidern, so daß wir beide schließlich lachen müssen über das Ausmaß der Zuneigung zwischen zwei Völkern, die sich noch vor zehn Jahren gegenseitig Bomben in die Städte geworfen haben und zwischen denen immer noch Kriegszustand herrscht, denn auch die „Souveränitätserklärung" bedeutet keinen Friedensvertrag.

Schließlich setzen wir diese etwas bitteren Scherze zur Seite und Mr. V. kann noch ein drittes Argument für seinen Optimismus entwickeln: „Es gibt hier eine wachsende Anzahl von Leuten – auch von einflußreichen –, die intelligent genug sind, um heute endlich zu begreifen, daß Rußland eine Gefahr auch für England ist."

Freitag, 6. Mai

„Ihrer Majestät Regierung hat eine Reihe von Pflichten auf Zypern, die sie zu erfüllen beabsichtigt ... Zypern hat manche Vorteile. Es ist der einzige Platz (im Vorderen Orient), wo wir in unseren militärischen Dispositionen frei von Einschränkungen sind. Geographisch ist Zypern günstig gelegen und seine Flugplätze sind von erstrangiger Bedeutung. Das sind unausweichliche Tatsachen und es ist

kein Dienst gegenüber den freien Nationen, wenn jemand vorschlägt, diese Dinge zu vergessen oder zu argumentieren, als ob sie nicht existierten."

Diese deutlichen Worte des Kolonialministers Mr. Alan Lennox-Boyd gaben der gestrigen letzten Debatte des Unterhauses die Würze. Vorher war von einigen Abgeordneten von den Wünschen Griechenlands und der Türkei gesprochen worden, die beide an der Insel Zypern im östlichen Mittelmeer interessiert sind und von den Unruhen, mit denen sich die Zyprioten selbst gegen die englische Herrschaft auflehnen, die ihnen seit über siebzig Jahren auferlegt ist*. Seit die britische Regierung am 22. Februar 1947 ihren Entschluß verkündet hat, die Herrschaft der britischen Krone über Indien aufzugeben und diese Maßnahme anschließend auch durchgeführt wurde, ist es natürlich schwierig geworden, das Kolonialstatut - Zypern ist Kronkolonie - in nähergelegenen und weniger wichtigen Bereichen aufrechtzuerhalten. Die Worte des Kolonialministers deuten zwar an, daß man im Falle Zypern in London hart bleiben will - aber begann es nicht jedesmal mit einer solchen Erklärung? Es sind keine glanzvollen Aussichten, die sich dem zeitungslesenden Engländer aus der Lektüre der letzten Debatte dieses Unterhauses bieten - insbesondere dann nicht, wenn er sich noch an die Zeit vor 1914 erinnern kann. Damals bedurfte es keiner heftigen Erklärungen der Regierung, daß sie durchaus beabsichtige, die britische Souveränität in einer Kronkolonie aufrechtzuerhalten. Damals zweifelte niemand daran, daß das der Fall sei, heute bezweifelt es jedermann - so ändern sich die Zeiten.

*

„Hoffentlich wird Mr. Sundermann das Schauspiel, das er zu sehen bekommt, nicht allzu enttäuschend finden" - mit dieser höflich-selbstkritischen Bemerkung übersandte der Abgeordnete, dem ich die Zuschauerkarte für die heutige, letzte Unterhaussitzung verdanke, den erforderlichen Ausweis. Zulassung zu

* Die bis dahin türkische Insel Zypern im östlichen Mittelmeer wurde im Jahre 1878 von britischen Truppen besetzt, im Oktober 1914 offiziell annektiert und im Jahre 1925 zur Kronkolonie erklärt. Im Jahre 1931 wurde ein Aufstand niedergeschlagen, der den Anschluß der Insel an Griechenland zum Ziele hatte.

den Tribünen des Hauses erfolgt nur auf Empfehlung eines Parlamentsmitgliedes und der Gast muß sich schriftlich zur Einhaltung von Verhaltensmaßregeln verpflichten: es darf im Unterhaus weder photographiert noch gezeichnet werden und es ist dem Besucher nicht nur untersagt, zu essen und zu trinken, sondern auch zu schreiben, in Zeitungen zu lesen oder in Büchern zu blättern, Operngläser zu benützen oder auf der Tribüne stehen zu bleiben. Diese Regelungen sind verständig – immerhin: das Wort „verboten“ gibt es nicht nur in Deutschland, sondern auch im freiesten Parlament der Welt.

Da der Bus mich schneller als vermutet zum großen Platz vor dem Parlament gebracht hat, wandere ich noch durch die gegenüberliegende Westminster Abtei, die nicht nur Englands Krönungskirche, sondern auch seine „Walhalla“ ist. Hier wird der Nachwelt Kunde getan von jedem Manne, der zu Englands Ruhm und Größe beigetragen hat. Vor allem hat es das victorianische Zeitalter verstanden, seine geschichtlichen Gestalten zu ehren: in voller Lebensgröße scheinen die Premierminister der Königin dem Besucher entgegenzugehen, der die Kirche durch den Seitenflügel betritt. Die Denkmäler früherer Zeit sind einfacher gehalten; ein Newton muß sich mit einer im Fußboden eingelassenen Tafel begnügen. Auch neuerdings wird Schlichtheit bevorzugt. Für Asquith, den Premierminister bei Beginn des Ersten Weltkrieges ist eine Wandtafel angebracht: er ist der jüngste unter den Staatsmännern, die hier geehrt werden. Allerdings wird es bald auch ein Denkmal für Lloyd George in der Westminster Abtei geben; er ist erst im März 1945 gestorben und es ist Regel, daß zehn Jahre seit dem Tode vergangen sein müssen, bevor ein großer Engländer durch ein Erinnerungsmal in der Westminster-Kirche geehrt werden kann. Noch ist nicht entschieden, ob künftige Besucher den kampffrohen Waliser in Marmor auf sich zuschreiten sehen werden, oder ob nur seine Büste oder eine Tafel an ihn erinnern wird. Die Meinung des Unterhauses darüber, daß Lloyd George zu den Größen der englischen Geschichte gehöre, war jedenfalls ungeteilt – wie wird es sein, wenn einmal zehn Jahre nach Churchills Tod die Frage sich erhebt, ob und wie er zu plazieren sei?

Wie tief der britische Sinn für geschichtliche Leistung wurzelt, dafür zeugt nicht nur die Westminster Abtei, sondern auch das

große Denkmal, das vor dem Eingang zum Unterhaus Oliver Cromwell gewidmet ist. Immerhin hat der Lordprotektor einst dem sog. Langen Parlament die peinlichen Sätze zugerufen: „Für das wenige Gute, das Ihr getan, sitzt Ihr schon allzu lange hier. Fort mit Euch, sage ich, wir wollen mit Euch nichts mehr zu tun haben. Um Gottes Willen geht!"

Zwei Jahre nach seinem Tode wurden die Gebeine Cromwells aus der Gruft gerissen und sein Leichnam fast ähnlich geschändet, wie es 1945 mit Mussolinis blutigem Körper geschah.

Und doch: Heute steht Cromwells Gestalt unmittelbar vor den Toren des Parlaments - ein Zeichen, daß große Männer ihre Zeit überdauern, aber auch ein Beweis dafür, daß die Engländer fähig sind, in großen Dingen groß zu denken.

*

Mrs. B., die die Besucherkarte vermittelt hat und dem Schauspiel ebenfalls beiwohnen will, erwartet mich in der großen runden Halle, in der das Publikum sich vor den Sitzungen versammelt - sorgfältig von Polizisten bewacht und zur Ordnung angehalten. Nach einer Weile des Wartens beginnt sich eine Gasse zu bilden; Disziplin ist dem Engländer eingeboren, auch hier genügt ein polizeilicher Fingerzeig, um der Prozession der Speakers unter dem Schweigen des Publikums und unter dem „Stillgestanden" der Polizisten den Weg zu öffnen. Voran wird der goldene Stab getragen, der als Symbol der Rechte des Unterhauses gilt und am Tisch des Hauses niedergelegt wird, dann folgt der Speaker - wieviel würdevoller ist dieser Titel, als die Formel „Präsident", die in anderen Parlamenten üblich ist. Jeder Margarine-Konzern hat einen Präsidenten, einen Speaker hat nur das Unterhaus. Eine schwarze Robe und eine mächtige Perücke, die über die Schulter herabreicht, sorgt dafür, daß der Speaker von 1955 sich in seinem äußeren Aussehen kaum unterscheidet von den Speakers, die 1855 oder 1755 durch diese Hallen geschritten sind. Gewiß - die Gesichter wechselten, aber sie sind nur ein fast belangloser Bestandteil der Gestalt und ihrer Aufgabe. Diese beiden blieben gleich und bleiben gleich, Jahrhunderte hindurch.

Über all das kann man lächeln, genauso wie über die Königswache mit ihren Pelzmützen - gewiß sind das alles unpraktische

und kostspielige Spielereien; aber ist es nicht doch nützlich und gut für einen Staat, einige Dinge zu besitzen, die – ganz gleich was geschieht, ganz gleich ob Kriege gewonnen oder verloren werden – immer und stetig ihre Gestalt bewahren? So wie der Speaker des Unterhauses nicht nur der Träger eines Amtes, sondern auch eine Maske ist, die nichts als Würde bedeutet. Die Person des Speakers tritt so weit hinter sein Amt zurück, daß nur die politisch Interessierten seinen Namen kennen, denn in den Zeitungen wird dieser nur einmal nach dem Zusammentritt des Unterhauses bei der Wahl genannt. Dann wird in allen Berichten nur vom „Speaker" gesprochen, wenn er – was selten der Fall ist – ein regelndes Wort, dem stets das Gewicht abschließender Entscheidung zukommt, in die Debatte des Unterhauses wirft.

In welchem anderen Parlament findet sich ein Mann von solcher Selbstbescheidung, der bereit wäre, zwar Abgeordneter zu sein, aber nie seinen Namen in den Zeitungen zu lesen?!

Es muß noch erwähnt werden, daß diese Selbstlosigkeit bei der Auflösung des Unterhauses in der Regel mit der Gewißheit der Wiederwahl zum Abgeordneten belohnt wird. So wurde in den Zeitungen auch diesmal bereits berichtet, daß Mr. W. S. Morrison – der Speaker des bisherigen Unterhauses: ihm gehört der kleine dunkle Gesichtsausschnitt unter der mächtigen Perücke, die gerade an mir vorüberzog – in Cheltenham von den Konservativen einstimmig als Kandidat aufgestellt wurde und daß sowohl die Labour-Party wie die Liberalen darauf verzichtet haben, einen Gegenkandidaten zu nominieren. Nur ein Schullehrer, der als „unabhängiger Sozialist" auftritt und mit keiner der großen Parteien etwas zu tun hat, ist so unhöflich, gegen den Speaker einen Wahlkampf zu führen. Mr. Morrison wird trotzdem auf die Würde seines bisherigen Amtes Bedacht nehmen und – wie die Zeitungen ausdrücklich feststellen – keine Wahlversammlungen abhalten. Sollte dann Mr. Morrison freilich, was anzunehmen ist, im nächsten Unterhaus wieder mit der Übernahme des Speaker-Amtes den Weg in die politische Anonymität antreten, dann wird sein Sitz durch eine Unterhaus-Nachwahl neu besetzt; die Labour-Leute und die Liberalen haben dann genügend Gelegenheit, sich mit den Konservativen um den Parlamentssitz für Cheltenham zu streiten.

Nachdem die „Prozession des Speakers“ (so heißt sie offiziell) vorübergezogen ist, werden die Besucher entsprechend ihren Karten in Kategorien geteilt und der Führung von Parlamentsdienern unterstellt. Unsere kleine Gruppe hat den Vorzug, die Vorhalle der Abgeordneten durchwandern zu dürfen, um mit einem Aufzug ein Stockwerk höher befördert zu werden. Dort werden die Mäntel abgelegt - aber noch verweigert uns der Diener den Eintritt in den Parlamentsraum; durch mehrfache Blicke hinter die knapp geöffnete Tür vergewissert er sich, daß der Speaker Platz genommen und die Sitzung begonnen hat. Erst jetzt dürfen fremde Augen das Schauspiel betrachten.

Unter der breiten Tribüne öffnet sich der lange Saal des Unterhauses. Zur Rechten und zur Linken die grüngepolsterten Bänke, von vielleicht hundert Abgeordneten besetzt. Gegenüber auf hohem Stuhl der Speaker, vor ihm ebenfalls mit Perücken - jedoch von bescheidenerer Bauart - bekleidet seine Sekretäre, vor ihnen der berühmte „Tisch des Hauses“.

Man hat uns zwar eine zweiseitige gedruckte Tagesordnung mit mancherlei belanglosen Punkten in die Hand gedrückt, aber es scheint, daß sie nur noch der Form halber aufgestellt worden ist - das einzige Thema des Tages ist die Auflösung des Unterhauses.

Merkwürdige Stille herrscht unten im Raum; der Speaker sitzt - offenbar erwartungsvoll - in seinem Stuhl, die Abgeordneten verharren schweigend. Auf der linken Vorderbank gegenüber dem Tisch des Hauses ist die Regierung fast vollzählig versammelt, ihr gegenüber die Führer der Arbeiterpartei - es ist einer der seltenen Tage, an denen die Spitzengruppe der beiden großen Parteien zahlreicher vertreten ist als ihre Gefolgschaft; die „back-bencher“, die Leute von den rückwärtigen Bänken, haben sich schon in den Wahlkampf gestürzt.

Es dauert einige spannungsvolle Minuten, bis unter uns eine mittelalterlich schwarz gekleidete Gestalt unter den aufmerksamen Blicken der Versammelten den Raum betritt, würdevoll auf den Speaker zugeht, sich vor dem Tisch des Hauses aufstellt und nach drei tiefen Verbeugungen den Speaker und die „Gemeinen“ auffordert, in das Haus der Lords zu kommen. Es ist der „Black rod“, der höchste Beamte des Oberhauses, der diese Botschaft überbringt. Drüben wartet der Lordkanzler, um vor

dem Thron stehend die Proklamation der Königin über die Auflösung des Parlaments zu verlesen.

Das Unterhaus erhebt sich, der goldene Stab wird aufgenommen und dem Speaker schließen sich bedächtig die Abgeordneten von beiden Seiten wohldiszipliniert in gut geordneter Zweierreihe an. Nur die Sekretäre des Speakers haben sich nicht erhoben, sondern schreiben eifrig in ihren Papieren. Auf den langen grünen Polsterreihen ist ein Handtäschchen zurückgeblieben: Mrs. Jeger, die Labour-Abgeordnete für Holborn und St. Pancraz, nahm als einzige weibliche Angeordnete an der Sitzung teil; es ist anzunehmen, daß sie die Mitnahme eines Handtäschchens vor die Schranke des Oberhauses für unpassend hält.

Da der Speaker ausgezogen und die Sitzung damit unterbrochen ist, sind flüsternde Gespräche auf der Galerie erlaubt; Mrs. B. unterrichtet mich, daß der Raum, in dem wir uns befinden, in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1941 ausgebrannt ist und das Unterhaus während der weiteren Kriegsjahre in einem Gebäude hinter der Westminster-Abtei tagte. Schon 1834 war dieser Saal einmal durch eine Feuersbrunst zerstört und in der alten Form wieder aufgebaut worden. Auch nach 1945 hielt man sich wieder genau an die bisherigen Maße und Pläne. Man hat darauf verzichtet, dem Beispiel anderer Parlamente zu folgen, die für jeden Abgeordneten Pult und festen Sitzplatz aufweisen. Die riesigen Säle, die dadurch entstehen, vertreiben die Unmittelbarkeit des Sich-Gegenüberstehens, das dem Unterhaus die Atmosphäre gibt. Hier kann kein Abgeordneter sich so niederlassen, wie in seinem Büro und hier wird auch die Neigung Reden „zum Fenster hinaus“ zu halten dadurch begrenzt, daß es keine Rednertribüne gibt und keine Rundfunkübertragung.

Unten im stillen Saal haben unterdes die Sekretäre des Speakers ihre Akten zusammengeräumt und sind im Hintergrund verschwunden. Jetzt kommt die Prozession zurück; es fehlt der „Mace“, der goldene Amtsstab; er wurde inzwischen in den St. James-Palast verbracht, wo er aufbewahrt wird, bis das nächste Parlament sich versammelt. Der Speaker allein führt die Prozession an, vor dem Tisch des Hauses teilt sie sich – die linke Reihe strebt der Regierungsbank, die rechte den Oppositionssitzen zu und auch das Handtäschchen wird wieder von seiner Besitzerin ergriffen.

Der Speaker freilich steigt die Stufen zu seinem erhöhten Sitz nicht wieder empor, sondern läßt sich am Tisch der Sekretäre nieder: das endgültige Zeichen dafür, daß das Parlament inzwischen sein Ende gefunden hat.

Von einem kleinen Blatt Papier liest der Speaker nun nochmals die Botschaft der Königin, die im Oberhaus gerade verkündet worden ist. Sie endet mit dem Datum des Erlasses; der Speaker erhebt ein letztesmal die Stimme: Nineteenhundredfiftyfive! Neunzehnhundertfünfundfünfzig!

Die Stimme ist verklungen – es folgt eine letzte Szene: als Erster tritt von der Regierungsbank her der Schatzkanzler auf den Speaker zu, der würdevoll sitzen bleibt, und reicht ihm die Hand – es folgt sofort von der anderen Seite Mr. Attlee, der Führer der Opposition und tut desgleichen; nun kommen alle anderen anwesenden bisherigen Mitglieder des Hauses heran, treten zum Speaker und sagen ihm Lebewohl. Wie ein Lehrer, der seine Schüler in die Ferien entläßt, so nimmt Mr. Morrison von ihnen Abschied. Für manchen hat er noch zusätzliche freundliche Worte ... vor allem für die, die nicht wiederkommen werden; bei einer ganzen Reihe von Abgeordneten steht es bereits fest, daß sie nicht nochmals kandidieren. Für sie ist diese Stunde der Augenblick des Abschiedes vom politischen Leben. So liegt ein Hauch von Wehmut über diesen höflichen Händedrücken und Verbeugungen und lächelnden Flüsterworten.

Nach dem Abschied vom Speaker verläßt jeder Abgeordnete unverzüglich den Saal und schließlich ist die letzte Hand gedrückt – eine Sekunde lang sitzt der Speaker gedankenvoll im eeren Raum, ein eindrucksvoll seltsames Bild, dann besinnt er sich, ergreift den schwarzen, dreispitzigen Hut, rafft die Robe zusammen und geht allein als Letzter aus dem Saal.

*

Das letzte Parlament des verstorbenen Königs Georg VI. hat geendet, das erste der jungen Königin Elisabeth II. wird in einigen Wochen hier zusammentreten – diese typisch englische Unterscheidung der Parlamente wird in den heutigen Morgenzeitungen getroffen, verbunden mit Rückblicken auf die Ereignisse, die das jetzt aufgelöste Parlament in den Jahren 1951 bis 1955 beschäftigt haben.

Als wir aus den langen Hallen des Parlamentsgebäudes wieder auf die Straße und in die Sonne treten, schlägt die Glocke auf dem hohen Big-Ben-Turm, der das Wahrzeichen des Londoner Regierungsviertels ist, weithin hallend die zwölf Schläge der Mittagsstunde.

Nach dem dankbaren Abschied von Mrs. B., die mir in so liebenswürdiger Weise den Cicerone gemacht hat, lese ich auf einer Bank sitzend – gegenüber dem Denkmal des Königs Georg V., das jenseits des Platzes steht (hier gibt es überall Denkmäler) – die „Nächtlichen Gedanken eines Ex-M.P." (eines bisherigen Unterhaus-Abgeordneten), die der Labour-Abgeordnete Freeman in „Statesman and Nation" veröffentlicht hat. Er findet, das Unterhaus sei der „beste und verführerischste Klub der Welt", allerdings nicht wegen des „abscheulichen Essens" und wegen der sonstigen Einrichtungen, die „meist unbequem und wenig komfortabel" seien, sondern „because of the community of interest in power" wegen der „Gemeinsamkeit des Interesses an der Macht". Dieses gemeinsame Interesse läßt das Unterhaus – wie der Ex-M.P. meint – „the very best of talking shops" werden: ein Ausdruck, der sich vielleicht als: „die mit Abstand beste aller Gesprächsgelegenheiten" annähernd übersetzen läßt.

Freeman findet freilich, daß die Medaille auch eine Kehrseite besitzt; das Unterhaus, das soviel Interessantes bietet – soviel Leben und Politik in einem Mikrokosmos – verleitet viele Abgeordnete, keinen Blick mehr hinaus zu tun. Sie beginnen ein Leben zu führen, in dem sie mit niemand mehr etwas gemein haben, außer mit sich selbst. Der Durchschnitts-Abgeordnete sei im Alter von 45 Jahren „bald, pallid and ulcerated, narrowminded and periphrastic – and worse – he is complacent about it all". (Er ist kahl, bleich und krank, engstirnig und geschwätzig; und schlimmer noch: er ist trotz alledem selbstzufrieden.) Der Ex-M.P. sieht voraus, daß nach drei Wochen eines „rituellen Kampfes" fünfhundert solcher Leute ihre wohlgeordnete Karriere wieder aufnehmen werden.

Wie so oft in einem Artikel findet sich auch hier der Kern der Betrachtung erst im letzten Satz. Ein *denkender* Abgeordneter – so meint Freeman – finde es mehr und mehr schwierig, „to convince themselves that decisions of real moment are any

longer taken in Parliament" (sich davon zu überzeugen, daß Entscheidungen von wirklicher Bedeutung tatsächlich noch im Parlament gefällt werden).

Damit ist das Problem angedeutet, das sich hinter all der Feierlichkeit verbirgt, mit der das Unterhaus seine Würde wahrt.

*

Nachmittags finde ich in der Bibliothek der „London School of Economics" als Buch veröffentlicht, was Hitler lange und vergeblich zu erfahren wünschte: Churchills Reden in den geheimen Unterhaus-Sitzungen, die während des Krieges abgehalten wurden. Im Jahre 1946 erschien dieses Buch unter dem Titel: „Secret Session Speeches".

Die darin enthaltenen Texte stellen eine offenbare Wiedergabe der Stenogramme dar, obwohl natürlich nicht feststellbar ist, ob etwa Kürzungen vorgenommen wurden.

Nur von einer Rede – nämlich der wichtigsten – *fehlt* der Wortlaut: In den Tagen des Zusammenbruches Frankreichs – am 20. Juni 1940 – sprach Churchill zum ersten Mal in einer Geheimsitzung des Unterhauses. Sicher liegt auch von dieser Rede ein Stenogramm vor, aber in die Buchveröffentlichung ist es nicht aufgenommen worden. Statt dessen werden in Faksimile die Notizen wiedergegeben, die Churchill als Unterlage für diese Rede benutzt hat. Es handelt sich um mehrere Seiten in Schreibmaschinenschrift, mit handschriftlichen Einschaltungen. Manche Sätze sind formuliert, zu anderen Punkten sind nur Stichworte notiert.

Nach diesem Faksimile zeigt sich, daß Churchill in jener entscheidenden Stunde des Krieges, als es schien, als ob England ganz allein auf dem Schlachtfeld übrig geblieben sei, nach einer ausführlichen Darstellung der sich überstürzenden französischen Ereignisse den Unterhaus-Abgeordneten zunächst Hoffnung auf ein Eingreifen der Vereinigten Staaten gemacht hat. In der damaligen Sicht mochte das angesichts der Abneigung der amerikanischen Bevölkerung gegen einen Kriegseintritt noch kühn gewesen sein, aber des Präsidenten Roosevelt war die britische Regierung sich zweifellos sicher. So durfte Churchill dichterisch formulieren – diesen Satz hat er im Wortlaut seiner Redeunter-

lage eingefügt: „I cannot doubt a whole English speaking world will be in line together and with the oceans and with the air and all Continents except Europe“ (Ich kann nicht daran zweifeln, daß die ganze englisch-sprechende Welt sich zusammenfinden wird und mit ihr die Ozeane und die Luft und alle Kontinente, mit Ausnahme von Europa).

Hitlers Vermutung war es stets, Churchill habe schon damals das Argument verwendet, daß die *Sowjet-Union* gegen Deutschland Front machen werde (wie sich das im Juli 1940 mit der Besetzung der Bukowina abzuzeichnen begann). Churchills Redenotizen schweigen sich darüber aus – nur ganz kurz vor dem Schluß steht in großen Buchstaben dazwischen geschrieben:

RUSSIA

Es ist ein Stichwort und es wird nicht mitgeteilt, was Churchill darüber gesagt hat. So bleibt die Frage, die Hitler sich stellte, immer noch unbeantwortet.

*

Am Abend noch eine interessante Unterhaltung mit Mr. C., der vor dem Krieg ein führendes Mitglied der „Link“ (zu Deutsch: „Bindeglied“) war, wie sich eine bedeutende „unabhängige politisch-unparteiische Organisation zur Förderung deutsch-englischer Freundschaft“ nannte. Innerhalb weniger Jahre hatte es die „Link“ auf etwa zehntausend Mitglieder aus den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung gebracht – ein ungewöhnlicher Erfolg für eine solche Organisation. Die „Link“ organisierte Diskussionsabende, Vorträge, Briefwechsel mit deutschen Korrespondenten gleichen Standes – z.B. von Ärzten mit Ärzten, Arbeitern mit Arbeitern usw. – und daraus entstanden Gruppenreisen und Austauschbesuche. Zuletzt fuhren über hundert „Link“-Mitglieder im August 1939 zu den Salzburger Festspielen.

Für die „Anglo-German Review“, die Zeitschrift der „Link“, schrieben so bekannte Persönlichkeiten wie der frühere Premierminister Lloyd George, der damalige Führer der Labour-Partei George Lansbury (der ebenso wie Lloyd George auch Hitler besuchte), Lord Lothian, Lord Londonderry, der Herzog von Bedford u. a.

Mr. C. erzählt, daß zunächst auch Premierminister Chamberlain das Wirken der „Link" wohlwollend zu beobachten schien und dem Redakteur „Anglo-German Review" gelegentlich ermunternde Zuschriften sandte.

Resigniert erinnert sich Mr. C. dieser Jahre und der Hoffnungen, die ihn in jener Zeit bewegten: „Es ist schwer zu sagen, was unsere damalige Friedensarbeit wert war und ob sie unseren beiden Völkern überhaupt etwas nützte. Jedenfalls sind wir dafür im Kriege jahrelang im Gefängnis gesessen und hatten schön Zeit über die Weltlage nachzudenken."

Die führenden Leute der „Link" einzusperren, war gewiß eine ebenso törichte wie überflüssige Maßnahme des britischen Innenministers. Es war das ein Kreis von außerordentlich ehrenhaften und strikt loyalen Engländern. Typisch für sie war der Satz, mit dem Mr. C. seinen Rückblick abschließt: „Natürlich haben ‚Link' und ‚Review' am Tage des Kriegsausbruches – bis zu diesem Augenblick waren sie tätig – ihr Wirken sofort eingestellt, nach dem Grundsatz ‚The Kings enemies are our enemies' (Des Königs Feinde sind unsere Feinde)."

Allerdings wurde in den ersten Kriegswochen – unabhängig von der aufgelösten „Link", aber doch von den ihr nahestehenden Kreisen – ein bemerkenswerter politischer Schritt unternommen, von dem ich nun erstmals Genaueres erfahre.

„Einige Tage nach dem 3. September 1939", so berichtet Mr. C., „versammelten sich in London eine Anzahl patriotischer Männer und Frauen, um die Lage zu besprechen. Unter anderen waren anwesend Sir Barry und Lady Domvile, Captain R. Gordon-Canning und Sir Alliot Verdon Roe. Es war uns klar, daß der Krieg unmöglich zum Vorteil Englands ausgehen könne und daß ein Sieg zu kostspielig werden müsse, als daß sich Großbritannien dann noch als unabhängige Großmacht werde aufrechterhalten können. Ich nahm zur Versammlung eine Aufzeichnung von sechs Punkten mit; da die zwanzig Anwesenden keine anderen Vorschläge machten, wurden diese sechs Punkte als Unterlage zur Sammlung von Unterschriften und zur Vorlage an die Regierung angenommen. Mehrere hundert Unterschriften wurden dann in der Tat gesammelt; es befanden sich sehr bemerkenswerte darunter. Schließlich unternahm es einer der Unterzeichner – meiner Erinnerung nach war es der

Marquis of Tavistock (der spätere Herzog von Bedford) – , das Dokument der britischen Regierung vorzulegen. Den Ausgang der Angelegenheit konnte ich nicht mehr gut verfolgen, weil ich inzwischen verhaftet wurde. In einigen Notizen hat sich die englische Presse damals mit dem Dokument befaßt.“

Ich erinnere mich, solche Andeutungen in unserem damaligen „englischen Material“ (Pressenachrichten, die wir aus Stockholm und Lissabon bezogen) gelesen zu haben und bitte Mr. C., mir den genauen Text dieser „Sechs Punkte“ zu überlassen. Hier sind sie:

„1. Wir kennen keinen vernünftigen Grund, der die Fortsetzung des Krieges um den Preis von Millionen Menschenleben rechtfertigen würde;

2. wir sind nicht überzeugt, daß der Krieg und die Ursachen, aus denen er entstanden ist, nur *einer* Nation oder *einem* Mann zur Last gelegt werden können;

3. wir sind nicht überzeugt, daß die Regierung berechtigt war, unser Land zur Aufrechterhaltung eines status quo in Osteuropa zu verpflichten, den Staatsmänner aller Länder und Parteien aller Richtungen als ungerecht verdammt haben;

4. sowohl als Christen wie als loyale britische Staatsbürger glauben wir, daß es ebenso unrechtmäßig ist, die unverantwortlichen (unjust) Versailler Bestimmungen mit Gewalt aufrechtzuerhalten, wie es unrechtmäßig ist, sie mit Gewalt zu ändern;

5. wir glauben, daß – wenn der Krieg durchgefochten wird bis die eine oder andere Seite einen entscheidenden Sieg erkämpft – keine Wahrscheinlichkeit für einen gerechten und dauerhaften Frieden besteht;

6. wir fordern Seiner Majestät Regierung ernstlich auf, unverzüglich die Initiative zu ergreifen und ihre Bereitwilligkeit auszudrücken, an einer Konferenz zwischen Frankreich, England, Deutschland und Italien teilzunehmen, auf der die zur Diskussion stehenden Fragen auf Grund der 14 Punkte des Präsidenten Wilson geregelt werden sollen.“

Nachdem der Krieg ja gerade deshalb ausgebrochen war, weil die Regierung kein „zweites München“ wünschte, konnte dieser Schritt nur als eine Episode in die politische Geschichte der damaligen Zeit eingehen. Die Weitsicht und Unanfechtbarkeit

ihres letzten Versuches* aber ehrt den Verfasser der „Sechs Punkte" ebenso wie ihre Unterzeichner.

Ich glaube, wir sollten in Deutschland nie vergessen, daß es auch *solche* Engländer gab und gibt.

Samstag, 7. Mai

Die Bibliothek des Britischen Museums ist immer noch geschlossen. Es wird mir deshalb empfohlen, zur Einsichtnahme in alte Zeitungs- und Zeitschriftenbände die Westminster City Library aufzusuchen – sie ist eine der großen Bibliotheken, die in jedem Stadtteil Londons zur allgemeinen Benützung offenstehen.

Hier findet sich in der Tat überraschend viel Material – so kann hier jedermann in sämtliche seit dem Jahre 1792 erschienenen Ausgaben der „Times" Einblick nehmen. Diese „Times"-Bände sind wirklich eine Fundgrube, die dadurch bequem benutzt werden kann, daß zu jedem „Times"-Jahrgang ein alphabetischer Registerband erschienen ist.

Leider steht mir nicht genügend Zeit zur Verfügung, um alles zu suchen und zu finden, was aus diesen anderthalb Jahr-

---

* Unabhängig von den hier berichteten Bestrebungen ist auch der ehemalige Premierminister Lloyd George noch nach Kriegsausbruch für eine Friedensregelung eingetreten. Anfang Oktober 1939 veröffentlichte er einen aufsehenerregenden Aufsatz im „Journal American" und in der „Sunday Times", in dem er im Anschluß an Hitlers Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 u. a. ausführte:

> „Die letzte Rede Hitlers kann als Grundlage einer Friedenskonferenz dienen. Der richtige Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich einerseits und Deutschland andererseits hat noch gar nicht begonnen. Alle Völker wünschen aufrichtig die Vermeidung eines neuen Weltkrieges... Weshalb also keine neue Konferenz der wichtigsten Weltmächte vorschlagen, um die Lage zu untersuchen? Hitler scheint einen solchen Gedanken zu hegen... Er hat schon einige Diskussionspunkte aufgeführt, so die Abrüstung, die Kolonien, den polnischen Staat. Wir haben die Freiheit, andere Diskussionspunkte vorzulegen. Nichts kann verloren sein, vieles kann mit Hilfe einer solchen Konferenz gewonnen werden."

Lloyd George kündigte die Gründung eines „Komitees für Friedensaktionen" an. Am 12. und 13. Oktober 1939 hielt dieses Komitee eine Arbeitstagung ab; eine weitere Wirksamkeit ist nicht bekannt geworden. Zweifellos wurde Lloyd George aufgefordert, seine diesbezügliche Tätigkeit einzustellen; er hat sich später nur noch in Übereinstimmung mit der Politik der Regierung geäußert. Der Aufforderung Churchills, in das Kriegskabinett einzutreten, kam er allerdings nicht nach. Lloyd George starb am 26. März 1945, wenige Wochen vor Kriegsende.

hunderten unserer Erinnerung wieder vorgeführt zu werden verdiente. Erst nach der Erledigung der Text- und Datenvergleiche, die in meiner Arbeitsmappe vorbereitet waren, kann ich es mir leisten, noch einige Blicke in zurückliegende Jahre zu werfen, deren Geschichte hier griffbereit zur Hand ist.

Mir fällt die Vansittartsche Raubvogel-Geschichte wieder ein und ich greife den Jahrgang 1870 heraus. Daß damals Frankreich von den Deutschen „überfallen" worden sei, gehört seit einigen Jahrzehnten geradezu zum eisernen Bestand nicht nur der französischen, sondern auch der englischen Propaganda.

Es ist eine ziemlich aufregende Sache, jenen heute bereits 85 Jahre zurückliegenden entscheidenden Juli-Monat gewissermaßen mit den Augen des damaligen Zeitungslesers zu verfolgen; zwischen den Anzeigenseiten, in denen von längst verstorbenen Herrschaften nicht mehr lebende Dienstmädchen gesucht werden, die Nachrichten und Leitartikel herauszufinden, die von einem bereits Geschichte gewordenen Geschehen berichten.

Da wird die am 6. Juli 1870 erfolgte Kammererklärung des französischen Außenministers Herzog von Gramont gemeldet, als habe sie gestern stattgefunden. Der Herzog erhob leidenschaftlichen Einspruch gegen die von den spanischen Cortez gewünschte Kandidatur des katholischen Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen. Das war kein freundlicher Akt der französischen Regierung weder gegenüber Spanien noch gegenüber Preußen, dessen Dynastie mit dem jungen Prinzen entfernt verwandt war. Aber der unfreundliche Akt hatte Erfolg. Der Prinz verzichtete auf seine Kandidatur, als er von der Gramont-Erklärung hörte und damit schien die Angelegenheit beigelegt zu sein. Wäre es der französischen Regierung nur darauf angekommen, die Thronbesteigung eines deutschen Prinzen in Spanien zu verhindern, dann würde heute kein Mensch mehr auf den Gedanken kommen, dieserhalb die „Times"-Bände des Jahres 1870 durchzublättern. Der Pariser Regierung aber kam es noch mehr als auf die spanische Sache auf eine Demütigung Preußens und der Hohenzollern an. Damit begann die Sache ähnlich interessant zu werden wie die Danzig-Korridor-Affäre nach dem 25. August 1939.

Die „Times" jener Tage ahnt noch nichts von den Leidenschaften, die ihre Spalten in späteren Jahrzehnten erfüllen wer-

den und sie bespricht schon Anfang Juli 1870 das Verhalten der französischen Regierung mit kühler Zurückhaltung. Zu Gramonts Kammerrede meint der Leitartikel am 8. Juli:

> „Wir sind politische Aufregung in Paris gewohnt und mögen auf einen Ausbruch des Ärgers von seiten einer rastlosen Armee und eines militaristischen Volkes vorbereitet sein“ (jedenfalls ist nach unserem heutigen Sprachgebrauch der Ausdruck „a people instinct with military spirits“ wohl am zutreffendsten mit „militaristisch“ übersetzt!).

Eine grundsätzliche Stellungnahme erfolgt drei Tage später - noch bevor der Verzicht des Prinzen bekannt war - am 11. Juli:

> „Nach der ersten Überraschung, die durch den Ausbruch der französischen Feindseligkeit gegen Spanien und Preußen verursacht wurde, wird man in unserem Lande geneigt sein, mit einem gewissen Gleichmut in die Zukunft zu blikken. Unsere Pflicht als Nation ist klar. Die Minister der Königin dürfen keinen Versuch unterlassen, um den Frieden zu erhalten, *indem sie Frankreich die Extravaganz seiner Empfindlichkeiten und das Fehlen jeglicher Gefahr klar machen, auch dann, wenn der Prinz gewählt wird.*“

Weitere drei Tage danach liegt der Verzicht des Prinzen vor, die Krise scheint beendet und die „Times“ zögert nicht, der französischen Regierung einige deutliche Worte über ihr bisheriges Verhalten mitzuteilen:

> „Ihr Grund, Krieg zu suchen, *war offensichtlich ganz einfach der, daß sie auf ihn vorbereitet war*; daß ihr Chassepot eine mörderischere Waffe ist als das preußische Zündnadelgewehr und daß ihre Mitrailleuse ihr einen zusätzlichen Vorteil bietet.“

Dann kommt die Wende der Ereignisse durch das weitere Verlangen der französischen Regierung auf „ewigen Verzicht“ seitens des preußischen Königs - eine kränkende Herausforderung, die Bismarck durch die bekannte Redigierung der sog. Emser Depesche deutlich machte. Das englische Reuterbüro hat - eine kleine aber bezeichnende Einzelheit - dieses Telegramm ohne weiteren Quellenvermerk so verbreitet, als habe der Berliner Reuterkorrespondent es von sich aus formuliert und *so* ist dieses berühmt gewordene Dokument in der „Times“ vom 15. Juli 1870 veröffentlicht. Frankreichs Antwort war die Kriegserklärung an

Preußen - ein Umstand, der heute ebenso zu den vergessenen Tatbeständen gehört wie die Tatsache der *englischen* und *französischen* Kriegserklärungen vom 3. September 1939. Die „Times" vom Juli 1870, die den ganzen Ablauf der Ereignisse verfolgt hat, nimmt kein Blatt vor den Mund. Ihr Kommentar vom 16. Juli lautet eindeutig:

> „Das größte nationale Verbrechen, das wir seit den Tagen des ersten französischen Kaiserreiches in diesen Spalten zu verzeichnen hatten, ist begangen worden. Der Krieg ist erklärt worden - ein ungerechter, aber vorsätzlicher (premeditated) Krieg. *Dieses schreckliche Unglück, das Europa in Bestürzung versetzt, ist - das ist jetzt nur allzu klar - das Werk Frankreichs ...*"

Vor dem großen Schrank der „Times"-Bände bedarf es nur eines Handgriffes, um Jahrzehnte zu überspringen - und so greife ich nochmals zum Bande vom November 1952, den ich vorher schon einmal eines Zitates wegen in der Hand gehabt hatte. In ihrer Ausgabe vom 7. November 1952 gibt die „Times" die sog. „Maidenspeech", die Jungfernrede, die der inzwischen verstorbene Lord Norwich - der bis dahin Duff Cooper hieß - sieben Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Britischen Oberhaus gehalten hat. Sie verdient wirklich festgehalten zu werden:

> „Wir haben jetzt offensichtlich die Politik, Deutschland umzuerziehen, aufgegeben und uns statt dessen entschlossen, es wiederzubewaffnen und wiederzuvereinigen. Warum soll es unsere Politik sein, Deutschland wiederzuvereinigen? ... Achtzig Jahre lang war Deutschland vereinigt und in dieser Zeit hat es *nichts als Angriffskriege* hervorgebracht."

Es ist jammerschade, daß der edle Lord nicht auch die jedermann zur Verfügung stehenden Dienste der WestminsterLibrary in Anspruch genommen hat. Eine halbe Stunde am Schrank der „Times" hätte ausgereicht!

*

Das Mißverhältnis zwischen äußerem Anschein und wirklicher Bedeutung ist kaum sonst wo so ausgeprägt, wie in der engen Straßenschlucht, deren Schilder den Namen „Fleetstreet" nennen.

„Ich verwahre mich dagegen, daß unser Land von der Fleetstreet aus regiert wird, statt vom Parlament“ – diesen knappen Satz machte der verstorbene britische Minister Bevin sogar zu einer Wahlkampfparole, aber an der Machtstellung dessen, was wir als „Fleetstreet“ zu bezeichnen gewohnt sind, läßt sich nicht mit Schlagworten rühren.

Für heute Mittag habe ich mich mit einem alten Kollegen in einem der kleinen, aber guten Lokale verabredet, die überall in der Welt zu finden sind, wo es Journalisten gibt – sie brauchen einen ruhigen Ausgleich zur Hast ihres meist unbefriedigenden Daseins. Vorher wandere ich wieder einmal durch die wohlbekannte Straße, die inzwischen durch den großen Neubau des Reuter-Büros noch erdrückender geworden ist. Dieses Gebäude hat den Turm der dahinter liegenden Kirche in den Schatten gestellt.

Gegenüber liegt das nicht minder monströse Gebäude des „Daily Expreß“. Hoch oben auf dem Dach flattert der Union Jack – als ob Bevins Wort bestätigt und gezeigt werden sollte, daß hier ein öffentliches Amt ausgeübt werde. Es ist Lord Beaverbrook, der hier regiert.

Der Kollege, den ich treffe, ist gealtert. Die Zeit seit unserem letzten Treffen vor dem Kriege ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die Frage, mit der ich hier jedes Gespräch einleite: „Wie ist es eigentlich zu der englisch-deutschen Feindschaft gekommen?“ interessiert ihn. Er kennt die Fleetstreet und die Kräfte, die hier tätig waren und sind. Er findet, daß der Einfluß, den der berühmte Lord Northcliffe auf die Entwicklung der öffentlichen Meinung in England vor allem zu Beginn des Jahrhunderts gehabt habe, weder übersehen noch überschätzt werden könne*.

---

* Alfred Charles Harmsworth, Viscount Northcliffe (1865–1922) war eine außergewöhnliche Persönlichkeit – ein Genie am Rande des Wahnsinns, dem er schließlich auch physisch verfiel. Northcliffes Biographen teilen mit, daß er schon als Fünfzehnjähriger für den Unterhalt einer zehnköpfigen Familie zu sorgen hatte, da sein Vater – ein irischer Anwalt – „gesundheitlich zusammenbrach“. Der Vater lebte zwar noch bis 1889, war aber offenbar geschäftsunfähig und geistig umnachtet. Des jungen Harmsworth Sorge für die Erziehung und Ausbildung seiner Geschwister war ähnlich erfolgreich, wie sein eigener Lebensweg: ein Bruder wurde ebenfalls Lord und Besitzer zahlreicher Zeitungen (Lord Rothermere), ein zweiter Bruder wurde langjähriger Unterstaatssekretär, ein weiterer saß über zwei Jahrzehnte im Unterhaus, ein vierter wurde erfolgreicher Industrieller.

Lord Northcliffe (wie er seit 1905 hieß) verdiente sich schon als 15-Jähriger

Als es Northcliffe gelungen war, zu den großen populären Massenblättern, die er gegründet oder gekauft hatte, im Jahre 1908 auch noch das führende Blatt der englischen Intelligenz, die „Times" in seinen Besitz zu bringen, war es nicht mehr übertrieben, ihn den „Napoleon der Fleetstreet" zu nennen, wie er

---

seine ersten Einkünfte durch journalistische Arbeiten, für die er ungewöhnlich begabt war. Im Alter von 23 Jahren begann er seine Laufbahn als Zeitschriftenverleger mit kleinen Blättern, die ihm – billig im Preis und populär geschrieben – bald ein Vermögen einbrachten und es ihm ermöglichten, im Jahre 1894 die Tageszeitung „London Evening News" zu kaufen. Zwei Jahre später gründete Northcliffe zusammen mit seinem Bruder die „Daily Mail", die Englands erste populäre Massenzeitung wurde. Er propagierte sie als das „Blatt für den beschäftigten Mann" und erreichte bald Millionenauflagen. Redaktionell vertrat Northcliffe eine scharf nationalistische Note und entdeckte bald ein unerschöpfliches Thema in der antideutschen Propaganda, die er zielbewußt betrieb und deren Höhepunkt seine Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg bildete. Northcliffe war so stolz auf diesen politisch-publizistischen Erfolg, daß er im Herbst 1914 ein ganzes Buch antideutscher Zitate aus den vorhergegangenen Jahrgängen der „Daily Mail" veröffentlichen ließ, dem er den bezeichnenden Titel gab: „Scaremongerings from the Daily Mail –The paper that foretold the war";(„scaremongering" ist schwer übersetzbar; im späteren Sprachgebrauch wurde „scaremonger" mit „Kriegshetzer" übersetzt; der Untertitel lautet eindeutig: „Das Blatt, das den Krieg vorhersagte").

Northcliffes Einfluß blieb nicht auf die „Daily Mail" beschränkt. Im Jahre 1903 gründete er den „Daily Mirror" (ursprünglich ein Blatt für weibliche Leser, heute noch ein erfolgreiches Sensationsblatt), 1905 bekam er den „Observer" unter seine Kontrolle und im Jahre 1908 gelang es ihm, durch einen Mittelsmann die angesehene „Times" zu erwerben. Berühmt wurden die „Notizen", mit denen er nun auch der „Times"-Redaktion täglich seine Weisungen zukommen ließ. Über den Inhalt der damaligen Northcliffeschen „Notizen" berichtet R. N. Wilson (Lord Northcliffe, London 1927, Seite 186):

> „Er legte drei Regeln für seine Kampagne fest: seine Zeitungen mußten morgens, mittags und abends der Öffentlichkeit sagen, was Deutschland vorhatte. Seine Zeitungen im Ausland, die Kontinent-Ausgabe der ‚Daily Mail' und die Auslandsseite der ‚Times', mußten bis zum Äußersten die britischen Beziehungen zu Frankreich stärken. Er selbst beschloß, nach Amerika zu gehen."

Er tat dies erstmals im Jahre 1910 und ein zweites Mal – als Leiter der offiziellen britischen Kriegsdelegation – im Sommer 1917. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Viscount ernannt und übernahm dann die Leitung der britischen „Propaganda in den Feindländern", durch die er zum inneren Zusammenbruch der Mittelmächte im Jahre 1918 entscheidend beitrug. Der Einfluß Northcliffes auf die Versailler Konferenz ist bereits erwähnt worden (vgl. Seite 38).

Northcliffes dramatische Laufbahn endete in einer menschlichen Tragödie. Im Mai 1921 beging er den 25. Jahrestag der Gründung der „Daily Mail" durch ein Festessen, zu dem er nicht nur 7000 Personen einlud, sondern auch seine Gäste dadurch verblüffte, daß er seltsame Gebete vortragen ließ, in denen Gott für „die hervorragenden Gaben" gedankt wurde, die er „seinem Diener Alfred" verliehen habe, der „die Geschicke des großen Empire auf



Das Londoner Roosevelt-Denkmal

Die in der Nacht vom 21./22. März 1955 von unbekannten Tätern angebrachte Inschrift „Traitor of Yalta“ (Verräter von Jalta) wird entfernt



es selbst gern hörte. Das Bedenkliche an der Sache war, daß auch dieser Napoleon ebenso wie sein Vorfahr in den Tuillerien sein Hauptaugenmerk auf Deutschland richtete.

Kollege B. betrachtet die Angelegenheit vom beruflichen Standpunkt aus; er findet es verständlich, daß ein Zeitungsverleger seine Zeitung vor allem interessant machen will und daß sich *Angriffe* am interessantesten lesen, vor allem dann, wenn sie allgemein verständlich sind und die Themen sich nicht erschöpfen. „Ein großer Verleger", so meint er, „muß seine ‚Strategie' gründlich überlegen. Northcliffe hat das sicher getan. Die Deutschen anzugreifen war damals neuartig und auffallend, und außerdem konnte ein Massenblatt wie die „Daily Mail" jahrelang davon leben." B. glaubt nicht, daß Lord Northcliffe tiefere Gründe gehabt hat für seine Kampagne gegen Deutschland, die er schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann und dann auf eine immer größere und breitere Grundlage stellte. Ihm sei es wohl vor allem ums Geschäft gegangen. Erst als er durch dieses Geschäft groß geworden sei, habe er sich dafür interessiert, selbst eine Rolle in der Politik zu spielen.

Bevor wir auseinandergehen, frage ich den alten Kollegen noch über die gegenwärtige Situation in der Fleetstreet. Er meint, daß die antideutsche Linie zwar den Reiz der Neuheit eingebüßt habe, aber für die gegenwärtig regierenden Presselords doch noch eine beträchtliche Anziehungskraft besitze: „Wen soll man angreifen und kritisieren? Allzu scharf gegen die Russen zu schreiben ist keine gute Sache für ein Massenblatt; es muß auf die vielen Arbeiterleser Rücksicht genommen werden und

---

den rechten Weg lenkt". Trotz solcher Anzeichen ernster Erkrankung begab sich Northcliffe anschließend auf eine Weltreise, über deren Einzelheiten seine Zeitungen berichten mußten, wie über Staatsbesuche eines Monarchen. Mit angegriffener Gesundheit zurückgekehrt, besuchte er geheimnisvoll und unter allen Anzeichen eines Verfolgungswahnes das Rheinland, verkündete dann, die Deutschen hätten ihn vergiftet und starb in London am 14. August 1922, nicht ohne vorher angeordnet zu haben, daß die „Times" ihm einen ganzseitigen Nachruf zu widmen habe (was nicht einmal beim Tode eines englischen Königs geschieht).

Es ist schwer zu beurteilen, inwieweit Northcliffes Geisteskrankheit in einer ihn entschuldigenden Weise bereits früher wirksam war, in den Jahren, in denen „der Einfluß, den Northcliffe auf seine Generation ausübte, grundlegend gewesen ist" – wie sich die Britische Nationalbiographie (Band 1922 bis 1930) in ihrem Nachruf ausdrückt.

auf den linken Flügel der Labour-Leute; eine zu heftige Sprache gegen die Sowjets hat einen innenpolitischen Beigeschmack. Man vermeidet ihn gerne bei Zeitungen, die für ein breites Publikum bestimmt sind. Bei deutschen Themen gibt es keine solchen Rücksichten. Deshalb ist in der Fleetstreet jeder froh, wenn er irgendwo Stoff findet, um Euch eins auszuwischen, obwohl es" – so fügt er lächelnd hinzu – „natürlich nicht weniger reizvoll wäre, die Amerikaner zu kritisieren; aber der Northcliffe, der so etwas riskiert, ist noch nicht geboren."

*

Schon am Vormittag sind mir zahlreiche Straßenpassanten aufgefallen, die mit ihren Rosetten und sonstigen Abzeichen und mit ihrem lauten Gehabe einen Massenüberfall von Provinzlern auf die Hauptstadt anzeigen.

Jetzt scheint das Hotel, das morgens überfüllt war, wie ausgestorben – nur ein paar ältere Damen haben sich andächtig um den Lautsprecher versammelt. Spricht die Königin oder ist der amerikanische Präsident zu Besuch gekommen oder welche sonstigen Feierlichkeiten finden aus dem Anlaß der zehnten Wiederkehr der deutschen Kapitulation statt? Meine Vermutungen haben sich in ganz falscher Richtung bewegt; ich befinde mich in London an dem denkwürdigen Tage, an dem die englische Fußball-Meisterschaft ausgetragen wird: Newcastle spielt gegen Manchester um den „Pokal".

Am späten Nachmittag kommen die Fußball-Enthusiasten sturmflutartig ins Hotel zurück und schicken sich an, einen kurzen aber erlebnisreichen Londoner Abend zu verbringen. Die meisten der Hotelgäste scheinen aus Manchester zu stammen, denn die Stimmung ist gedämpft, als ob ein ernster Schicksalsschlag sich ereignet hätte. Newcastle hat gesiegt.

Sonntag, 8. Mai

Die größte britische Sonntagszeitung, „Sunday Dispatch" – die Sonntagsausgabe der „Daily Mail" – hebt den heutigen Tag als den zehnten Jahrestag der deutschen Kapitulation nur indirekt hervor; ihre Schlagzeile stellt die Frage: „Können wir Deutschland vertrauen?" Als Antwort darauf veröffentlicht das Blatt ein Interview mit dem westdeutschen Bundeskanzler.

Es handelt sich nicht um ein „echtes“ Interview – also nicht um die Wiedergabe eines Gespräches, das tatsächlich stattgefunden hat – sondern um ein schriftliches Frage- und Antwortspiel, das zwischen dem Bonner Büro der Zeitung und dem Sekretariat des Kanzlers ausgetauscht worden ist.

Die Fragen sind nicht sehr höflich und haben etwas vom Ton einer Vernehmung an sich; die Antworten sind scheinbar Referentenarbeit, jedenfalls Musterleistungen doppelter Ängstlichkeit: Der Sorge einerseits vor dem Zorn des Chefs und andererseits vor der Mißbilligung der Fleetstreet.

„Ist es wahr“, so lautet eine dieser Fragen, „daß Anzeichen einer Nazi-Wiedergeburt in Deutschland festzustellen sind und daß Nazis in Ihrer Verwaltung Posten innehaben und – falls das der Fall sein sollte – welche Vorsichtsmaßregeln haben Sie ergriffen, um eine Wiederbelebung des Nazi-Geistes zu verhindern?“ Nach zehnjähriger Besatzungs-Entnazifierung ist das gewiß eine etwas merkwürdige Frage. Der Bonner Referent findet natürlich nicht den Mut zur naheliegenden ironischen Antwort, sondern erörtert des Langen und Breiten, daß und warum und wieso zur Zeit keine Anzeichen von Nationalsozialismus zu bemerken seien und daß die Bundesregierung „seit Jahren ein Programm durchführt, das dem Nationalsozialismus diametral widerspricht. Ausländer sind manchmal betroffen über Personen in der Politik, Verwaltung, Industrie und anderen Bereichen des öffentlichen Lebens, die auch unter Hitler Ämter innehatten. Ich will diese Tatsache nicht übersehen und nicht verkleinern. Aber es ist niemand in verantwortlicher Stellung, der unter dem Hitler-Regime Verbrechen begangen hat oder seiner alten politischen Überzeugung treu geblieben wäre.“

Es ist zu befürchten, daß mit solchen Erklärungen der deutsch-englischen Verständigung nicht viel gedient wird. Die berufsmäßigen Deutschenhasser werden nur den ersten Teil daraus lesen und die anderen werden nicht viel Achtung vor den charakterlichen Qualitäten der deutschen Führungsschicht erhalten. Es gibt nicht viele Leute in der Welt und gewiß keine Engländer, die so wenig Erinnerungsvermögen besitzen, um nicht den Nationalsozialismus als das zu verstehen, was er ist: als eine nicht wegzudiskutierende bedeutende Epoche der deutschen Geschichte. Hitler gehört zu Deutschland wie Napoleon zu Frank-

reich, wie Cromwell zu England. Es ist ehrlicher und überzeugender, wenn wir denen, die sich an diesen historischen Tatsachen heute noch stoßen, ohne falschen Zungenschlag deutlich machen, wie begreiflich das Jahr 1933 in einer Welt war, die Deutschland die Gleichberechtigung verweigerte und vor dem Bolschewismus die Augen verschloß. Jede lebenstüchtige Nation, die – wie damals die deutsche – mit dem Rücken an einer Wand westlicher Böswilligkeit eine große östliche Gefahr heraufziehen sieht, wird bereit sein, einer starken Persönlichkeit zu folgen, die zum Widerstand aufruft. Wenn ängstliche Referenten heute immer noch nicht zu sagen wagen, was klargestellt werden muß, dann leisten sie schlechte Dienste.

Wie sagte doch vor wenigen Tagen Miß S. zu mir, die Lehrerin in einer Londoner Volksschule ist und sich über die vielen Vorurteile ärgert, die in der sogenannten gebildeten Mittelschicht gegenüber Deutschland herrschen und darüber, daß von deutscher Seite dagegen so wenig Überzeugendes vorgebracht wird: „Es ist schwer, hier als Euer Freund zu gelten und Ihr macht es uns schwer, es zu bleiben."

*

Der heutige „Sunday Dispatch" ist nicht nur durch das Interview auf der ersten Seite bemerkenswert, sondern auch durch eine kleine Leserzuschrift im Inneren des Blattes. Sie stammt von niemand anderem als vom Lord Vansittart:

> „Am 1. Mai schrieb ich in Ihren Spalten eine Warnung, daß die anglo-amerikanischen Beziehungen durch eine Wiederkehr der Labour-Partei an die Macht gefährdet werden würden.
>
> Am selben Tage bestätigte Mr. Aneurin Bevan, reingewaschen und wieder in Gunst, ausdrücklich diese Warnung. Im Einklang mit seinen Leuten sagte er: ‚Es ist schändlich und erniedrigend, wenn die auswärtige Politik Groß-Britanniens von Washington diktiert wird.'
>
> Das ist nicht nur mehr ein Unfugstiften, sondern ein Versuch, unser Volk irre zu führen. *Denn Washington diktiert nicht unsere auswärtige Politik, hat es niemals getan und wird es nie tun. . . .*
>
> Vansittart, Denham Place, Denham, Bucks."

– „denn Washington diktiert nicht unsere auswärtige Politik, hat es niemals getan und wird es nie tun". Glücklich ein Volk, das in seinen Reihen so erleuchtete Geister besitzt, Männer, die mit so beruhigender Gewißheit über die Vergangenheit zu richten, die Gegenwart zu beurteilen und in die Zukunft zu schauen verstehen.

Wie sagt doch der Lateiner: Difficile est, satiram non scribere – es ist schwierig, keine Satire zu schreiben!

*

Zwei Sehenswürdigkeiten habe ich mir für den heutigen Tag aufgespart: Das Roosevelt-Denkmal (eine Neuerung seit meinem letzten Besuch im Jahre 1939) und das britische Gefallenen-Ehrenmal in Westminster, wo alljährlich am 11. November in feierlichem Schweigen unter Stillstand des ganzen Londoner Verkehrs die Erinnerung an das Ende des Ersten Weltkrieges begangen wird.

In den Zeitungen der letzten Tage war zwar von Feiern die Rede, die in Amerika und Rußland zum Zehnten Jahrestag des deutschen Zusammenbruches abgehalten werden. Hinsichtlich des in London vorgesehenen offiziellen Programmes schwiegen sich die Blätter aus. So bin ich auf eigene Erkundung angewiesen.

Es geht auf die zehnte Morgenstunde und das sonntägliche Leben beginnt sich unter dem milden Schein der Frühlingssonne im Hydepark zu regen, während ich in die menschenleere Grosvenor-Street einbiege, die zum Roosevelt-Memorial führen soll; ich fürchte den Weg verfehlt zu haben – so still und einsam zeigt sich die breite Seitenstraße, aber da ist schon das Grün des Parks, in dem man dem amerikanischen Präsidenten ein Denkmal gesetzt hat.

Hier bereitet sich offenkundig keine Feierlichkeit vor. Mutterseelenallein stehe ich vor dem Monument, das sich zwischen Gartenanlagen und Blumenbeeten erhebt und an dessen Fuß ein verwelkter Kranz liegt.

Der blendend weiße Sockel zeigt auf der rechten Seite einen auffällig dunklen Fleck; bei näherem Hinzutreten erweist sich, daß die kürzlich von unbekannten Tätern mit Ölfarbe in großen

ungelenken Buchstaben angebrachte Inschrift „Traitor of Jalta“ (Verräter von Jalta) immer noch gut zu lesen ist.

Vielleicht hängt es mit diesem Vorfall zusammen, daß nun ein Parkwächter gravitätisch durch die Anlagen schreitet und mich nicht aus den Augen läßt - keine Sorge: um des Präsidenten Roosevelt Rolle zu zeichnen, bedarf es keiner roten Ölfarbe mehr.

Inzwischen hat sich der Park durch eine alte Frau belebt, die sich auf einer der Bänke niedergelassen hat. Sie rechnet offenbar damit, hier völlig ungestört zu bleiben, denn sie hat die Schuhe ausgezogen, die Füße auf die Bank gelegt und sonnt sich genießerisch.

Das britische Roosevelt-Gedenken am „VE-Tag“ zeichnet sich durch Schlichtheit aus.

*

Der Vormittag ist mittlerweile vorgeschritten; um nichts Wichtiges zu versäumen nehme ich ein Taxi, das mich durch den Greenpark am Buckingham-Palast vorbei zur „Royal Horse Guard Parade“ bringt. Am Buckingham-Palast ist nur ein Posten aufgezogen; die Flagge fehlt, die sonst die Anwesenheit der Königin anzeigt. Sie hat gestern noch dem Fußballwettspiel beigewohnt und ist dann aufs Land abgereist.

Ein Menschenstrom kommt über den großen Paradeplatz - aber nicht von einer Feier, sondern von der Ablösung der berittenen Königswache, die werktags um 11 Uhr, sonntags aber bereits um 10 Uhr hier stattfindet. Dieses Schauspiel läßt sich kein Besucher Londons entgehen, denn es ist mit seinen Schimmeln und dem klirrenden Lederzeug noch farbenprächtiger und noch gegenwartsentrückter als die Ablösung der Palastwache. Am Buckingham-Palast gibt es wenigstens noch ein Gebäude, das des Schutzes bedarf - hier stehen die Gäule mit ihren eisern blickenden Reitern überhaupt nur zur Zierde und aus Gründen der Tradition vor einem großen Durchgang, der zum Exerzierplatz führt, auf den seit Jahrhunderten die britischen Premierminister blicken, wenn sie in Nachdenken versunken sind.

Die „Royal Horse Guard Parade“ erstreckt sich unmittelbar hinter dem Gebäude Downingstreet 10. Über eine kleine Treppe kann der wissensdurstige Fremde die berühmteste Sackgasse der

Welt erreichen, in der heute – als Zeichen des 20. Jahrhunderts – der Kraftwagen des Premierministers parkt und die Fußball-Enthusiasten von gestern sich mit ihren Frauen zum Andenken fotografieren lassen.

Die lächerlich kleinen Häuser Downingstreet 10 und 11 verschwinden fast unter den mächtigen Regierungsgebäuden, von denen sie umgeben sind. Am hellen Vormittag sieht man hinter den Fenstern das Licht brennen, so finster ist es in dem Hause, in dem der Erste Mann Englands wohnt und arbeitet.

Nur wenige Schritte sind es zur breiten Straße Whitehall, die sich vom Trafalgar Square zum Parlament erstreckt. In ihrer Mitte ragen vom ruhigen Sonntagsverkehr umflossen die Reiterstandbilder des Feldmarschalls Haigh und des Duke of Cambridge (der von 1856 bis 1895 Oberbefehlshaber der britischen Armee war) empor und dort, wo sich die Straße zum Parlamentsplatz etwas niedersenkt, das wohlbekannte hohe Ehrenmal für die gefallenen britischen Soldaten beider Weltkriege; im ersten Krieg waren es etwa 1 Million, im zweiten etwa 500000 Gefallene!

Gewiß, es war ein schöner Gedanke, dieses Ehrenmal mitten in das tägliche Leben und Treiben einer verkehrsreichen Straße zu stellen und doch ist es ein merkwürdiger Eindruck, daß ich – der Deutsche – der Einzige zu sein scheine, der heute davor stehen bleibt, um hier eine Minute des Schweigens zu verbringen – eines Schweigens, das nicht nur denen gilt, die hier geehrt werden, sondern auch denen, die ihnen gegenüberstanden, in zweimaligem mörderischem Ringen, von dem kein Brite und kein Deutscher heute noch sagen kann, es hätte Sinn gehabt.

*

Nachdem es nun gar keinen Zweifel mehr darüber gibt, daß London den heutigen Gedenktag unbeachtet läßt, benütze ich den Nachmittag zu Museumsbesuchen.

In einem etwas abgelegenen Stadtviertel erhebt sich als klassizistischer Bau beträchtlichen Ausmaßes das „Imperial War Museum“, das Kriegsmuseum.

Die Widmung des Hauses lautet: „A Memorial and Record of effort and sacrifice 1914–1918, 1939–1945“ – „Eine Gedenkstätte und ein Bericht des Erfolges und des Opfers“.

Ausschließlich den beiden Weltkriegen sind diese Sammlungen gewidmet, deren Umfang beträchtlich ist. Von mißglückten Bierkrügen, wie sie die englischen Soldaten als Erinnerungen sammelten, bis zu einem Original der deutschen „V 1" ist in gedrängter Fülle eine Unmenge von Gegenständen zusammengetragen, die des Beschauers Blick verwirren.

Immerhin fällt auch dem flüchtigen Besucher manches Bemerkenswerte auf. So in der Eingangshalle eine Fotokopie der berühmten Chamberlain-Hitler-Erklärung vom 30. September 1938: Ironie oder ernste Absicht?

Adolf Hitler nimmt einen fast beherrschenden Platz in Imperial War Museum ein. Nicht nur, daß in den meisten Erklärungstexten zu den Ausstellungsstücken aus dem Zweiten Weltkrieg seine Handlungen und Pläne in meist korrekter Sprache erörtert werden - um einen großen, von Splittern beschädigten Bronzeadler aus der Berliner Reichskanzlei sind Bilder und Reproduktionen aus seinem Leben gruppiert; sogar die Wiedergabe eines Aquarells befindet sich darunter, das Hitler als Soldat in Frankreich während des Ersten Weltkrieges angefertigt hatte und schließlich eine Aufnahme des Raumes aus dem Reichskanzleibunker, in dem er sich den Tod gab. Eine breite Blutspur zeugt von dem Geschehen, das eine Epoche Weltgeschichte beendete... Andere ausgestellte Bilder zeigen: Das ausgebrannte Unterhaus nach dem Angriff vom 10. Mai 1941, die beschädigte Downingstreet 10 nach einem deutschen Luftangriff im Februar 1944, bemerkenswerte weitere Aufnahmen von den Schäden, die die deutschen V-Waffen noch 1944 und 1945 in London verursachten.

Mehr in den Bereich des Kitsches gehört das große Modell eines „air-raid-incident", das der Beschauer durch Druck auf einen Knopf beleuchten kann: Dann werden im Hintergrund die Scheinwerfer der Luftabwehr, im Vordergrund brennende Häuser, Bombentrichter, Ambulanzen und Suchtrupps sichtbar, die das unheimlich-vertraute Bild jener Tage wiederbeleben, wie es sich auch in unser Gedächtnis eingegraben hat. Einige Sekunden - das Licht erlischt, die Vision ist vorüber.

Eine Statistik berichtet, daß England während der Kriegsjahre insgesamt 60085 Luftkriegsgefallene zu beklagen hat - daß demgegenüber allein der Luftangriff auf die von Flücht-

lingen überfüllte Stadt Dresden Ende Februar 1945 über 200 000 Deutschen das Leben kostete, meldet diese Statistik freilich nicht.

Um mich in der Überfülle der Sammlungen zurechtzufinden, erbitte ich die Hilfe eines Museumsdieners, der – nach seiner Meinung befragt, welches das interessanteste Erinnerungsstück sei – mich in eine große Halle zu dem Motor eines deutschen Flugzeuges führt, an dem die Inschrift zu lesen ist:

> „Dieser Motor wurde aus den Trümmern des zweimotorigen Jägers Messerschmitt Me 110 geborgen, der in Flammen niederging, nachdem Rudolf Heß am späten Abend des 10. Mai 1941 mit dem Fallschirm bei Eaglesham südlich von Glasgow abgesprungen war."

Die Museumsbesucher stehen staunend vor diesem Ausstellungsstück und lesen mit Andacht die Inschrift.

Ob sich wohl einer des Umstandes bewußt ist, daß derselbe Rudolf Heß noch heute in einer Gefängniszelle in Spandau gefangen gehalten wird?

Ein zweites Mal werde ich an diesem Nachmittag an den einsamen Mann erinnert: Als ich gegen Abend den Tower besuche – die gewaltige vor fast tausend Jahren errichtete alte Königsburg, die in allen seitherigen Epochen britischer Geschichte eine Rolle gespielt hat – finde ich nochmals eine an den Heß-Flug mahnende Sehenswürdigkeit. Der sogenannte Beauchamp-Tower – ein gedrungener Turm an der Westseite des großen Tower – hat in früheren Jahrhunderten verschiedentlich als Gefängnis für Männer von Rang gedient, deren Inschriften sich teilweise noch an den Wänden erhalten haben. Man hielt diesen Platz für geeignet, um in einer beleuchteten Glasvitrine hier auch eine Unterschrift von Rudolf Heß zu zeigen, die er auf einem Briefbogen des Tower-Kommandanten diesem am 20. Mai 1941 – also wenige Tage nach der Landung in Schottland – zur Verfügung gestellt hat.

Ein erläuternder Text besagt, daß Heß vom 17. bis 20. Mai 1941, zwar nicht in diesem Raum, aber doch innerhalb des Tower-Bereiches, im sogenannten Kings House – der Wohnung des Tower-Gouverneurs – gefangen gehalten wurde.

Lag dieser merkwürdigen kurzfristigen Unterbringung mitten im Herzen Londons die Absicht zugrunde, mit Heß doch ein ernsthaftes Gespräch zu führen?

Wie dem auch sei, am 20. Mai bereits wurde Heß wieder in ein Krankenauto verladen und aufs Land transportiert – die selbstgewählte Mission war gescheitert.

Die Heß-Unterschrift, die im Februar 1946 von Colonel E. D. Mackenzie dem Tower-Museum gestiftet wurde, ist im Tower das einzige Ausstellungsstück aus dem Zweiten Weltkrieg. Alle anderen Sammlungen führen nur bis zum Burenkrieg. Von einer venezianischen Löwenfigur, die auf Korfu erobert wurde, bis zu Gewehren, die einem Häuptling von Mandalay abgenommen und Feldgeschützen, die in den napoleonischen Kriegen erbeutet wurden, findet der Interessent an militärischen Beutestücken hier eine ungewöhnlich reiche, weltweite Sammlung vor.

Fast allen europäischen Nationen und so ziemlich sämtlichen Völkerschaften und Stämmen des weiten Erdballes haben die Engländer im Laufe der Jahrhunderte Erinnerungsstücke abgenommen. Trotz Suchens finde ich keine Beutestücke deutscher Herkunft – bis ich mich daran erinnere, daß es ja bis 1914 keinen englisch-deutschen Krieg gegeben hat...

Des Towers bedeutendste Sehenswürdigkeit ist die Schatzkammer, in der die britischen Kronjuwelen zur Schau gestellt werden. In langer Doppelreihe stehen die Besucher an, um in den engen runden Raum eingelassen zu werden, dessen Mitte eine hellbeleuchtete Glasvitrine bildet: Den bewundernden Blicken des Publikums wird hier die große, glitzernde Reichskrone der regierenden Königin mit dem Zepter vorgeführt sowie die anderen kleineren Kronen, die für verschiedene Zwecke angefertigt wurden.

Eine davon ist für den kritischen Betrachter nur noch eine Erinnerung: Die kaiserliche Krone von Indien, mit der sich König Georg V. am 12. Dezember 1911 in Delhi krönte. Sein Sohn, König Georg VI., mußte auf diese Krone verzichten; sogar eine neue Münzumschrift wird seither geprägt, in der die bisher geläufigen Worte „Imp. ind.“ (Imperator Indiae) fortgelassen sind!

Montag, 9. Mai

Den zehnten Jahrestag ihres zweifelhaften Sieges über Deutschland haben die Engländer in der Tat nicht gefeiert – die Morgenblätter bestätigen es. Nicht einmal irgendein Dinner hat stattgefunden und das will in London etwas bedeuten.

Nur über die russischen Siegesfeiern wird ausführlich berichtet: In Berlin habe der sowjetische Marschall Schukow bei der dort abgehaltenen Siegesparade statt der erwarteten 200000 deutschen Zuschauer nur hunderttausend vor sich gehabt (was – wenn die Meldung stimmt – immer noch um 100000 zuviel waren).

*

Von den letzten Stunden des Londoner Aufenthaltes gäbe es nichts zu notieren, wäre mir nicht in der Bibliothek des Britischen Museums (die jetzt ihre Pforten wieder geöffnet hat) das erst kürzlich erschienene und in beträchtlicher Auflage verkaufte Buch eines Lord Russell of Liverpool in die Hand gefallen.

Noch im Herbst 1954 hat es dieser Lord für angezeigt gehalten, unter dem Titel „The Scourge of the Swastika" (Die Geißel des Hakenkreuzes) eine „kurze Geschichte der Nazi-Kriegsverbrechen" dem englischen Leserpublikum darzubieten, ohne auch nur im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, wieviel von den besatzungsbefohlenen Propaganda-Parolen der Nachkriegszeit sich inzwischen als unhaltbare Phantasie erwiesen haben.

Natürlich unternimmt der Lord auch nicht den geringsten Versuch, die bitteren Ereignisse, die der Zweite wie auch schon der Erste Weltkrieg auf beiden Seiten zeitigte, als eine Krise der Zivilisation zu begreifen, wie allein sie überhaupt begriffen werden können, insoweit es sich um Tatbestände und nicht um Greuelmärchen handelt. Der Lord mischt seine Speise aus beiden Elementen. Und da ist es ihm ausschließlich darum geht, die Deutschen zu verdächtigen, findet sich in seinem Buch natürlich kein Wort über die *allgemeine* Brutalisierung des Krieges, die der von der englischen Regierung ausgelöste Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung zur Folge hatte, nichts von der Ausrottung der Wolgadeutschen im Herbst 1941 (die vielleicht einen gewissen Anstoß zu den geheimen deutschen Vernichtungsbefehlen gegen Juden* gegeben hat), nichts auch von den

* Weder die Frage des Ausmaßes dieses Geschehens noch die der wirklichen Verantwortlichkeit für die Tötung internierter Juden ist während der großen Nachkriegsprozesse jemals geklärt worden. Der Phantasie und der Propaganda waren keine Grenzen gesetzt; es scheint sogar, daß man eine

Atombombenwürfen auf Hiroshima und Nagasaki, die trotz der Gewißheit der bevorstehenden japanischen Kapitulation Anfang August 1945 offensichtlich nur deshalb erfolgten, um die Wirkung des neuen Tötungsmittels noch kurz vor Torschluß

---

genauere Untersuchung geradezu vermieden hat, um einen viel größeren Kreis beschuldigen zu können, als er an den Vorgängen beteiligt war und Kenntnis haben konnte. Nach allem, was bisher bekannt geworden ist, hat nur ein ganz enger, im Geheimen wirkender Stab von Leuten, die ihre Weisungen von Himmler erhielten, mit dieser Art von Maßnahmen zu tun gehabt. Himmler scheint sich so etwas wie eine Generalvollmacht erwirkt zu haben, die es ihm ermöglichte, einen Teil der internierten Juden in Auschwitz durch Gas zu töten, andere in Maria Theresienstadt dem Roten Kreuz vorzuführen, wieder andere im Flugzeug nach Lissabon reisen zu lassen und schließlich ab Herbst 1944 alle Juden unter seinen „besonderen Schutz" zu stellen – alle diese Varianten Himmlerscher Judenpolitik hat es gegeben.

Als im Herbst 1943 dänische Juden verhaftet wurden und die Auslandspresse darüber sensationelle Berichte veröffentlichte, wandte ich mich in meiner damaligen Eigenschaft als stellvertretender Pressechef der Reichsregierung an das zuständige Reichssicherheitshauptamt mit dem Ersuchen um grundsätzliche Informationen, damit ich auf der Berliner Auslandspressekonferenz Stellung nehmen könne. Die erbetenen Auskünfte wurden unverzüglich erteilt; ich habe sie am 7. Oktober 1943 in einer Erklärung vor den in Berlin tätigen Auslandspressevertretern verwendet.

Zur Rechtslage wurde der Standpunkt eingenommen, daß von den im deutschen Bereich lebenden Juden feindselige Handlungen zu erwarten und Sicherungsmaßnahmen nicht nur nach Kriegsrecht zulässig, sondern auch erforderlich seien (auch die amerikanischen Behörden haben während des Krieges Sicherheitsinternierungen nach rassischen Gesichtspunkten durchgeführt: nach Pearl Harbour wurden in den Staaten der Westküste zahlreiche Einwohner japanischer Volkszugehörigkeit – auch wenn sie amerikanische Staatsbürger waren – verhaftet und für Kriegsdauer in Lagern untergebracht). Es wurde auf die in der Tat erstaunliche Erklärung des Zionistenführers (und späteren Präsidenten von Israel) Dr. Chaim Weizmann verwiesen, der in einem veröffentlichten Staatspapier dem britischen Premierminister Chamberlain am 5. September 1939 folgendes mitteilte:

> „Ich wünsche in nachdrücklichster Form die Erklärung zu bestätigen, daß wir Juden an der Seite Großbritanniens stehen und für die Demokratie kämpfen werden. Aus diesem Grunde stellen wir uns in den kleinsten und größten Dingen unter die zusammenfassende Leitung der britischen Regierung. Die jüdische Vertretung ist bereit, in sofortige Abkommen einzutreten, um alle menschlich-jüdische Kraft, ihre Technik, ihre Hilfsmittel und alle Fähigkeiten nützlich einzusetzen."

Angesichts so weitreichender Erklärungen, die auch die im deutschen Machtbereich lebenden Juden mit einschlossen, waren deutsche Sicherungsmaßnahmen im Krieg nicht unberechtigt. Nach den Informationen, die ich damals erhielt und an die Auslandspresse weitergab, hat sich das Reichssicherheitshauptamt im ersten Stadium des Krieges bis in den Herbst 1940 darauf beschränkt, die Auswanderung der Juden zu fördern und zu beschleunigen. Diese Politik habe beendet werden müssen, weil nicht nur beträchtliche Werte, sondern auch wichtige Informationen den Weg über die Grenzen genommen hätten. Die Einführung des sog. „Judensterns" im September 1941

zu erproben, nichts natürlich auch von den überdimensionalen Konzentrationslagern, deren Errichtung und jahrelange Erhaltung wichtigster Bestandteil britischer Besatzungstätigkeit auf deutschem Boden gewesen ist. Nichts von all den Geschehnissen und Entwicklungen, die einen anderen, nüchterner denkenden Engländer zu einem bemerkenswerten Buch über den „Rückfall in die Barbarei“* veranlaßt hat. Für Lord Russell gibt es in dieser Beziehung keine Selbstkritik, keine Gewissenserforschung und kein Nachdenken, sondern nur die Formel: „Die Deutschen sind an allem allein schuld.“

Um seinem merkwürdigen Buch, das nicht nur nicht der Versöhnung, sondern im Gegenteil der Verhinderung jeder Verständigung dienen soll, den rechten Schliff zu geben, beendet

---

wurde als erste sichtbare Maßnahme gegen das „unterirdische Treiben der Juden insbesondere bei der Verbreitung von Gerüchten unter der deutschen Bevölkerung“ bezeichnet. Als nächstes habe man sich mit dem Ernsterwerden des Krieges zur Zusammenfassung der Juden in eigenen Wohngebieten entschlossen. Diese Maßnahme habe sich nicht bewährt, weil die Juden in diesen Ghettos sich bewaffnet und militärisch organisiert hätten. Nun erst – im Herbst 1943 – sei man dazu übergegangen, das zu tun, wozu die deutschen Behörden schon bei Kriegsausbruch berechtigt gewesen seien, nämlich die Juden in Lagern zu internieren. Für alte und kranke Juden habe man aber aus humanitären Gründen das Ghetto-System beibehalten und ihnen die ganze Stadt Maria-Theresienstadt im Protektorat Böhmen und Mähren zur Verfügung gestellt, wo sie unter Selbstverwaltung lebten. Hinsichtlich der Verhaftung der in Dänemark lebenden Juden, die bis dahin von der Besatzungsmacht unbehelligt geblieben waren, wurde auf die jüdische Beteiligung an Sabotageakten verwiesen, die nun auch hier eine deutsche Sicherungsmaßnahme erforderlich machten.

Alle diese Punkte waren nicht unzutreffend, aber es war auch mir damals nur die halbe Wahrheit gesagt worden. So vertretbar die Sicherungsmaßnahmen erscheinen mochten, so gab und gibt es keine Rechtfertigung für die Maschinerie heimlicher Tötung, die von einer kleinen Gruppe von Fanatikern in Gang gesetzt wurde, wobei – wie sich inzwischen herausgestellt hat – jüdische Mithäftlinge eine nicht geringe Rolle spielten bei der Täuschung der Opfer über ihr bevorstehendes Schicksal.

Völlig klar ist und außer jedem Zweifel steht, daß die deutsche Öffentlichkeit an diesen dunklen Geschehnissen ebenso unbeteiligt war wie das britische Volk am Beginn des Bombenkrieges gegen offene Städte oder das amerikanische an den Atombombenwürfen auf Hiroshima und Nagasaki. Obwohl sich diese Ereignisse – im Gegensatz zu Auschwitz – vor aller Augen abspielten, so waren doch auch sie das Ergebnis von Kriegsentscheidungen, die ohne jede Einflußmöglichkeit von außen nur von einigen Wenigen getroffen wurden.

* F. J. P. Veale: Der Barbarei entgegen; wie der Rückfall in die Barbarei durch Kriegführung und Kriegsverbrecherprozesse unsere Zukunft bedroht. Deutsche Ausgabe, Hamburg 1954.

der Autor es mit einer gefühlvollen Schilderung des Dachauer Krematoriums; er nennt es „eine Spukvision des Teufels" - ob er weiß oder ahnt, daß er auch hier einem Schwindel zum Opfer gefallen ist?*

*

Wenige Stunden nach diesem letzten Bibliotheksbesuch stehe ich wieder - diesmal in Dover - an einer Schranke, an der der Menschenstrom in Inhaber britischer und anderer Pässe geteilt wird. Wieder wartet auf jeden Reisenden ein Beamter hinter dem Pult; aber man kann die britische Insel ungenierter verlassen als sie betreten. Ich bin auf Fragen vorbereitet - doch sie werden nicht gestellt.

Ein Stempel im Paß, das Abenteuer ist beendet.

---

* Zeitungsmeldung des „Münchner Merkur" 20. 7. 1955: „Die Schließung des Krematoriums im Lager Dachau für den öffentlichen Besuch fordert ein Antrag des Dachauer Landrats und CSU-Abgeordneten Heinrich Junker an den Landtag; in dem Antrag heißt es, es solle in dem Krematorium ‚nicht weiterhin damit Propaganda gemacht werden können, daß dort Opfer des Nationalsozialismus vergast oder lebendig verbrannt worden seien'."

Schlußstrich und neuer Anfang?

Wie es bei manchen Büchern der Fall ist, so ist auch dieses vor allem um des letzten Kapitels willen geschrieben worden.

Wir Deutschen haben ein Jahrzehnt erstickender Geistesverfassung hinter uns. Vansittart triumphierte. Alle Welt redete so heftig auf uns ein, wir – wir allein – seien das schwarze Schaf der Völkerfamilie, daß wir nahe daran waren, es zu glauben und damit alle Zuversicht zu verlieren und alle Fähigkeit, in die Zukunft zu blicken.

Seelisches Gleichgewicht ist eine notwendige Voraussetzung vernünftigen Handelns; deshalb ist es für uns Deutsche unvermeidlich, uns mancherlei Vergangenes vor Augen zu halten – nicht um in ein anderes Extrem zu verfallen und uns einzubilden, wir seien auf der Bühne der Weltgeschichte die allein verfolgte Unschuld und der Brite sei der Bösewicht, wohl aber um zu wissen, daß das Drama uns seit geraumer Zeit nur zur Hälfte und nicht immer mit richtigen Akzenten vorgeführt wird. Um die dazugehörige *andere Seite* des Geschehens anzudeuten, von der seit einem Jahrzehnt so beharrlich geschwiegen wird, lohnte es sich gewiß, im Buch des Vergessenen zu blättern.

In den dunkelsten Jahren – als ich wie so viele Hunderttausende anderer Deutscher durch die Lager und Gefängnisse geschleppt wurde – hatte ich natürlich keine Bibliothek und keine Dokumente zur Verfügung, aber um all dem Geschwätz zu widerstehen, das damals ohne die Möglichkeit des Widerspruchs auf uns niedertriefte, genügte mir der Satz eines großen Europäers, des Schweizer Historikers Jakob Burckhardt, den ich irgendwann im Kriege einmal in der „Kultur der Renaissance“ gelesen und seither nicht mehr vergessen habe:

> „Eine große Nation, die durch Kultur, Taten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neueren Welt verflochten ist, *überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige.*“

Nicht ohne Schärfe – und als ob er Vansittart vorausgeahnt hätte – fügte Burckhardt hinzu: „*Die Völker möge man mit Generalsentenzen in Ruhe lassen.*“

Das Bewußtsein der moralischen Gleichberechtigung aller europäischen Völker wieder durchzusetzen, ist eine der wichtigsten und ersten Aufgaben für die Aufräumungsarbeit, in der wir stehen. Uns Deutschen weiterhin ein Büßergewand zuzudiktieren und von uns Schuldbekenntnisse zu verlangen, nur um die Kriegs- und Nachkriegspropaganda und die Morgenthau-Politik zu rechtfertigen, hieße uns zur Lüge zwingen und zu einem Pharisäertum, das niemand nützt, weil es die Luft vergiftet, an der alle Anteil haben.

So viel auch geschehen ist – *noch* können die letzten fünfzig Jahre allgemein in der Weltgeschichte und im besonderen in der Geschichte des britisch-deutschen Verhältnisses in den Bereich der historischen Zwischenfälle verwiesen werden!

*

Der „Dreißigjährige Krieg", den England – nach Churchills Einleitungsworten zu seinen Kriegserinnerungen – gegen Deutschland geführt hat, ist der einzige große Waffengang der britischen Geschichte, den Großbritannien nicht schließlich doch gewonnen, sondern ganz gewiß verloren hat, obwohl der Gegner zweimal zu Boden geschlagen wurde.

Noch gilt die Tradition der Crowe und Vansittart in den Büros des „Foreign Office", noch lauern die Experten der antideutschen Haßpropaganda in der Fleetstreet auf jede Gelegenheit, sich in ihren alten Künsten zu produzieren – unvermeidlich aber ist ihre Stellung morsch geworden; das Ergebnis ihres Kampfes in falscher Richtung liegt so deutlich vor aller Augen, daß es nicht mehr totgeschwiegen, nicht mehr vertuscht, nicht mehr nur den Deutschen in die Schuhe geschoben werden kann. Die Tatsache, daß England Indien verloren hat und daß sein ganzes Kolonialreich ins Wanken geraten ist, hat so große Bedeutung und so dauernde Wirkung, daß die britische Öffentlichkeit wohl kaum daran gehindert werden kann, sie eines Tages gründlich zu entdecken.

Nicht nur der Wohlstand, sondern auch die *Aufgabe* dieses Inselvolkes ist in eine Krise geraten, in der – so darf man annehmen – der gesunde britische Geist sich, wenn auch spät, so doch nicht zu spät des Palmerston-Wortes erinnern wird: „Wir

haben keine ewigen Alliierten und keine dauernden Feinde. Unsere Interessen sind ewig und dauernd und diesen Interessen zu folgen, ist unsere Pflicht."

Das deutsche und das englische Volk haben heute das *Eine* gemeinsam: *daß sie in der größten Krise ihres nationalen Daseins stehen und daß es sich in den gegenwärtigen Jahrzehnten entscheidet, ob sie wieder einen neuen Anfang finden können.*

Beiden Nationen scheint für ihre Zukunftshoffnungen der Blick nach Osten verschlossen zu sein. Hitlers Traum von einer Wiederbelebung der alten Kaiseridee einer deutschen Ostkolonisation ist im gleichen Krieg gescheitert, der England die Herrschaft über Indien kostete.

Beide Nationen sehen sich der naheliegenden Aufgabe, ihre Kräfte zu sammeln, und der fernerliegenden, aber nicht minder bedeutsamen gegenübergestellt: dem Tätigkeitsdrang und der Schöpferkraft ihrer Jugend einen Ziel und Zukunft bietenden Wirkungsbereich zu eröffnen.

Heute fehlen sogar die *scheinbaren* Interessenskonflikte, die vor 1914 und vor 1939 die Geister verwirrten; wenn England heute - ob bewußt oder unbewußt - danach strebt, den Auflösungsprozeß seines Kolonialreiches zum Stillstand und Abschluß zu bringen, dadurch seine Beziehungen zu den Dominien und sein Weltansehen wieder zu befestigen, während die Deutschen ihre unmittelbaren Ziele darin erkennen, die Potsdamer Teilung des Reiches zu beenden und den Wiedereintritt in den Kreis der europäischen Großmächte zu vollziehen - so gibt es zwischen diesen beiden Interessensbereichen zumindest keinerlei Gegensatz. Statt dessen gibt es Berührungspunkte von beträchtlicher Bedeutung: die deutsche Wiedervereinigung wird der britischen Insel ein erhöhtes und notwendiges Maß von geographischem Schutz gewähren, andererseits kann die Aufrechterhaltung der britischen Restherrschaft im afrikanischen Raum den Ansatzpunkt für Planungen bieten, die uns Deutschen jenes Ventil öffnen, das wir für unsere Zukunft brauchen werden.

Gewiß hat sich schon mancher britische Kolonialpolitiker mit dem Gedanken beschäftigt, daß Machtentfaltung allein ein Kolonialreich nicht mehr zusammenhält und daß es um so sicherer steht, je bedeutender und zahlreicher die zivilisatorischen Projekte sind, die der weiße Mann im kolonialen Raum aufgreift und

verwirklicht. Nur wer Fortschritt bringt ist beliebt; nur wer beliebt ist, steht fest.

Es wird heute kaum mehr Deutsche geben, die Sehnsucht haben nach der mühseligen und kostspieligen Aufgabe, in irgend einem Teil der Welt eine deutsche Kolonialverwaltung zu errichten. Aber es gibt sehr viele Deutsche, die zu tatkräftiger Aufbauarbeit bereit sind, wo ihnen die Tore geöffnet werden und sie wirken können, ohne ihr Deutschtum verleugnen oder aufgeben zu müssen. Wenn es vor 1939 jemals zu deutsch-englischen Kolonialverhandlungen gekommen wäre, so glaube ich, daß die Lösung des Problems etwa in einer Erteilung von Konzessionen an deutsche Industrie- und Siedlungsgesellschaften oder in ähnlicher Linie gefunden worden wäre.

Der „Kolonialismus" in der britischen Form ist in zahlreichen Gegenden des Erdballes noch keineswegs so überlebt, wie das als Schlagwort behauptet wird. Die Engländer haben bekanntlich nicht - wie es die Spanier taten - Mischvölker geschaffen, sie haben auch nicht nach dem nordamerikanischen Verfahren die Urbevölkerungen ausgerottet und ihre Reste auf einige Reservate zurückgedrängt, sondern der Brite hat mit ordnender Hand die Naturvölker regiert, hat in Indien wie in Afrika den Kampf aller gegen alle beendet, den Seuchen Einhalt getan, Führungsschichten herangebildet und insgesamt die Grundlage einer Bevölkerungsvermehrung gelegt, die in nicht allzu ferner Frist ein ernstes Problem sein wird.

Die „Volk ohne Raum"-Frage wird eines Tages nicht mehr nur für die Deutschen gelten; in all den vielen vom weißen Kolonisator erschlossenen, zu innerem Frieden, geordnetem Dasein angehaltenen, von der bisherigen Selbstzerstörung bewahrten Millionenvölkern steht eine riesige Welle rassischer Vermehrung bevor, die sich erst mindern wird, wenn auch sie der Verstädterung anheimfallen. *Es läßt sich ahnen, welche Zusammenstöße und Explosionen der Welt bevorstehen, wenn nicht die ordnende Kraft und der forschende Geist des weißen Mannes sich weitschauend darauf vorbereiten, die Flut zu meistern.*

Die Frage stellen, ob solchen Aufgaben besser auf dem Wege des amerikanisch-russischen Gegensatzes oder auf dem einer britisch-deutschen Wiederverständigung begegnet werden kann, heißt sie beantworten.

Sollten wir – das ist die Problematik, die sich aus solchen Gedanken zwingend ergibt – nicht dort wieder zu beginnen versuchen, wo der alte Joseph Chamberlain zum letzten Male – und vergeblich – den Weg gewiesen hat, der beide, die Engländer wie die Deutschen, in unserem Jahrhundert glücklicher gemacht hätte: als er im November 1899 von der „natürlichen Allianz" sprach, die England und Deutschland aufeinander hinweist?

Zweifellos hat sich die Welt inzwischen geändert, Europa ist kleiner geworden, das zu einem wirkungsvollen Bündnis erforderliche Zusammenwirken muß tiefer greifen, als es unter den industriellen und militärischen Verhältnissen der Jahrhundertwende der Fall gewesen ist.

Andererseits haben sich gegenüber damals auch manche Probleme vereinfacht. Eine kommende britisch-deutsche „Entente" würde Frankreich nicht ausschließen – in der heutigen Weltlage ist der nur noch von einigen Ewig-Gestrigen in Paris gepflegte französisch-deutsche Gegensatz zu einer engstirnigen Marotte herabgesunken, die einer Zusammenfassung der Kräfte zwar noch entgegengestellt werden, sie aber nicht mehr ernstlich verhindern kann.

Es ist nicht die Aufgabe eines journalistischen Buches, Einzelheiten zu besprechen, die der Zukunft angehören und von Umständen abhängen, die nicht im Voraus überblickt werden können.

Immerhin mag es nützlich sein und dem Zukunftsausblick Lebendigkeit verleihen, wenn wir uns erinnern, daß ausgerechnet die Vansittart, Churchill und Duff Cooper, denen wir in diesem Buch mehrmals unerfreulich begegneten, einen bemerkenswerten Einfallsreichtum an den Tag gelegt haben, wenn es darum ging, Möglichkeiten und Formen phantasievoll auszuschmücken, unter denen sich eine enge Interessensgemeinschaft Großbritanniens mit anderen Staaten verwirklichen ließe.

So hat Vansittart im Juni 1940 – wie Churchill in seinen Erinnerungen berichtet (Band 2, Seite 251) – jenen ominösen Entwurf einer „französisch-britischen Union" zu Papier gebracht, mit der damals der Petain-Waffenstillstand verhindert werden sollte. Es war ein seltsamer und aus der Not des Augenblickes geborener Plan: „die Verfassung der Union wird für gemeinsame Organe der Verteidigung, der äußeren, der finanziellen und der

wirtschaftlichen Politik Sorge tragen. Jeder Bürger Frankreichs tritt unverzüglich in den Genuß der Bürgerrechte Großbritanniens, jeder britische Untertan wird Bürger von Frankreich."

Churchill wiederum, der behauptet, diesem Vansittartschen Entwurf skeptisch gegenübergestanden zu sein, erklärte im Jahre 1943 dem sich ablehnend verhaltenden Präsidenten Roosevelt, daß er (Churchill) es gerne sehen würde, wenn die Bürger Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, ohne ihre gegenwärtige Staatsbürgerschaft zu verlieren, imstande wären „zu kommen und zu gehen, Handel zu treiben und sich mit gleichen Rechten in den Gebieten des anderen niederzulassen" (vgl. Cowles a.a.O. Seite 381).

Und Duff Cooper - damals britischer Botschafter in Paris - sah im Januar 1945 (wie er in seinen Erinnerungen „Das läßt sich nicht vergessen", Deutsche Ausgabe 1954 berichtet) ein Bündnissystem „das stufenweise zu einem Staatenbund führen sollte" als dritte Weltmacht zwischen den USA und Rußland als Nachkriegsaufgabe vor sich. Diese organisierte Staatengruppe sollte nach Duff Coopers Vorstellung neben England noch Frankreich, Holland, Belgien, Portugal und Italien, aber - seinem bekannt begrenzten Gesichtskreis entsprechend - nicht Spanien und erst recht nicht Deutschland einschließen. Doch schon von dem von ihm vorgeschlagenen Torso konnte er mit gutem Grund erklären, daß er „einen gewaltigen Teil der Erdoberfläche bedeckt und eine riesige Bevölkerung aufweist". Er fand, daß einem solchen Staatenbund „praktisch der ganze afrikanische Kontinent zur Verfügung stünde; seine Mitglieder würden zusammen zu seiner Entwicklung beitragen können, zum eigenen Wohl und zu dem seiner Bewohner. Von den drei großen Interessengemeinschaften der Welt würde dieser Staatenbund im Laufe der Zeit die stärkste werden".

Diese „Vision" Duff Coopers, wie er sie selbst nannte, krankt nur daran, daß sie Englands „natürlichen" Bundesgenossen nicht berücksichtigt und daß sie - nicht zuletzt aus diesem Grund - keine ausreichende Abwehrkraft gegenüber der großen Landmacht im Osten repräsentiert. In allen anderen Punkten überzeugt, was der inzwischen verstorbene Botschafter als eine Art „Testament" hinterließ.

Schließlich darf bei der Aufzählung all dieser bisher nicht verwirklichten Zukunftsphantasien auch Hitlers – ebenfalls zu ungeeigneter Stunde vorgebrachter und deshalb verworfener – Einfall nicht vergessen werden: seine am denkwürdigen 25. August 1939 dem britischen Botschafter Henderson ausgesprochene Bereitschaft, „mit England Abmachungen zu treffen, die, wenn es nötig wäre, dem britischen Reich die deutsche Hilfe sicherten, ganz gleich wo immer eine derartige Hilfe erforderlich sein sollte".

Alle diese Gedankengänge so verschiedener Männer haben nicht nur miteinander gemeinsam, daß sie zu ungünstigen Zeitpunkten ausgesprochen oder an die falsche Adresse gerichtet wurden, sondern auch, daß in jedem ein bedeutsamer Kern zeitloser Richtigkeit steckt!

In einer erweiterten und vertieften Allianz-Idee zeichnet sich in der Tat das einzige politische Ziel ab, dessen Verwirklichung auch jetzt noch das deutsche, das britische und das europäische Existenzproblem zu lösen vermag.

Die Deutschen wie die Engländer wie die Franzosen und andere mehr sind Besiegte der beiden Weltkriege, die in Wirklichkeit europäische Zermürbungskriege waren – alle suchen sie eine neue Richtung für ihre Energien; warum sollte es nicht gelingen, sie miteinander in Einklang zu bringen?

*

Wenige Tage nachdem ich von England kommend wieder zu Hause am See eingetroffen war, veröffentlichte eine Hamburger Zeitung die Zuschrift eines britischen Offiziers, eines Oberst a.D., die sich wie ein Kommentar zu diesem Buch und zu dem Versuch des Ausblickes liest, der gewagt wurde:

> „Wie viele ernst denkende Deutsche", so heißt es in diesem an die „Welt am Sonntag" (29. Mai 1955) gerichteten Brief, „wissen, daß es bei uns in England während der dunklen Jahre von zwei verheerenden Weltkriegen ein starkes Element von klar denkenden Menschen gegeben hat, die die Tatsache einer gemeinsamen geschichtlichen Vergangenheit immer gesehen haben? Sie haben den Wahnsinn beklagt, daß zwei verwandte Nationen im blutigen Kriege zerrissen wurden. *Wenn diese zusammen die Welt vor der weitreichenden Wirkung der Katastrophen geschützt hätten, sähe heute alles anders aus* ... Der Schwamm hat die letzten vierzig

Jahre ausgewischt und in Wirklichkeit ist der historische Zeitpunkt zurückgekehrt, als deutsche und englische Soldaten Seite an Seite unter Wellington und Blücher kämpften...“

Sind die letzten vierzig Jahre wirklich schon „ausgewischt“? Ist der „historische Zeitpunkt“ britisch-deutscher Allianz wirklich schon zurückgekehrt?

Noch müssen zu den hoffnungsvollen Ansichten des alten Obersten beträchtliche Fragezeichen gesetzt werden.

Eine neue Epoche wird beginnen, wenn wir sie löschen dürfen.

*

Noch ein anderes, weiter zurückliegendes und tiefer führendes Wort eines Engländers soll hierher gesetzt werden, weil es uns wie kaum ein anderes beim neuen Anfang helfen kann.

Es stammt nicht von einem Soldaten, auch nicht von einem Politiker, sondern von dem Philosophen und historischen Denker Houston Stewart Chamberlain (er war ein entfernter Verwandter jenes Joseph und jenes Neville Chamberlain, von denen mehrfach berichtet wurde). Dieser Houston Stewart Chamberlain kam um die Jahrhundertwende als Engländer zu uns und blieb als Deutscher während des Ersten Weltkrieges in Bayreuth, wo er, mit einer Tochter Richard Wagners verheiratet, seine zweite Heimat gefunden hatte. Voll Kummer und Leidenschaft veröffentlichte er „Kriegsaufsätze“, in denen er sich mit der deutschen und der englischen Vergangenheit beschäftigte. Chamberlain war ein Kenner der Weltgeschichte, ein Seher möglicher Entwicklungen und doch ahnte er nicht, wieviel Gegenwarts-Sinn der Gedanke noch gewinnen sollte, den er damals im Jahre 1915 in einer seiner Betrachtungen niederschrieb:

> „Wir gelangen dazu, den unheilvollen Dreißigjährigen Krieg, der Deutschland fast vernichtete, als nur eine Episode in einem Prozeß der Klärung, der Gesundung, der Läuterung zu betrachten, als *eine notwendige Umbildung entgegen einer neuen, neue Formen beanspruchenden Zeit,* ein Vorgang, der nur darum schließlich zum Heil führte, *weil Deutschland während dieser langen Prüfungszeit sich in den verborgenen Tiefen seines Wesens treu geblieben ist.*“

Namenverzeichnis

Der vorliegende Band ist das achte Verlagswerk des im Sommer 1952 gegründeten Druffel-Verlages. Vorher sind erschienen *(die Zeitangaben beziehen sich jeweils auf das Erscheinen der ersten Auflage)*: ILSE HESS: England-Nürnberg-Spandau, Ein Schicksal in Briefen *(Oktober 1952)*; HEINRICH SANDEN: Europa ohne Phrase *(März 1953)*; ERICH KERN: Buch der Tapferkeit *(September 1953)*; JOACHIM VON RIBBENTROP: Zwischen London und Moskau, Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Annelies von Ribbentrop *(Dezember 1953)*; ALKMAR VON HOVE: Achtung Fallschirmjäger, Eine Idee bricht sich Bahn. Geleitwort von Generaloberst a. D. Kurt Student *(September 1954)*; FRIEDRICH CHRISTIAN PRINZ ZU SCHAUMBURG-LIPPE: Souveräne Menschen, Kleine Lebensregeln – großgeschrieben *(November 1954)*; Dr. JULIUS LIPPERT: Lächle und verbirg die Tränen, Erlebnisse und Bemerkungen eines deutschen „Kriegsverbrechers" *(Februar 1955)*